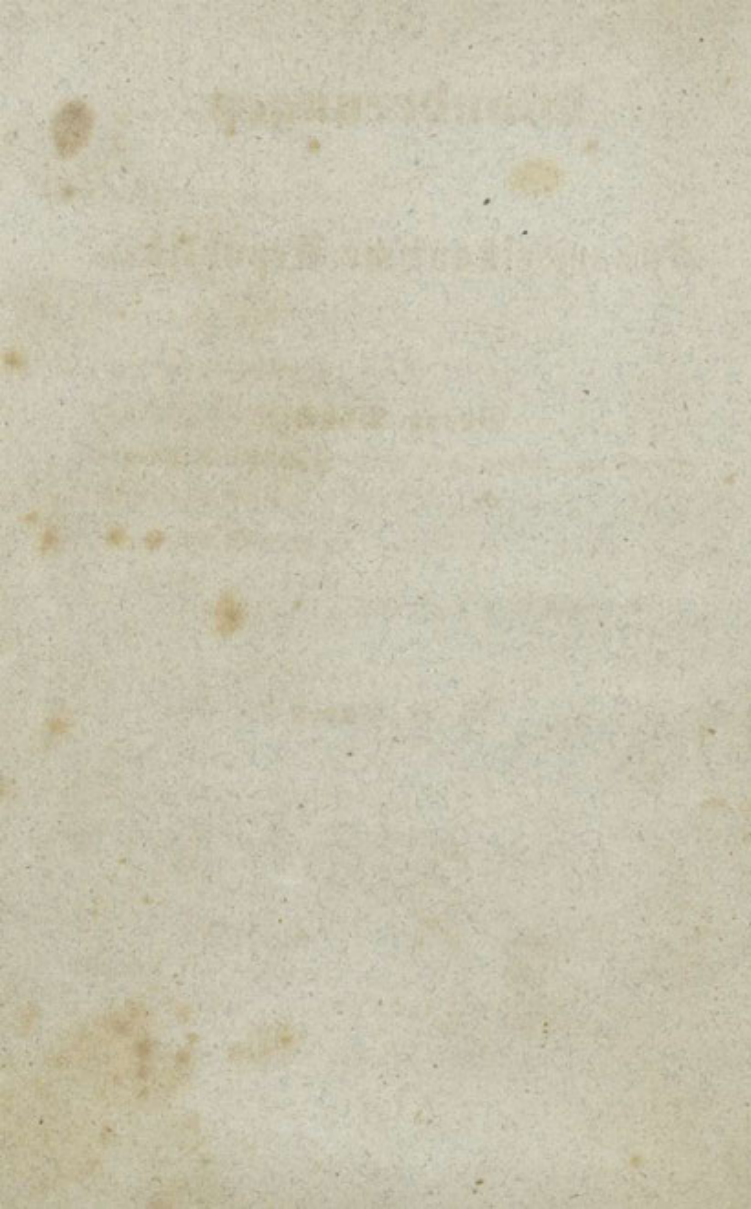




**Bsb.**  
**Am. 9.**







1591

# Wanderungen

durch

## Südamerikanische Republiken.



Von

Georg Byam,

Verfasser von: „Wildes Leben im Innern von Central-Amerika.“

Aus dem Englischen

von

M. B. Lindau.



Dresden,

Rudolf Künze.

1851.

*Lit. podrzorni -  
Aweyha Poinchi*

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55  
tel. 22 69-78-773



Wa5165300

Verhandlungen

1871

Verhandlungen der Abgeordneten



28237

UNIVERSITÄT  
WIEN  
BIBLIOTHEK

NH-63768

## V o r w o r t.

---

Nachdem der Verfasser sich längere Zeit in Chile aufgehalten und zum Theil mit Bergbau beschäftigt hatte, reiste er längst der westlichen Küste nach Central-Amerika, um tief im Innern dieses Landes seine einsame Hütte aufzuschlagen. Er hat uns in seinem ersten Werke — „Wildes Leben im Innern von Central-Amerika“ — eine treue Schilderung von seinen Erlebnissen und Beobachtungen in diesem Lande gegeben und beschreibt nun in dem vorliegenden seine Reise dorthin, auf welcher er, wie er versichert, so viel als möglich jeden allzu betretenen Weg vermieden hat. „Bei unserer Ankunft im dichten Walde von Central-Amerika,“ sagt er in seinem Vorworte, „werde ich von dem Leser Abschied nehmen und es ihm überlassen, auf den ihm beliebigen Wege heimzukehren, wenn er es nicht vorzieht, noch einige Augenblicke bei mir zu ver-

weilen und die höchst wichtige Frage hinsichtlich der Möglichkeit einer Wasserverbindung zwischen dem Atlantischen und Stillen Ocean mit mir zu erörtern. Ich gebe dem Leser meine mit kleinen Reiseerlebnissen durchwebten Bemerkungen über die Sitten und Gebräuche der Bewohner der langausgedehnten westlichen Küste und über die Gewohnheiten und die Beschaffenheit der Thierwelt als das Ergebniß meiner eignen Erfahrung und werde mich glücklich schätzen, wenn der letzte Abschnitt, welcher die erwähnte hochwichtige Frage behandelt, der Menschheit irgend nützlich sein könnte.“

**L.**

# I n h a l t.

---

- Erster Abschnitt.** Republik Chile. Natürliche Gränzen. Klima. Regierungsform. Leibeigenschaft der Bauern. Ermordung des Don Diego Portalis. Streitmacht.
- Zweiter Abschnitt.** Chile's Bergwerke. Schmelzhütten. „Der Seelenpfad.“ Das Kochen auf bedeutenden Höhen. Rückweg.
- Dritter Abschnitt.** Goldminen und Goldwäscherei. Ehrlichkeit der Maulthiertreiber. Ihr Nachtlager. Entdeckung eines Silberbergwerks. Die geheimen Schätze der Indianer. Die Bergleute. Chilenische Producte.
- Vierter Abschnitt.** Das chilenische Pferd und seine Eigenthümlichkeiten. Von Santiago nach Coquimbo und wie man zu reisen pflegt. Urthümliche Dreschmethode. Die Vampyrfliebermaus.
- Fünfter Abschnitt.** Hornvieh in Chile. Das jährliche Rodeo. Das Matanza.
- Sechster Abschnitt.** Eine Puma-Jagd. Raubthiere. Wildfalkenbeize. Der Regenpfeifer als Ghestifter.
- Siebenter Abschnitt.** Der Kontor und seine Erlegung. Eine unangenehme Lage. Das Adlernest. Die Chinchilla. Das Nest des Straußes.
- Achter Abschnitt.** Chiles Bewohner. Die Frauen und ihre Erziehung. Ehegebräuche. Das Erbfolgesetz. Tracht. Lebensart. Die ärmeren Klassen.
- Neunter Abschnitt.** Abkunft der Chilenen. Albinos. Südchilenische Räuber. Salteadores. Serenos. Hinrichtungen.
- Zehnter Abschnitt.** Die chilenische Geistlichkeit. Ihre „Richten.“ Ihre Unduldsamkeit. Indianischer Abglaube.



**Elfter Abschnitt.** Besteuerung. Unredlichkeit englischer Manu-  
facturisten. Einfuhr- und Ausfuhrsteuern. Chilenisches Klima.  
Einige gute Rathschläge.

**Zwölfter Abschnitt.** Republik Peru. Callao. Lima. Früchte.  
Nationalschuld. Chilenische Verrätherei. Sklaverei und Re-  
publikanismus. Stiergefechte. Santa Cruz. Charakter der  
Peruaner.

**Dreizehnter Abschnitt.** Kap Blanco. Eigenthümliche Fahr-  
zeuge. Delfin-Fischerei. Ein Haifisch. Guayaquil. Der  
Alligator. Santa Cruz. Ein altes Braut. Erlegung einer  
Schlange. Des Padre's Erzählung.

**Vierzehnter Abschnitt.** Häfen von Central-Amerika. Drcane  
und ihre Wirkungen. Klima, Früchte u. s. w.

**Fünfzehnter Abschnitt.** Die Wasserverbindung zwischen dem  
Atlantischen und Stillen Ocean.



## Erster Abschnitt.

### Republik Chile.

Natürliche Gränzen. Klima. Regierungsform. Leib Eigenschaft der Bauern. Ermordung des Don Diego Portalis. Streitmacht.

Kein Land der Erde, wenn es nicht eine Insel ist, kann bestimmtere Gränzen haben als Chile. Der stille Ocean bildet die westliche, die mächtige mit ewigem Schnee bedeckte Gebirgskette der Anden die östliche Gränze. Die nördliche Gränze wird sehr deutlich durch die öde furchtbare Wüste Atacama, die südliche nicht minder bestimmt durch die Speere und Passos der wilden Araucos oder Araucano-Indianer bezeichnet. Letztere ist weniger sicher als die übrigen und erfordert zu ihrem Schutze stets einen großen Theil des stehenden Heeres; aber die erwähnten Speere und Passos sind und waren jederzeit hinreichend, die Chilenen abzuhalten, diese Gränze zu erweitern oder irgend einen Versuch zu einer sogenannten „Beifügung“ zu machen.

Das Meer und die Anden bieten die einzigen Ein- und Ausgänge und die bedeutendsten Häfen sind Concepcion, Valparaiso und Coquimbo — allerdings keine ordentlichen Häfen, sondern vielmehr nur Baien

und Ankerplätze, die mit Ausnahme von Coquimbo keine große Sicherheit bieten. Es gehen hier in Folge der nördlichen Stürme, die glücklicher Weise nur selten eintreten, jeden Winter einige Schiffe verloren. Ueber die Anden führen drei Hauptpässe. Der südliche ist der Paß von Santa Rosa, der mittlere der Paß von Maypo und der nördliche liegt in der Provinz Coquimbo. Auf jedem dieser Pässe befindet sich eine Art Wache oder vielmehr ein von einigen Mann besetztes Zollhaus und es ist ein seltener Fall, daß es Jemand gelingt, sich aus dem Staube zu machen; oder ohne Paßsurschein das Land zu verlassen; denn der Norden und Süden sind da, wo es kein Wasser gibt, hinreichend durch die dürre Wüste Atacama und die erwähnten Araucos gesichert.

Ebenso gibt es vielleicht in keinem andern Lande eine solche Verschiedenheit des Klimas und der Temperatur wie in Chile. Von Norden nach Süden, eine Länge von ungefähr tausend englischen Meilen, verändert sich die Temperatur, wenn man dem Aequator näher kommt, natürlicher Weise sehr auffällig; einen noch auffallenderen Wechsel aber fühlt man auf der Reise von Westen nach Osten. Hier hat der Reisende zuweilen Gelegenheit, an einem und demselben Tage den Uebergang von der brennenden Hitze der Ebenen zu der heftigsten Kälte und zu ewigem Schnee kennen zu lernen. Die Veränderung ist eine sehr plötzliche und obgleich ich von manchem halbverbrannten Reisenden in den Ebenen das sehnliche Verlangen nach einem recht tüchtigen Herumkollern in dem über ihm glänzenden Schnee habe aussprechen hören, so ist mir doch kein

einzig vorgekommen, der nicht, nachdem er dort oben angelangt war, den sehnlichen Wunsch geäußert hätte, unerfroren wieder in den Ebenen angelangt zu sein.

Im Süden gleicht das Klima dem französischen und die üppige Vegetation zeigt deutlich, daß die Provinz Concepcion hinreichend mit Regen gesegnet ist. Hier findet man überall schönes Gras und kräftig gewachsene Bäume. An Bewässerung ist kein Mangel und Alles, das in derselben nördlichen Breite gut gedeiht, kommt auch in den südlichen Provinzen fort, die überdieß auch sehr gesundes Klima haben.

Auf dem Wege nach Norden verändert sich das Klima allmählig und wenn man ungefähr die Breite von Valparaiso oder Santiago (33°) erreicht, wird der Regen bedeutend seltener als in dem Theile des Landes, den man hinter sich gelassen hat. Natürliches Gras findet man nur nach dem wenigen Regen, der hier vorkommt, und dieses wird dann bald von Rindern und Maulthieren abgeweidet oder von der brennenden Sonne versengt; man muß daher zur Erzeugung künstlichen Grases seine Zuflucht nehmen, das einzig und allein durch Bewässerung hervor zu bringen ist. Die Art, wie man diese Bewässerung herstellt, ist wahrhaft wunderbar, wenn man erwägt, daß die „Acequias“ oder kleinen Kanäle oft nur mit dem Auge und häufig viele Meilen weit wasserrecht gemacht werden.

Das in Chile in ungeheurer Menge verbrauchte und erzeugte künstliche Gras heißt „Alfalfa“ — Klee, es ist jedoch kein Klee, sondern vielmehr eine gute Art von Luzerne. Es erfordert eine reichliche Bewässerung,

wächst sehr schnell und hat die vorzügliche Eigenschaft, daß es ein Lieblingsfutter der weidenden Thiere ist und durch schwere Arbeit abgezehrten Pferden und Maulthieren schnell wieder Fleisch gibt, ohne sie zur schweren Arbeit untauglich zu machen. Wenn das Gras völlig abgeweidet ist, werden die Thiere auf ein frisches Feld getrieben, während man die zeitherige Weide auf einige Tage unter Wasser setzt, worauf sie theils durch die Bewässerung theils durch die heiße Sonne schon in sechs Wochen wieder eine Heerde von Thieren sättigen kann oder, wenn sie sich in der Nähe einer Stadt befindet, wieder reis zum Hauen ist. Ich wüßte nicht, was das Volk von Chile — als ein Reitervolk — ohne dieses nützliche Gras anfangen wollte.

In der Gegend von Santiago gedeiht Alles in reicher Fülle. Der Weizen ist noch sehr gut, nicht minder die Gerste, die in Chile die Stelle des Hafers vertritt. Es wachsen hier fast alle Pflanzen, die man in Europa erbaut, und außerdem noch manche andere, die man bei uns nicht kennt. Birnen und Äpfel sind von sehr geringer Art; dagegen findet man überall sehr gute Erdbeeren, große Pfirsichen, die auf freistehenden Bäumen wachsen, aber meist von jener Art sind, die einen anhangenden Kern hat; Aprikosen und Aprikosenspfaumen, gleichfalls auf freistehenden Bäumen wachsend, sehr schöne Orangen, die köstlichsten Melonen, Feigen und Weintrauben, die man nebst vielen andern Früchten in Santiago beispießlos billig feilbietet.

Die thierischen Producte sind ebenfalls sehr billig, nur die Butter ist überaus schlecht und theuer; dagegen



kauft man Geflügel und Rindfleisch für mäßige Preise. Ich habe auf dem Lande in der Nähe von Santiago häufig Geflügel das Stück für drei Pence (englisch) und einen großen Truthahn für weniger als zwei Schillinge gekauft. In Valparaiso, wo sehr viele Engländer und andere Fremde wohnen, ist Alles sehr theuer; Pferdefutter ist sehr kostspielig und sehr rar. Die Miethe für ein Haus beträgt häufig tausend bis zwölfhundert Dollars.

Weiter nach Norden wird der Reisende eine noch schnellere Veränderung des Klimas bemerken. Coquimbo, das nur drei Breitengrade nördlicher als Santiago liegt, welche drei Grade aber durch die chilenischen Wege zu einer Strecke von vierhundert und fünfzig (engl.) Meilen werden, hat im Allgemeinen einen trefflichen Boden, aber es fehlt an hinreichendem Regen und die Folge davon ist, daß oft Jahre lang keine Spur von natürlichem Graswuchse zu sehen ist und daß die Maulthiere und Pferde der ärmeren Leute, die ihre Thiere nicht auf bewässerte Weiden bringen können, je nach Verhältniß der Dürre sehr zu leiden haben und häufig in großer Anzahl umkommen.

Da die Provinz Coquimbo eine Bergwerksgegend ist, so hält man hier ungeheure Heerden von Maulthieren, die dazu benutzt werden, das Kupfererz oder die Kupferbarren zur Verschiffung nach dem Hafen von Coquimbo zu bringen. Einige dieser Maulthierschaaren gehören den Eigenthümern der Bergwerke, meist aber sind sie Eigenthum eines Maulthiertreibers, der sich mit seinen Söhnen oder Dienstleuten für die Reise verdingt. Jedes Maulthier trägt durchschnittlich

sechszehn „Arbas“ oder vier spanische Centner, das eine mehr, das andere weniger, doch werden vier und sechzig Centner — ein sogenanntes „Cajon“ — nur als eine Ladung für sechszehn Maulthiere bezahlt, die dann von den Maulthiertreibern nach Belieben auch auf zwanzig Maulthiere vertheilt werden kann. Ich habe in Chile nie ein beladenes Guanaco gesehen, obgleich man in Peru täglich lange Züge von Lamas sieht; man hat im Norden die Ansicht, ein Maulthier trage sechszehn „Arbas“, ein Burro (Esel) acht und ein Guanaco nur vier; aber man bedenkt nicht, daß ein Maulthier schlechterdings Gras haben muß, daß ein Esel von bloßem Strauchwerk und ein Guanaco fast von Steinen leben kann.

Es regnet in Coquimbo selten mehr als vier oder fünf Tage im Jahre; jeder Regenstunde wird mit ängstlicher Erwartung entgegen gesehen und während dieser vier oder fünf Tage regnet es täglich gewöhnlich nur einige Stunden. Ich erinnere mich jedoch eines Jahres, wo es fast ununterbrochen neunzehn Tage regnete. Der Regen begann mit einem feinen Nieseln, wodurch der Boden vorbereitet wurde, dasjenige, was folgte, gehörig zu nutzen, und das Ergebniß war, daß das natürliche Gras an Stellen, wo in andern Jahren kaum eine Ziege sich nähren konnte, bis zur Höhe eines Pferdes empor wuchs.

Alle Lebensbedürfnisse sind hier weit theurer und schwieriger zu erlangen als in den südlichen Provinzen. Geflügel und Fleisch sind mehr als um das Doppelte theurer und Früchte sind kaum zu finden. Eben so selten sind Gemüse, außer in der Stadt selbst.



Weiter nach Norden wird das Klima immer schlimmer, und wenn bei Coquimbo nur wenig Regen fällt, so fällt bei Huasco fast gar keiner. Der Boden ist zwar vortrefflich, aber die Bewässerung so schwierig, daß nur sehr wenig Land tragbar gemacht werden kann.

Gemüse und Früchte darf man hier kaum erwarten; Geflügel und Fleisch sind wohl sechsmal theurer als im Süden, und da wir jetzt in dem Districte der Silbergruben angelangt sind, so finden wir, daß wir hier kaum etwas für weniger als einen Dollar erlangen können, was man fünfhundert (engl.) Meilen weiter südlich gern für eine Wenigkeit oder selbst umsonst gibt.

Noch weiter nördlich hören die jährlichen Regen fast ganz auf und das wenige Pflanzenleben, das hier vorkommt, wird einzig und allein durch künstliche Bewässerung erzeugt.

Endlich hat der Reisende nördlich von Copiapo die letzte Gränze der Vegetation erreicht und sieht sich in seinem weiteren Fortschreiten durch die dürre Wüste Atacama gehemmt, die auf dieser Seite Chiles sichere Gränze bildet.

Nachdem ich den Leser auf diese Weise ziemlich vom Süden bis zum äußersten Norden von Chile geführt habe, wollen wir in die Hauptstadt zurückkehren, um einige Ausflüge in die Nachbarschaft zu unternehmen und einige Bemerkungen über die Regierung zu machen, die eine über ein unermessliches Gebiet nur dünn zerstreute Bevölkerung von zwei Millionen Seelen beherrscht. Ich habe meinen Leser absichtlich gleichsam

im Fluge über eine Strecke von vielen hundert Meilen hinweggeführt und wir wollen nun andrücken, um das, was wir gesehen haben, etwas näher in Betrachtung zu ziehen.

Die Regierung von Chile wird eine republikanische genannt und von denjenigen, die bloß auf den Namen sehen, auch wirklich für eine solche gehalten; aber sie ist in der That eben so wenig eine Republik im strengen Sinne des Wortes als die Herrschaft irgend einer anderen Regierung, die sich auf die Geistlichkeit, auf die höchsten Klassen der Vornehmen und auf das Heer stützt. Die einzige Ähnlichkeit mit einer Republik liegt bei dieser Regierung im Namen, während sie streng genommen nichts weiter ist als eine Oligarchie mit einer ungeheuren wirklichen Feudalmacht; diese Macht liegt in den Händen Weniger und diese Wenigen sind die Häupter der Geistlichkeit sowie auch die Grundbesitzer, die Eigenthümer großer Güter und ungeheurer Rinderheerden.

Diese Eigenthümer der „Haziendas“ sind in der That in demselben Grade Eigenthümer der Bauern wie der Feudalherr Eigenthümer seines Leibeignen war; aber die Verpflichtung und die Macht sind allerdings ganz anderer Art; denn der Grundbesitzer in Chile fußt auf nichts weiter als auf jener Macht, welche ein in der ganzen Welt anerkanntes Gesetz ihm gibt — nämlich das Gesetz in Betreff des Schuldners und Gläubigers.

Städte und größere Ortschaften mögen diesem Einflusse weniger ausgesetzt sein; aber auf großen Besitzthümern ist er wirklicher Feudalismus. Diese Be-

merkung mag sonderbar erscheinen — Republikanismus und Feudalismus wie läßt sich das vereinigen? Aber eine einfache Darstellung der auf einem jener großen Güter üblichen Verwaltung, die mehr oder weniger auf jedem Besizthume dieselbe ist, wird die Sache bestätigen.

Ich hielt mich einige Zeit bei einem Freunde auf, der ungefähr hundert Meilen südlich von der Hauptstadt Santiago eine sehr große Hazienda besaß, und benutzte natürlicher Weise diese Gelegenheit, mich mit der Art und Weise bekannt zu machen, wie die Besizung geleitet wurde. Die jährlichen Einkünfte dieser Hazienda beliefen sich über sechszig tausend Dollars und meines Freundes Einkommen oder Reichthum hatte sich durch die bedeutenden Summen, welche er alljährlich zurücklegte — denn seine Ausgaben betrugten kaum den vierten Theil seiner Einnahmen — sehr ansehnlich vermehrt. Die Ergebnisse meiner Beobachtungen waren folgende.

Die Bevölkerung eines solchen Besizthums wird selten nach der wirklichen Seelenzahl berechnet. Alte und schwache Männer, Frauen und Kinder werden bei der Zählung übergangen und der Eigenthümer der Besizung kann zuweilen sagen: „Es sind tausend Mann bereit“), auf meinen Ruf zu Pferde zu steigen.“ Die meisten dieser Leute sind zwar zu Dienstleistungen verpflichtet, werden aber dafür nie mit Geld bezahlt, sondern der Besizer gibt ihnen ein Stück Land, das sie bebauen. Will der „Peon“, oder Bauer, Weizen säen,

) Ich habe bei dieser Zahl die Besizung im Sinne, welche ich beschreibe.

so versieht ihn der Patron mit Samen, den er zur Erntezeit zurückgeben muß.

Für dieses ihm überlassene Land muß der Peon seinem Grundherrn alljährlich eine gewisse Anzahl von Arbeitstagen leisten und die Einberufung zu solchen Dienstleistungen ist lediglich dem Belieben des Eigenthümers oder seines „Majordomo“ überlassen.

Wird mehr Arbeit verlangt, als die Bauern zu leisten verpflichtet sind, so erhalten sie dafür eine gewisse Entschädigung an Geld oder Waaren. Die Löhne sind sehr gering und der Arbeiter kann Geld oder Waaren beanspruchen, wie es ihm beliebt. Im Anfange wird er allerdings die Wahl haben, aber schon in kurzer Zeit wird er wahrnehmen, daß er keine mehr hat.

Außer den oben erwähnten Dienstleistungen muß der Bauer alljährlich einmal auf einige Tage sein Pferd besteigen und seinem Herrn bei dem großen jährlichen „Rodeo“ behilflich sein. Da aber diese Tage von jedem chilenischen „Guasso“ für eine Zeit der Belustigung gehalten werden, so gilt dieß eben nicht für eine lästige Verpflichtung. Er hat aber außerdem auch jedesmal sein Pferd zu besteigen, so oft die Rinder von einer Weide auf die andere getrieben werden, und muß zur Herbstzeit bei dem Ausdreschen oder vielmehr Austreten des Getreides behilflich sein. Endlich muß er aber auf jeden Befehl seines „Patrons“ bereit sein, sein Pferd zu besteigen.

Unter solchen Umständen führen die „Peons“ ein ziemlich ungemächliches und ungewisses Leben. Unter der Herrschaft eines guten und milden Herrn können



sie sich allerdings ganz wohl befinden, während hin- gegen ein strenger Gebieter die Macht hat, sie wahr- haft zu quälen.

Aber der Leser könnte sagen: „Dies ist kein Feuda- lismus; der Bauer kann sich entfernen und seinen bösen Herrn mit einem guten vertauschen.“ Man warte einen Augenblick.

Jeder Grundherr oder Landeigenthümer hat auf seiner „Hazienda“ einen Kramladen, in welchem alle nützlichen Gegenstände, deren ein „Peon“ bedarf, zu verkaufen sind. Hier giebt es „Charque“ oder geräucher- tes Rindfleisch, Lichter, Karrenschmiere, Jacken, Bein- kleider,beutel, Säcke, Stiefel, Schuhe, Leinwand, Kaliko, Knöpfe, Zwirn, Nadeln, sowie Sättel, Sattel- kissen, Sudaderos, Gebisse, Zügel und ungeheure Spo- ren, ebenso aber auch Versuchungen in der Gestalt von Mouffelin, Gaze, französischen Ohrringen und Halsketten und alle jene Luxusgegenstände, die für das (nur im Vergleich) schönere Geschlecht von Reiz sein können.

Die ersten Gegenstände, nach welchen ein chile- nischer Guasso trachtet, sind ein schöner Sattel und gute Felle oder Satteldecken für sein gewöhnlich gutes Pferd, ein verziertes Stirnblatt und große Sporen, wo möglich von Silber. Er geht in den erwähnten Laden, wo er leicht für die ganze Ausrüstung Credit erhält, — und wird augenblicklich ein Leibeigner; er kann seine Schuld nie bezahlen oder, wenn er auch die oben genannten Gegenstände bezahlt, so bleibt er da- gegen andere und selbst unentbehrliche Dinge schuldig, die er nur in diesem Laden und nirgend anders er-

halten kann. So kommt er endlich in jenes Schuldverhältniß, durch welches er eben so sehr an die Scholle gefesselt wird — wie ein englischer Leibeigener zur Zeit der ersten normännischen Könige. Es ist nutzlos zu fliehen und eine andere Heimath und einen andern Patron zu suchen; er kann mit Gewißheit darauf rechnen, daß er wieder eingefangen, zurückgebracht und strenge bestraft wird, während die Kosten seiner Einfangung noch überdieß seiner ursprünglichen Schuld beigerechnet werden. Er ist vollständig und in jeder Hinsicht an die Scholle gebunden — und geht das Besizthum auf Erben über, so vererbt auf diese auch die Schuld; selbst wenn die Hacienda verkauft — an Fremde verkauft wird, kann die Schuld mit derselben verkauft werden und der Schuldner ist unter solchen Umständen nichts als ein Leibeigener von etwas besserer Art. Unter den tausend Leuten, die bereit waren, meines Freundes Befehl Gehorsam zu leisten, befanden sich kaum zwölf schuldenfreie, — sie hatten sich im vollen Sinne des Wortes verkauft.

Viele Leute wissen sich allerdings von dieser Abhängigkeit frei zu halten und die Bewohner der Städte und die „Squatters“ in den wilderen Theilen des Landes kennen diesen Druck nur dem Namen nach; aber Chile's Unabhängigkeit wurde nicht durch Krämer und durch die Bewohner der Städte, sondern eben durch jene von ihren Grundherren hierzu aufgereizten und angetriebenen „Guassos“ errungen. Nach ihrem Siege kehrten sie ruhig und geduldig in ihr Joch zurück, das allerdings in den meisten Fällen ein sehr leichtes, aber doch immer ein Joch ist.



Selbst die höheren Klassen der Abhänglinge, wie Majordomos, Oberhirten, sind fast immer dem Schuldbuch ihrer Patrone verfallen; und dennoch leben Patron und Peon, Herr und Diener, unter diesem fast vollständigen Feudalsystem in ziemlich freundschaftlichem Verhältnisse.

Der Eigenthümer einer großen Besizung hält es nicht unter seiner Würde, wenn er auf dem Lande ist, täglich mehrere Stunden hinter dem Zahlisch seines Kramladens zu sitzen und Band und Kaliko abzumessen, sowie Nadeln, Sättel und Sporen zu verkaufen; und viele dieser Eigenthümer sammeln sich durch strenge Sparsamkeit ein ungeheures Vermögen; denn ich habe keinen Besizer eines größeren Gutes kennen gelernt, der sein Einkommen auch nur halb verbraucht hätte.

Ich will eine Uebersicht von dem jährlichen Ertrage des von mir erwähnten Besizthums geben und dieser kann als Maßstab für die meisten anderen Besizungen dieser Art angenommen werden; doch muß ich bemerken, daß die Güter in der Nähe großer Städte einen weit höheren Werth haben als die weiter entfernt liegenden, da man hier die Rinder täglich oder wöchentlich an die Fleischer verkaufen kann, statt sie einmal jährlich zu schlachten.

Außerdem wird der Alfalfa auf den Feldern als Pferdefutter in die Stadt geschafft und das Weideland zum Theil verpachtet.

Der Besizer der erwähnten Hazienda erbaute jährlich 36 — 40,000 Fanegas Weizen, die zu dem niedrigen Preise von einem Dollar für die Fanega

(ungefähr 160 Pfund) jährlich gegen 40,000 Dollars einbringen.

Er besaß eine Heerde von ungefähr 14,000 Rindern.

Von einer solchen Heerde wird alljährlich eine gewisse Anzahl zu dem großen „Matanza“ oder Schlachten ausgesucht und jedes dieser geschlachteten Rindergilt Alles in Allem gerechnet ungefähr zwei und zwanzig Dollars; für gewöhnlich aber berechnet man den von Rindern zu erlangenden jährlichen Ertrag zu nicht viel mehr als einen Dollar auf das Stück. Vierzehn Tausend Rinder oder Ochsen geben also jährlich ungefähr 16,000 Dollars. Die Weiden, welche der Eigenthümer für Maulthiere verpachtete, schätzte man auf 2000 Dollars und den Ertrag des Kramladens auf 4000 Dollars. Kurz sein Besitzthum brachte ihm jährlich gegen 60,000 Dollars ein, wobei die schönen runden Summen, die er durch Pferde- und Maulthierzucht gewann, noch gar nicht mit eingerechnet sind.

Der einzige Unterschied zwischen den Gutsbesitzern des Südens und den des Nordens liegt darin, daß die Letzteren mit ihren anderen Ertragsquellen auch noch Erzgruben und Schmelzwerke verbinden. Die Bergleute und Maulthiertreiber, die sämmtlich, je nachdem sie es wünschen, mit baarem Gelde oder mit Waaren bezahlt werden und keineswegs an eine gewisse Scholle gefesselt sind, befinden sich ziemlich wohl, und da die Löhne, die Nationen und im Allgemeinen auch die Behandlung überall einen und denselben gesetzlichen Maßstab haben, so ist es ihnen ziemlich gleichgültig, unter welchem Herrn sie dienen. Aber selbst der Bergmann kann nie bei einem anderen Herrn in

Dienst treten, wenn er nicht durch eine von seinem letzten Herrn unterzeichnete Bescheinigung darthun kann, daß er diesem nicht verschuldet ist.

Die obigen Angaben beziehen sich nur auf die Ackerbauarbeiter und die Abhänglinge großer Güter, keineswegs aber auf Handwerker und die Bewohner großer Städte; man kann jedoch annehmen, daß wenigstens vier Fünftel der ganzen Bevölkerung von Chile von irgend einer Hacienda abhängig seien.

Hiernach sind es also in der That die Landeigenthümer mit der Beihilfe der allmächtigen Geistlichkeit, welche die Regierung beeinflussen, obgleich selten ein Landeigenthümer zu deren Mitgliedern gehört.

Der Präsident war seither gewöhnlich ein Soldat, welchem eine Anzahl Civilisten, meist Rechtskundige, zur Seite stehen, und es war der General Prieto, der das Glück hatte, den einzigen Mann an seiner Seite zu sehen, der je eine Spur von staatsmännischer Fähigkeit gezeigt hat. Dieser Mann war der arme Don Diego Portalis, der später auf die feigste und verrätherischste Weise von einem Theile des Heeres ermordet wurde.

Bei seinem Amtsantritt war es sein erstes Bestreben, alle Straßen und Wege sicher zu machen, und die zahlreichen Köpfe und Hände, die auf Stangen gesteckt an den öffentlichen Wegen in der Sonne dorreten, zeigten den wenigen noch übrig gebliebenen verwegenen Straßenräubern, die vorher jeden Weg unsicher gemacht hatten, wie es ihren Gefährten ergangen war. Hierauf wendete er seine Aufmerksamkeit auf die Finanzen des Landes und es gelang ihm, sie einiger-

maßen zu ordnen. Seinen Tod fand er auf folgende Weise; denn das Ereigniß ist für die südamerikanische Armee so charakteristisch, daß es wohl mitgetheilt zu werden verdient, wenn es auch, wovon mir zwar nichts bekannt ist, schon einige Male erzählt worden sein sollte.

Es sollte eine Abtheilung des Heeres die Musterung passiren und diese Abtheilung wurde von einem undankbaren Schurken befehligt, der durch Portalis aus niederem Stande emporgestiegen war und endlich den Oberbefehl über eine Division erlangt hatte. Don Diego Portalis begab sich an Ort und Stelle, um die Musterung vorzunehmen; er war der einzige anwesende Minister und näherte sich der aufgestellten Fronte mit einem schönen Pferde, das an seiner Seite geführt wurde und womit er seinem Schübling ein Geschenk machen wollte.

Der falsche Judas kam seinem Gönner entgegen, aber nur um ihn gefangen zu nehmen.

Dieser Mann, obgleich er einen solchen Namen nicht verdient, hatte nämlich unter allerlei falschen Vorwänden die Offiziere und Mannschaften der unter seinem Befehl stehenden Heeresabtheilung vollkommen verführt und bestochen; er hatte ihnen aus einander geseht, daß ihre gegenwärtige Regierung eine ungerechte sei und daß sie schlechterdings eine neue einsetzen müßten. Kurz er wollte Präsident werden und eine jener Revolutionen bewirken, wie sie jezt leider alljährlich in Central-Amerika vorkommen; und die Offiziere, die er verführt hatte, ihre Pflicht zu vergessen, sollten ihren Theil von den errungenen Vortheilen haben.



Der arme Portalis wurde unter die Obhut einiger Offiziere und verschiedener Privatleute gestellt, die ihn in einen Wagen setzten, der bereits für ihn bereit stand. Man übergab ihn mit seinem Geleite der Nachhut und die Heeresabtheilung trat sogleich ihren Marsch nach Balparaiso an, um diese Stadt zu plündern und von den Zügeln der Regierung Besitz zu nehmen.

Aber die Anführer der Insurrection fanden es sehr schwierig, ihre Leute zu leiten und zu lenken; die Soldaten betranken sich und wenn auch der Marsch nach Balparaiso fortgesetzt wurde, so scheiterte doch das beabsichtigte Unternehmen gänzlich, und die Rebellen erreichten nichts weiter, als daß sie endlich in der Nähe von Balparaiso eine Art von Stellung einnahmen.

Mittlerweile war die Miliz dieser Hafenstadt unter Waffen getreten, rückte mit der geringen Besatzung den meuterischen Soldaten entgegen und nahm zwischen der Stadt und jener Heeresabtheilung ungefähr auf Schußweite von letzterer ebenfalls eine Stellung ein. Der Kampf war bald entschieden. Die beiden Parteien feuerten auf einander und die Insurgenten, die recht gut wußten, daß sie für eine unrechte Sache kämpften, machten sich bald aus dem Staube und überließen die eigentlichen Anstifter ihrem verdienten Schicksale.

Während dieser Ereignisse war der arme Portalis fortwährend im Gefolge des Heeres gewesen und die Offiziere, die ihn bewachten, hatten sich ihrem Anführer soweit verpflichtet, daß sie entschlossen waren, bis zum Aeußersten auszuhalten.

Sie befanden sich in der Nachhut des Heeres und hatten daher außer der Bewachung ihres Gefangenen keinen weitem Dienst zu verrichten. Als sie aber hörten, daß in der Vorhut die Sachen ziemlich schlecht standen, beschloffen sie, ihren Gefangenen zu ermorden; denn sie befürchteten, als die Wächter des Ministers ergriffen zu werden und konnten, wenn Portalis entkam, bei dessen wohlbekannter Entschlossenheit zuverlässig auf ihre gerechte Bestrafung rechnen. Er mußte aus dem Wagen steigen und einer der Soldaten erhielt Befehl, auf ihn zu feuern. Ich glaube, der Mann weigerte sich, soviel aber ist gewiß, daß einer der Offiziere einem Soldaten die Muskete entriß und sie auf Portalis ganz in dessen Nähe abfeuerte. Der Minister wurde nur verwundet; er bat, daß man ihm Zeit lassen möchte, zu beten und zu beichten; aber ein anderer Offizier stieß ihm seinen Degen durch den Leib und die übrigen folgten seinem Beispiele.

So verlor Chile einen seiner thätigsten Minister, dessen Andenken von Allen, die es mit dem Lande gut meinen, noch immer in Ehren gehalten wird.

Die Urheber des Aufstandes und dieses Mordes suchten nach allen Richtungen zu entfliehen, aber eine Flucht aus Chile ist, wie bereits erwähnt worden, beinahe ein Ding der Unmöglichkeit. Die chilenische Flotte hatte Befehl auf der westlichen Seite zu kreuzen und Niemand ohne Erlaubnißschein ein Boot besteigen zu lassen. Die Pässe über die Anden auf der östlichen Gränze wurden gleich bei der ersten Nachricht von dem Ausbruche des Aufstandes aufs Strengste bewacht; die beiden Wege, von welchen der eine an der Meeres-



küste, der andere ziemlich am Fuße der Anden sich hinzieht und die beide den einzigen Zugang zu der Wüste Atacama bilden, waren ebenfalls streng bewacht, und ich selber war hier Zeuge von der Ergreifung zweier der wirklichen Mörder. Sie hatten die Absicht, sich der Gnade der Wüste preiszugeben; aber es würde ihnen dort jedenfalls ein noch schlimmeres Loos zu Theil geworden sein, als ihnen zuerkannt war. Sich der Barmherzigkeit der Araucano-Indianer anzuvertrauen, konnte ihnen noch viel weniger in den Sinn kommen.

Es waren zwei hübsche junge Männer; von welchen der eine wahren Muth besaß, während der andere ein Feigling war — in der That ein gewaltiger Feigling. Sein Gefährte sagte ganz richtig: „Wenn mein Begleiter mir beigestanden hätte, uns den Weg mit unsern Pistolen und Säbeln zu bahnen, so würden wir uns gerettet haben und in die Wüste entkommen sein, denn wir wurden nur von drei Leuten angegriffen; aber die erbärmliche Memme ergab sich augenblicklich fast ohne die geringste Gegenwehr und überließ mich einer zu großen Uebermacht.“

Sie wurden auf einem chilenischen Kriegsschiffe nach Valparaiso abgeführt und einige Tage später erschossen. Ein gleiches Schicksal ereilte die zahlreichen anderen Offiziere, die in die Verschwörung verwickelt gewesen waren.

Ich habe häufig bemerkt, daß die Bewohner des Südens — und unter dem Süden verstehe ich selbst Spanien und Portugal, — wenn sie sich im Kampfe auch als Feiglinge zeigen, einem unvermeidlichen

Tode, wie zum Beispiel einer Hinrichtung, mit der größten Kaltblütigkeit ins Auge schauen, und jener Feigling ertrug daher seine Todesstrafe mit derselben Ruhe wie sein tapferer Gefährte, der sein Leben so theuer als möglich hatte verkaufen wollen.

Einen Verbrecher zu erschießen, ist immer eine sehr unsichere und manchmal sehr barbarische Art, ihn aus der Welt zu schaffen; aber man wird hinsichtlich dieser grausamen Hinrichtungsart in einem anderen Theile dieses kleinen Werkes noch einige Bemerkungen finden, aus welchen hervorgehen wird, daß sie in manchen Fällen wahrhaft gräßlich ist.

Verbrecher dieser Art können in Chili der Gerechtigkeit ihres Landes möglicher Weise nur auf zweierlei Wegen entkommen. Auf dem ersten Wege rettete einer meiner Bekannten sein Leben, indem er sich vorsichtig in dem Landhause eines alten treuen Freundes verbarg. Der andere Weg dürfte jedoch selten von einem Chilienen benutzt werden, — ich meine nämlich den Versuch, in die Anden zu entfliehen und hier weit, weit von jedem Wege und Pfade und unter den schrecklichsten Entbehrungen so lange auszuhalten, bis die strenge Verfolgung nachgelassen hat. Allerdings dürften körperlich nur wenige „Herren“ dieses Landes einer solchen Prüfung gewachsen sein, aber ich denke, daß ein kräftiger und gesunder Mann, mit warmer Kleidung, einem guten Poncho und einer Flinte sowie dem nöthigen Schießbedarfe versehen, wohl im Stande sein dürfte, sich vier bis fünf Monate in den Cordilleren herumzutreiben.

Ich für meine Person würde nicht einen Augenblick unschlüssig gewesen sein; ich würde lieber allem Ungemache die Stirne geboten haben, ehe ich mich hätte niedermekeln lassen, wie es Vielen erging, die allerdings an der Empörung, nicht aber an dem Morde Theil genommen hatten. Ich würde in die Berge entflohen sein und dort wahrscheinlich meinen Tod gefunden haben — aber ich wäre dann doch wenigstens nicht vor den Augen einer gaffenden Menge gestorben.

Seitdem hat Chile seine Stellung unter den Staaten der Welt allmählig befestigt. Es hat seine Staatsschuld stets anerkannt und zahlt jetzt sehr pünctlich seine Zinsen.

In den mittleren Theilen des Landes sieht man wenig reguläre Truppen. In Santiago steht eine Schwadron Husaren, die das Geleit des Präsidenten bildet, sowie einige Artillerie. Die Streitmacht der Hauptstadt besteht außerdem aus vier Regimentern Miliz, die sich wöchentlich zum Exercieren versammeln und ganz erträglich aussehen. In Valparaiso gab es, als ich diese Stadt das letzte Mal besuchte, zwei Regimenter Milizinfanterie und zwei oder drei Schwadronen Milizreiterei und einige reguläre Artillerie.

An der südlichen Gränze ist fast das ganze regelmäßige Heer aufgestellt, um die kühnen und wilden Araucos im Zaume zu halten, während man im Norden von Valparaiso bis zur Wüste selten einen Soldaten sieht.

---

## Zweiter Abschnitt.

Chile's Bergwerke. Schmelzhütten. „Der Seelenpfad.“ Das Kochen auf bedeutenden Höhen. Rückweg.

Es gibt viele sehr werthvolle Bergwerke in Chile, aber die vorzüglichsten Bergwerk-Districte sind die Provinzen Coquimbo, Huasco und Copiapo mit allen zwischenliegenden und angränzenden Gegenden. Vierzig Meilen von Santiago gibt es einige Kupferminen; aber sie enthalten sämmtlich viel Wasser und das Erz ist selten reich, der Abgang selten ausdauernd. Im Norden sind die Bergwerke größtentheils frei von Wasser, was ein großer Vortheil ist. In den Anden gibt es ohne Zweifel Gold-, Silber- und Kupferminen in reicher Menge, aber einestheils sind die mit ihrer Auffuchung verbundenen Mühen und Gefahren zu bedeutend, andertheils würde ihre Ausbeutung und die Fortschaffung des Erzes nach den Ebenen unbesiegbare Schwierigkeiten darbieten. Es gibt jedoch gerade auf einem sehr hohen Gipfel der Anden, Namens San Pedro Nolasco, ein wohlbekanntes Silberbergwerk. Alexander von Humboldt unternahm es, diesen Berg zu ersteigen. Der Wunsch, das Bergwerk in Augenschein zu nehmen, veranlaßte lange nachher eine



Kleine Gesellschaft von Engländern, aus mir und drei anderen Landsleuten bestehend, zu demselben Unternehmen, welches für uns durch den Umstand begünstigt wurde, daß der Besizer ein uns befreundeter Engländer war. Wir ritten am Tage vor der beabsichtigten Ersteigung mit einigen Dienern nach dem „Tollo“ (so hieß meines Freundes Haus und Schmelzhütte). Der Ort liegt hoch oben in dem „Cajon“ des Maypo, einer ungeheuren Schleuse mit abhängigen Ufern, welche seit Jahrhunderten der reißende Fluß Maypo ausgewaschen hat und an deren Seite der Pfad liegt, welcher zu einem der Anden-Pässe hinanführt.

Von Santiago aus führt der Weg über die ungeheuren Maypo-Ebenen, die noch vor wenigen Jahren dürre unfruchtbare Steppen waren. Es trat jedoch die Gesellschaft zusammen, welche viele Meilen weiter aufwärts einen Damm durch einen Theil des Flusses zog, mittels eines Behälters und eines Kanals diesen Ebenen Wasser zuführte und es in Gräben oder sogenannten „Acequias“ vertheilte. Wer für dieses Wasser zahlt, wird von Seiten der Gesellschaft damit versehen, und einige Theile dieser Gegend sind so vorzüglich bewässert, daß jetzt Weizen und Melonen gedeihen, wo vorher kaum ein Grashalm zu sehen war. Wir ließen am Abend vorher ein mit Lebensmitteln und einigen Erquickungen beladenes Maulthier nach dem „Tollo“ vorausgehen und schickten, da wir schnell zu reisen gedachten, einen Diener mit Wechselpferden voraus, der uns am Eingange des „Cajon“ erwarten sollte. Die Entfernung von Santiago bis zu dem Tollo beträgt ungefähr fünfzig englische Mei-

len; und da die Ebenen eine Breite von ungefähr zwanzig Meilen haben, so kommen dreißig Meilen auf jene ungeheure Schlucht, in welcher man sich fast immer am Ufer des Flusses und zuweilen in bedeutender Höhe über demselben befindet. Aber der Weg ist nicht schlecht, wenn auch bei Nacht gefährlich. Wir brachen ungefähr um zwölf Uhr auf, und da trübes Wetter war, so legten unsere Pferde jene zwanzig Meilen ungefähr in zwei Stunden zurück.

Für lange Strecken geht nichts über den „trote y galope“, wie es die Chilenen nennen, und worin ihre Pferde eine große Vollkommenheit zeigen; nach einem viertelstündigen Trabe folgt ein halbstündiger Galopp und wenn sie des einen müde sind gehen sie ganz von selbst zu dem anderen über. Am Eingange des Cajon erwarteten uns unsre Pferde und nachdem wir sie gesattelt hatten, ritten wir in die Schlucht ein. Auf halbem Wege setzten wir über das reißendste ungestümste Flüsschen, das ich je gesehen habe; es ergießt sich ungefähr zweihundert Schritte von der Brücke in den Maypo und heißt seiner Farbe wegen „Rio Colorado“ oder der rothe Fluß.

Die erwähnte Brücke bestand bloß aus einigen über das Flüsschen gelegten dicken Bretern, die auf keiner Seite mit irgend einer Schutzwehr versehen waren. Als einige Jahre früher ein Gefangener zu Pferde und von zwei „Vigilantes“ oder bewaffneten Constablern begleitet über diese Brücke geführt worden war, hatte er plötzlich und mit solcher Gewalt sein Pferd herum geworfen, daß es sich mit ihm in den tobenden brausenden Strom stürzen mußte. Er wollte

jedenfalls lieber ertrinken als sich erschiesen lassen; Pferd und Reiter wurden von dem Strome pfeilschnell hinabgerissen und furchtbar zerschmettert und verstümmelt.

In einem Dorfe, das ungefähr noch zwei Meilen von dem „Tollo“ entfernt lag, fanden wir unseren Wirth, der uns entgegen geritten war, und auf halbem Wege von diesem Dorfe bis zur Schmelzanstalt mußten wir über den Maypo selbst gehen; denn Ansiedlung und Schmelzhütte sowie der Berg, welchen wir ersteigen wollten, lagen sämmtlich auf der andern Seite, obgleich der über die Anden führende Paß auf der Seite lag, auf welcher wir uns seither befunden hatten.

Die über den Fluß führende Brücke besteht aus Flechtwerk, das mit Tauen über den Strom gespannt ist\*). Diese Brücken sind ziemlich nach denselben Grundsätzen eingerichtet wie unsre Hängebrücken, nur etwas urthümlicher und kunstloser. Nachstehende kurze Beschreibung wird einen Begriff von der Art und Weise geben, wie man diese Flüsse überschreitet; denn der Maypo läßt sich nicht durchwaten. Der Grund oder Boden der Brücke ist von grobem Flechtwerk, und obgleich an beiden Enden die Seitenseile hoch genug sind, so laufen sie doch in der Mitte fast bis auf den Boden hinab, so daß auf beiden Seiten keine Schutzwehr vorhanden ist. Ich selber hatte diese Brücke schon mehrmals passirt; bei meinen Begleitern schien dieß

---

\*) Früher wurden diese Tawe aus frischen Ochsenhäuten gedreht, die jedoch von den Füchsen so fleißig zernagt wurden, daß man es für nöthig hielt, zu diesem Zwecke Palsen zu benutzen.



nicht der Fall zu sein, und uns ergöhte die Bemerkung des einen, der mit großer Ernsthaftigkeit ausrief: „Was würde meine Mutter sagen, wenn sie mich über ein solches Ding gehen sähe!“

Der Uebergang geschieht auf folgende Weise. Der Reiter steigt ab, wirft die Zügel dem Pferde über den Kopf, ergreift die lange geflochtene Peitsche, die an den Zügeln befestigt ist und deren Ende bildet, und tritt nun, sein Pferd hinter sich herführend, die Brücke. Anfänglich zittert die Brücke bloß, je näher man aber der Mitte kommt, desto bedeutender werden die Schwingungen, die dann, indem man sich dem andern Ende nähert, wieder abnehmen, und am andern Ufer angelangt, hat der Reiter das Vergnügen, seinen Nachfolger dasselbe Kunststück vollbringen zu sehen; denn es kann immer nur ein einzelner Mann mit seinem Pferde über die Brücke gehen. Es kommt häufig vor, daß ein Pferd mit dem Fuße in eine Lücke des Flechtwerks geräth oder ein Loch tritt, und in einem solchen Falle bringt das ringende Thier die ganze Brücke in wunderliche Bewegung.

Wir alle kamen glücklich und wohlbehalten hinüber und erreichten bald den „Tollo.“ Es erwartete uns ein gutes Abendessen und auf dem Boden eines großen Gemaches waren Betten für uns bereitet, die wir bald in Beschlag nahmen, da wir am nächsten Morgen sehr früh aufbrechen wollten.

Wir bestiegen zeitig unsre Maulthiere, für die unser Wirth gesorgt hatte; denn hätten wir Maulthiere benutzen wollen, welche nur selten bedeutende Höhen erstiegen hatten, so würden diese wahrscheinlich



schon auf der halben Höhe von dem sogenannten „Puna,“ einer heftigen Brustbeklemmung, befallen worden sein und uns genöthigt haben, wieder umzukehren.

Der „Tollo“ liegt ungefähr sieben Meilen von dem Fuße der ersten großen Gebirgsreihe der Anden entfernt, zu welcher der Berg oder das Bergwerk San Pedro Molasco gehört, und man folgt fast bis zur Hälfte dieser Entfernung stromaufwärts dem Ufer des Maypo, aber jenseits des Weges, der über die Cordilleren führt. Dieser Paß, so schlecht und gefährlich er auch sein mag, ist eine Chaussée im Vergleich mit einer ungefähr drei Meilen betragenden Strecke desjenigen Weges, auf welchem wir uns befanden, und ich kenne beide Wege ziemlich genau. Ungefähr eine Meile von dem „Tollo“ bekamen wir einen Vorgesmack von dem, was uns bevorstand, — und zwar in der Gestalt einer ungefähr aus hundert Stufen bestehenden in den Felsen gehauenen Treppe, auf deren einer Seite sich eine senkrechte Wand erhob, während sich auf der anderen ein furchtbarer, in der That bis über die Mitte des Flusses hangender Abgrund befand. Der Pfad ist kaum drei Fuß breit und verdient mit vollem Rechte seinen Namen: „El paso de las animas“ oder „der Seelenpfad,“ so genannt wegen der vielen Unglücklichen, welche dieser Abgrund in die Ewigkeit beförderte. Nachdem man diese Stufen erstiegen hat, führt der Pfad noch immer allmählig aufwärts, aber er wird eben nicht viel breiter; die Wand auf der einen Seite ist fast immer noch so senkrecht und der Abgrund zur Linken wird mit jedem Schritte tiefer, bis der reißende Maypo

endlich nur noch wie ein Mühlbach erscheint. Für eine Strecke von ungefähr drei Meilen war es derselbe schmale Pfad mit der senkrechten Wand und der immer mehr zunehmenden Tiefe, auf welchem wir uns abmühten. Wir Alle, Herren, Diener und Maulthiertreiber, schrien fast ununterbrochen aus Leibeskräften, um jeden Anderen zu warnen, den Pfad zu betreten, bevor wir ihn verlassen hatten, da er so schmal war, daß zwei Maulthiere einander unmöglich ausweichen konnten, und an den meisten Stellen einem Reiter nicht einmal gestattete, von seinem Maulthiere zu steigen. Wir legten diesen Weg zurück, ohne daß uns Jemand begegnete, obgleich wir am anderen Ende einen Peon mit seinem beladenem Maulthiere trafen, der uns erwartete, weil er unser Warnungsgeschrei vernommen hatte. Er hätte sein eigenes Leben allenfalls retten können, nimmermehr aber das Leben seines Maulthieres, wäre er uns auf dem Pfade begegnet, denn dieser ist nicht so breit, daß ein Maulthiertreiber umkehren kann; und der arme Mann würde sein Thier jedenfalls zum Besten der Gesellschaft haben opfern müssen, wenn ihm auch ohne Zweifel dessen voller Werth ersetzt worden wäre. Begegnen einander aber Maulthiertreiber auf einem oder dem anderen dieser Pässe, dann wird der Streit nicht durch Worte sondern durch Thaten entschieden, die manchmal furchtbar genug sind.

Sobald man den „Seelenpfad“ im Rücken hat, wird der Weg einigermaßen sicherer; er ist zwar noch immer rauh und felsig genug, aber der Reisende darf sich für die ganze noch übrige Strecke doch wenigstens mit Zufriedenheit sagen: „Nun kann ich doch statt

tausend Fuß nur noch fünfzig Fuß tief hinabstürzen!“ — was, wie ich oft gefühlt habe, ein nicht geringerer Trost ist.

Wir erreichten ungefähr um acht Uhr Morgens den Fuß des Berges. Auf halber Höhe konnten wir einen dichten Nebel bemerken, und über diesen erhoben sich große Flächen von — jedenfalls ewigem Schnee; denn wir befanden uns im Sommer. Wir hörten am andern Tage, daß alle Maulthiertreiber im Dorfe eben dieses Nebels wegen, der jederzeit strenges Wetter verkündigt, hinsichtlich der von uns beabsichtigten Erreichung des Gipfels gewettet hatten. Einige von ihnen, die einige von uns kannten, gewannen etwas, indem sie zu uns hielten.

Man rechnet, daß ein Maulthier neun Stunden braucht, um einen Mann vom Fuße bis zum Gipfel dieser Höhe zu tragen, und wir begannen die Ersteigung des San Pedro Nolasco ungefähr halb neun Uhr.

Im Anfange unterschied sich die Vegetation durch nichts von der Vegetation auf den benachbarten Bergen von minder bedeutender Höhe; wenn aber ein Naturforscher oder selbst ein gewöhnlicher Beobachter mit aufmerksamen Blicken auf die verschiedenen den zunehmenden Höhen entsprechenden Veränderungen des Pflanzenlebens achtet, dann muß er erstaunen über die Regelmäßigkeit, mit welcher die Büsche allmählig immer kleiner werden, wie die Pflanzen immer weniger Holz ansetzen — wie sie endlich nur noch als eine Art Drahtgras vorkommen und wie zuletzt dieses Drahtgras nur noch in den Spalten und Ritzen der Felsen und des Gesteines wächst.



Nachdem wir ungefähr die Hälfte der Bergeshöhe erreicht hatten, gelangten wir an eine Stelle, die von den wenigen Menschen (außer den Bergleuten), welche diesen Punkt erreicht haben, den Namen: „Portezuela de los Vientos“ oder „die Pforte aller Winde“ erhalten hat, und nie war ein Name bezeichnender; denn da wir uns auf der Leeseite des Berges befunden hatten, so waren wir nicht gewahr geworden, daß uns ein furchtbarer Sturm umtobte, sobald wir aber jene „Portezuela“ erreichten, konnten wir uns kaum noch auf unsren Maulthieren erhalten.

„An dieser Stelle war es,“ sprach unser Führer, „wo an einem fast ähnlichen Tage der Herr von Humboldt Halt machte, indem er die Gewalt des Sturmes fürchtend und nach jener Wolke blickend (der Führer deutete auf den über uns wirbelnden Nebel) erklärte, daß er genug habe und wieder umkehren wolle — und ich rathe Ihnen dasselbe zu thun.“

Da wir aber einmal so weit gekommen waren, wollten wir unser Unternehmen auch vollends ausführen, und nachdem wir über diesen Lieblingssplatz des Nordwindes hinaus waren, ersuchten wir den Führer, eine etwas geschützte Stelle aufzusuchen, wo wir den inneren Menschen erquicken und den Maulthieren einige Ruhe gönnen könnten. Wir fanden bald einen ruhigen Winkel, öffneten unsere Sattelkranzen und setzten uns an eine reichliche Mahlzeit, die wir mit etwas Besserem als Wasser hinunterspülten. Plötzlich sahen wir uns von einem dichten Nebel umhüllt und der Führer forderte uns auf, sogleich unsere Maulthiere zu besteigen, damit wir diesem Nebel sobald als möglich



entrinnen könnten. „Wenn Sie übrigens Branntwein oder andere geistige Getränke bei sich führen,“ fügte er hinzu, „so lassen Sie diese zurück; die heftige Kälte könnte Sie leicht verführen, davon zu trinken, und dann würden Sie sich unvermeidlich dem „Puna“ aussetzen und Ihr Leben in Gefahr bringen. Begnügen Sie sich mit Wein; ja Sie würden wohlthun, auch diesen zurückzulassen; wir können ihn auf dem Rückwege wieder aufnehmen.“ Da wir meinten, daß ein Mann, der fast nur auf den Gebirgen lebte, die Sache besser kennen müßte als wir, so folgten wir seinem Rathe und freuten uns, es gethan zu haben.

Zimmer höher aufwärts steigend, tauchten wir endlich aus dem Nebel in die klare kalte Luft empor, wo ein frostiger Wind schnell unsre vom Nebel durchfeuchteten Kleider steifte. Der Berg war jetzt so steil geworden, daß wir den im Zickzack laufenden Pfad hinansteigend aller zehn Minuten Halt machen mußten, um unsren Maulthieren Zeit zu geben, wieder Athem zu schöpfen, da die Luft so dünn wurde, daß wir uns Alle gleich unsren Maulthieren merklich angegriffen fühlten. Während einer solchen Rast machte ich unsren Führer auf eines seiner Maulthiere aufmerksam, das von dem beständigen Spornen an seinen Seiten sehr blutig war und rief dabei: „Das arme Thier!“ — „D,“ erwiderte der Führer, „das ist nun einmal sein Schicksal, warum ist es nicht zum Bischof geboren worden.“ Nach der Ansicht eines Chilenen gibt es kein beneidenswertheres Loos als das eines Bischofs, der schon auf dieser Welt sich aller Freuden und Genüsse des Wohllebens erfreut und auch in der

nächsten auf einen hohen Platz rechnen kann. Da mein Maulthier gänzlich erschöpft war und wir wenigstens noch eine Meile vor uns hatten, so übergab ich es meinem Diener, um es führen zu lassen, und trat nun mit meiner Flinte bewaffnet — denn ich hoffte ein Guanaco schießen zu können — den Weg zu Fuße an. Der eine Lauf der Flinte war mit einer Kugel, der andere mit Schrot geladen; da ich aber meinen Poncho auf meinem Maulthiere gelassen hatte, so fühlte ich fürwahr ein ziemlich empfindliches Frösteln; denn es wurde Abend, und schnell verließen mich Lebenskraft und Lebenswärme. Indem ich jedoch meine Schritte beschleunigte, hörte ich ein Geräusch über meinem Kopfe, und emporblickend sah ich nicht sehr hoch über mir einen großen Condor. Ich schoß den mit der Kugel geladenen Lauf auf ihn ab, aber der Vogel flog nach der anderen Seite des Abgrunds, wo er sich niederließ. Der Schuß trieb jedoch ganz in meiner Nähe einen anderen weißen Vogel auf, welchen der zweite Lauf meiner Flinte augenblicklich erlegte. Es war ein überaus schönes Rebhuhn von schneeweißer Farbe, die nur unter den Flügeln in ein zartes Rosenroth überging; die Beine waren unbefiedert.

Während der auf diese Weise entstandenen Verzögerung kam die übrige Gesellschaft herbei und wir Alle waren sehr dankbar, als wir uns endlich in einem behaglichen Rancho befanden, dessen dicke Mauern ganz aus Silbererz erhaut waren, welches aber allerdings so wenig gehaltreich war, daß es die Kosten der Fortschaffung nicht gedeckt haben würde.

Einige von den Bergleuten führten unsre Maul-

thiere in ein geschütztes Thal hinab, das gegen tausend Fuß unter uns lag und einiges Futter enthielt, und da Niemand von uns Lust zu essen oder zu trinken hatte, so bereiteten wir aus unsren Sätteln, Schaffellen und Satteldecken unsre Betten und waren sehr bald eingeschlafen. Gegen Mitternacht wurden wir durch heftiges Unwohlsein aufgeweckt, und wir fühlten den ersten Anfall des „Puna“, der aber glücklicher Weise nicht lange dauerte.

Am nächsten Morgen besuchten wir das Bergwerk, dessen Hauptschacht ungefähr dreißig Schritte von dem Rancho des Majordomo, in welchem wir übernachtet hatten, entfernt lag. Vor vielen Jahren, zu den Zeiten der Spanier, hatte dieses Bergwerk seinen Eigenthümern ungeheure Summen eingebracht, jetzt aber schien es mir fast ausgebeutet zu sein, denn der Ertrag konnte kaum noch die Kosten decken. Das Erz hatte neuerdings nur neun Mark Silber auf das „Cajon“ gegeben, was allerdings, wenn man das Mark zu neun Dollars also das Cajon zu ein und achtzig Dollars berechnet, kaum die Kosten der Ausbeutung, der Fortschaffung, der Maulthiere, des Zehrbedarfs, der Löhne, des Quecksilbers u. s. w. decken würde,\*) der bei der letzten Wäsche vorkommenden Diebstähle gar nicht zu gedenken. Die Vorgänger meines Freundes waren, wie es sich unter solchen Umständen nicht anders erwarten ließ, an diesem Unternehmen zu Grunde gegangen und gegenwärtig ist das Bergwerk, wie ich glaube, aufgegeben. Die Erzader war ungefähr neun oder

\*) Das „Cajon“ Kupfererz wiegt ungefähr 64 Centner, das Cajon Silbererz aber nur fünfzig.



zehn Zoll breit als ich den Schacht besuchte, und die „Cara“ oder Wand auf jeder Seite sehr hart. Das Erz selber war von sehr dunkler, fast schwarzer Farbe und ebenfalls sehr hart und die Bergleute konnten weniger verrichten als in niedrigeren Gegenden, nicht bloß der dünnen Luft wegen, sondern auch in Folge der Lebensmittel, welche sie zu sich nehmen mußten. Während die Bergleute von Coquimbo und Copiapo die mannigfaltigste Nahrung haben, genießen diese armen Arbeiter auf den Gebirgen fast nichts weiter als Brod und getrocknetes Fleisch. Sie sind sehr spärlich mit Brennmaterial versehen, das auf Maulthieren aus großer Entfernung herbeigebracht wird; aber es würde ihnen nicht viel helfen, selbst wenn sie es im Ueberfluß besäßen, denn die Höhe des Berges ist so bedeutend, daß sie kaum eine Kartoffel, noch viel weniger die beliebten rothen Bohnen oder sogenannten „Porotos“ würden kochen können; sie sind daher auf eine weit ungesündere Kost angewiesen, als die Bergleute günstiger gelegener Gegenden. Die Löhne sind allerdings höher, aber die Bergleute können nur sechs Monate im Jahre in dem Bergwerke arbeiten. Die übrige Zeit verwenden sie zur Bestellung einiger kleiner Felder in dem Thale unterhalb, auf welchen sie die nöthigen Bedürfnisse für ihre Familien erbauen.

Die Sonne erhob sich eben über die östlichen Bergspitzen der Anden, als wir aus dem Schachte emporstiegen und es werden sich nur wenige Menschen eines großartigeren Anblickes erfreut haben, als uns in diesem Augenblicke zu Theil wurde — ich wenigstens erinnere mich keines ähnlichen. Einige Gebirgs-



spitzen glänzten in den Sonnenstrahlen wie geglättetes Gold, andere wie Silber — am schönsten aber erschienen mir die verschiedenen rosigen Farben, welche jenem goldigen Glanze folgten und ihm auch voranzogen. Ich hätte diese wellende Farbe mit dem Rosenroth unter dem Flügel des Rebhuhnes vergleichen können, das ich am Abend vorher geschossen hatte, hätte dieses metallischen Glanz gehabt. Als endlich die Sonne bis zu einer gewissen Höhe emporgestiegen war, nahmen die Gebirgsspitzen, so weit als das Auge reichen konnte, allmählig ihr reines Weiß an.

Nach Westen hin konnte man den Fluß Maypo bis hinab in die Schlucht verfolgen, von wo er sich in die Ebenen hinabwand und endlich nur noch wie ein Silberfaden erscheinend, in der Ferne sich verlor. Tief unter uns zeigten sich ungeheure Schneemassen, die ohne zu schmelzen, von den Strahlen jeder Sommer Sonne beschienen werden und, wie die Bergleute sagten, manche unermesslich tiefe „Quebradas“ oder Schluchten ausfüllen. Die Heftigkeit des Windes hatte den äußersten Gipfel des Berges bis auf die im Schutze gelegenen Spalten gänzlich vom Schnee gereinigt. Aber die Kälte war zu empfindlich und der Wind zu schneidend, als daß wir diesen prächtigen Anblick lange hätten genießen können; auf den Boden gegossenes Wasser froz in einer Minute. Wir sandeten nach unseren Maulthieren, um nach der Stelle zurückzukehren, wo wir am vorigen Tage unsre Mahlzeit eingenommen hatten, erhielten aber bald die böse Nachricht, daß die Thiere sich verlaufen hätten, und mußten daher bis um ein Uhr warten, ehe wir unsren

Rückweg antreten konnten. Da uns sehr kalt war, so beschloßen wir, eine Suppe zu kochen, um uns zu erwärmen, denn wir waren reichlich mit Fleisch und Zwiebeln versehen. Es wurde daher ein Theil davon zerschnitten, mit Salz und Cayennepfeffer in eine Pfanne gethan und ans Feuer gesetzt. Ich erwähne dies nur zur Belehrung derjenigen, die noch nicht auf bedeutenden Höhen gewesen sind, sowie derjenigen, welche solche Höhen zu besteigen wünschen und endlich für Alle, welche vielleicht meinen, Kochen müsse überall in der Welt eben nur Kochen sein. Nachdem unsre Suppe länger als zwei Stunden in der orthodoxesten Weise gewallt hatte, schloßen wir, wie sich von selbst versteht, daß unsre Bouillon fertig und das Fleisch gar sein müßte, besonders da wir letzteres in sehr kleine Stücke zerschnitten hatten; aber wir bemerkten zu unserm nicht geringen Erstaunen, daß das Wasser fast ganz farblos und das Fleisch fast noch eben so roh war wie wir es in die Pfanne gethan hatten. Einer von den Bergleuten sagte uns, es sei vergebliche Mühe, hier auf dieser Höhe durch Wasser etwas zu kochen, da das Wasser zwar sehr schnell aufwallt, die Hitze aber nicht hinreichend sei, eine Kartoffel gar zu machen.\*)

Ich sah augenblicklich wie die Sache stand und den Deckel der Pfanne fest ausdrückend, beschwerte und befestigte ich Deckel und Pfanne mit einigen in der Nähe liegenden Erzstücken. In sehr kurzer Zeit begann

---

\*) Auf bedeutenden Höhen beginnt das Wasser schon lange vorher zu kochen, ehe es eine Hitze von 212° Fahrenheit erreicht hat, und da das Wasser außer durch das Zusammenpressen des Dampfes keinen höheren Grad von Hitze als den Siedepunkt erreichen kann, so löst sich auch außer durch Verschließung des Dampfes Nichts darin kochen.

der Dampf sich zu entwickeln und obgleich er den Deckel etwas aufstieß, so gewann ich trotzdem und zum Erstaunen der Bergleute, die mein Verfahren nicht begreifen konnten, eine sehr gute Fleischbrühe.

Um ein Uhr nahmen wir Abschied von diesen rechtschaffenen und gefälligen Bergleuten und zogen wieder thalwärts; aber wir konnten an dem ersuchten Orte, wo wir am Tage vorher unsre Mahlzeit eingenommen hatten, nicht verweilen; ja wir hatten nicht einmal Zeit die zurückgelassenen mit so guten Dingen gefüllten Flaschen wieder aufzunehmen. Die Nacht überraschte uns ehe wir noch den Fuß des Berges erreicht hatten. Es war ein pechfinsterner Abend und wir hatten noch jenen furchtbaren Pfad vor uns; wir ließen uns aber trotzdem nicht aufhalten und verfolgten unsren Weg bis wir ziemlich am Anfang des Passes einen kleinen Raum erreichten, der eben groß genug war, uns Alle aufzunehmen. Hier wollten wir den Mond erwarten, der ungefähr um zehn Uhr erscheinen mußte. Kälte und Ermüdung ließen uns die kleinen Vabale, die wir auf jener Stelle zurückgelassen hatten, sehr schmerzlich vermissen. Um zehn Uhr brachen wir jedoch wieder auf und erreichten glücklich das Ende des Passes, obgleich ich in der That nicht begreifen kann, wie die Maulthiere den aus Stufen bestehenden Theil des „Paso de las Animas“ hinabgekommen waren, da der Mond gerade hier hinter einem ungeheuren Berge sich verborgen hatte. Ich überließ mich ganz meinem Maulthiere und obgleich ich nicht an schwachen Nerven leide, so kann ich doch nichts weiter sagen, als daß wir jedenfalls eine sehr glückliche Ge-



gesellschaft waren, wenn jeder von uns über unsre glückliche Ankunft im Thale so erfreut war wie ich selber.

Ehe ich diesen Abschnitt schliesse, dürfte es mir wohl vergönnt sein, einige Rathschläge für diejenigen anzufügen, welche irgend Veranlassung haben sollten, bedeutende Höhen zu ersteigen und daher der „Puna-Krankheit“\*) ausgesetzt sind, die, besonders wenn einige Körperthätigkeit erforderlich ist, sehr störend und qualvoll wird.

Man versehe sich mit rohen Zwiebeln, Schiffszwieback und Wein — am liebsten Amontillado-Sekt ohne Spiritus — und folge außerdem hinsichtlich der übrigen Schwaaren seinem eignen Geschmacke. Ein reichlicher Genuß von rohen Zwiebeln wird die drückende „Puna-Krankheit“ bedeutend lindern. Wohl aber hüte man sich vor dem Genuße von Rum und ähnlichen geistigen Getränken, so kalt, so unbehaglich und unwohl man sich auch fühlen möge. Man nehme dann und wann ein Glas Wein zu sich, und wenn man die Niederung wieder erreicht hat, wird ein Glas heißen Rums mit Wasser schneller als alles andere den Körper bald wieder in den gehörigen Zustand versetzen.

Etwas aber vergesse man nicht und dies ist eine Pfanne mit einem fest darauf sitzenden Deckel, der aber oben mit einem kleinen Sicherheitsventil versehen sein muß. Man wird dann im Stande sein, Fleischbrühe, Thee oder Kaffee zu kochen, wenn Niemand, der nicht auf gleiche Weise versehen ist, dergleichen bereiten kann.

---

\*) Humboldt sagt, daß „Puna“ im Indianischen nicht nur hohe Gebirge, sondern auch deren Bewohner und selbst einige Gewohnheiten dieser Bewohner bedeute.



## Dritter Abschnitt.

---

Goldminen und Goldwäschereien. Ehrlichkeit der Maulthiertreiber. Ihre Nachtlager. Entdeckung eines Silberbergwerks. Die geheimen Schätze der Indianer. Die Bergleute. Chilenische Producte.

---

Es gibt hundert Meilen von Santiago Goldbergwerke und Goldwäschereien, aber die Goldbergwerke in diesem Theile des Landes sind sehr arm und unzuverlässig. Sie sind für Diejenigen, die sie gebauet haben, jederzeit Verlust bringende Speculationen gewesen; das einzige mir bekannte Bergwerk, südlich von Coquimbo, das eine ersprießliche Ausbeute gab, liegt ungefähr in der Mitte zwischen jener Stadt und Santiago, auf dem oberen oder dem Fuße der Anden zunächst liegenden Wege. Es gehörte dem Eigenthümer eines bedeutenden Gutes und wurde die „Mina de las Vacas“ genannt. Zur Zeit, als ich es besuchte, betrugen die täglichen Kosten ungefähr hundert Dollars, während sich der Ertrag ungefähr auf zweihundert Dollars belief, so daß sich also täglich ein reiner Gewinn von hundert Dollars ergab. Keine üble Sache in diesen schweren Zeiten.

Die Goldwäschereien werden nur von armen Leuten betrieben, die nach den Regengüssen oder viel-

mehr nachdem der in den Cordilleren geschmolzene Schnee die Flüsse und Bäche angeschwellt hat, auf gewisse Zeit ihre Heimat verlassen, an einem Flusse ihren Aufenthalt nehmen und die durch das Abfließen des Wassers trocken gelegte Erde durchwühlen und waschen. Sie arbeiten auf ihre eigene Rechnung, aber ihr Gewinn ist sehr unbedeutend und sehr ungewiß.

Kupferbergwerke gibt es in der Provinz Coquimbo in großer Menge und viele Meilen nördlich von der Stadt sind alle mir bekannten Bergwerke eben nur Kupferbergwerke, von welchen einige überaus reich und ergiebig sind, andere kaum die Kosten decken und wieder andere ihren Eigenthümern nur bedeutende Verluste bringen.

Noch weiter nördlich findet man sowohl Silber- wie Kupferbergwerke in sehr großer Anzahl. Die Bergleute dieser nördlichen Bezirke pflegten auf einen gewissen „esprit de corps“ und auf eine Rechtschaffenheit zu halten, die man bei den Arbeitern des südlichen Chile's und wohl selbst jedes anderen Landes schwerlich wiederfinden dürfte. Dasselbe gilt auch von den Maulthiertreibern, welchen man ohne Bedenken sehr werthvolle Ladungen von Silberbarren und „plata pina“ anvertraut, ohne daß je eine Veruntreuung vorgekommen ist.

Ein Beispiel von der Rechtschaffenheit der letzteren wurde mir von einem in Coquimbo sehr geachteten Engländer mitgetheilt, der vor mehr als fünfzig Jahren während der Zeit der spanischen Herrschaft im Lande sich niedergelassen und eine chilenische Dame geheirathet hatte. Er besaß Bergwerke in Guasco

und schickte eines Abends einen „Proprio“ oder Boten dorthin ab, der mit einer bedeutenden Summe von Dublonen zur Bezahlung der Arbeiter und anderer Kosten versehen war. Der Diener hatte die Dublonen in die auf beiden Seiten des Sattels befindlichen Ranzen gepackt, aber das Gewicht des Goldes verschaffte sich in beiden Ranzen eine Oeffnung, durch welche die Goldstücke einzeln herausschlüpfen, bis die Säcke leer waren. Der Reiter bemerkte den Verlust erst, als er das Ziel der Reise erreicht hatte. Er ging zu dem Magistrat und dem Padre und erhielt, nachdem er sein Mißgeschick mitgetheilt hatte, den Rath, einige Anzeigen zu schreiben und sie bei seiner Rückkehr an einige der am Wege stehenden Bäume zu heften, da die obersten Maulthiertreiber gewöhnlich lesen können. Dies that er, als er aber unterwegs einigen Schaaren von Maulthieren mit ihren Treibern begegnete, gab er jede Hoffnung auf, die Dublonen je wieder zu sehen. Aber die Maulthiertreiber hatten die Goldstücke wirklich bemerkt, sie sorgfältig aufgesammelt und brachten sie nun treu und ehrlich ihrem Eigenthümer zurück. Es fehlte nur eine einzige Dublone an der Summe und diese einzige verursachte den Maulthiertreibern große Bekümmerniß und sie wußten den Verlust dieses Goldstückes nicht anders zu erklären, als daß vielleicht ein Maulthier darauf getreten und es in den Sand begraben habe. Der Engländer fügte jedoch hinzu, daß diese Leute, seitdem so viele Fremde hinzugekommen wären, einen großen Theil ihrer ursprünglichen Charaktereinsicht verloren hätten.

Mehrere der werthvollsten Bergwerke wurden durch



Zufall entdeckt, und zwar an Stellen, die man in Folge gewisser Traditionen Jahre lang mit Ausdauer durchsucht hatte.

Eines der ergiebigsten Bergwerke im Norden gehört drei Brüdern, die jetzt schöne Güter und schöne Häuser besitzen und Geld in Ueberfluß haben, obgleich sie vor nicht langer Zeit noch schlichte Maulthiertreiber waren.

Mit ihren Maulthieren auf einer Reise begriffen übernachteten sie einst wie gewöhnlich unter freiem Himmel und am Abhange eines Berges.

Maulthiertreiber pflegen auf folgende Weise zu bivouakiren.

Einem auf der Reise befindlichen Zuge von Maulthieren reitet stets ein Knabe auf einem Reservemaulthiere voran, der eine weiße, graue oder scheckige Stute, die mit einem Glöckchen versehen ist, an seiner Hand führt. Die Stute muß von lichter Farbe sein, damit sie bei Abend leicht zu erkennen ist, und man wählt hierzu gewöhnlich besonders hübsche Thiere.

An der zum Nachtlager bestimmten Stelle angelangt, bei deren Wahl man gewöhnlich auf die Nähe von Wasser, Holz und Weide Rücksicht nimmt, wird die Stute angehalten und die Maulthiere schließen um sie einen großen Kreis und werden hierauf entbürdet, so daß die Ladungen, die Sättel und „Aparejos“ gleichsam eine kreisförmige Barrikade bilden. Jeder Maulthiertreiber hat seine besondere Pflicht zu erfüllen, aber die erste dieser Pflichten ist für alle dieselbe und besteht in der Untersuchung der ihrer Bürde entledigten Rücken der Maulthiere. Der Knabe führt hierauf



die Stute, der sämtliche Maulthiere folgen, nach der nächsten Weide, wo er sie losläßt, und es ist ein seltener Fall, daß die Maulthiere von ihrer „Madrina“, wie man sie nennt, sich entfernen. Er kehrt dann auf seinem Maulthiere nach dem Lagerplatze zurück, wo er dieses anbindet und ihm nur auf Passlänge freien Raum zum Weiden gestattet, denn er muß es während der Nacht mehre Male besteigen, um die weidenden Thiere zu umreiten, damit sie sich nicht allzuweit vom Hauptquartiere verlaufen; er hat aber außerdem auch noch die ganze Nacht hindurch das Feuer zu unterhalten, thut aber dafür bei Tage so viel wie nichts und lernt bald die Kunst, auf seinem Maulthiere zu schlafen. Zu seinem Dienste gehört es ferner auch, das erste Brennholz herbeizuschaffen und in der Mitte des Kreises aus vier großen Steinen einen kleinen Heerd zu bilden.

Die Maulthiertreiber sind zunächst damit beschäftigt, all ihre „Mparejos“, ihre Schlingen und Gurte zu untersuchen, damit sie am nächsten Morgen ohne Störung wieder ausrücken können. Einer von ihnen kocht die Abendmahlzeit, dann folgen die unentbehrlichen Cigarren und bald nachher liegt die ganze Gesellschaft, ihre Füße dem Feuer zulehrend, das die ganze Nacht hindurch unterhalten wird, im festen Schlafe.

Auf dieselbe Weise bivoualirten in der erwähnten Nacht auch die drei Brüder M—. Als der Morgen dämmerte, beluden sie ihre Maulthiere und waren eben im Begriff den Lagerplatz zu verlassen, als einer von ihnen noch einmal nach dem Feuer zurückkehrte, um seine Cigarre anzubrennen, und diese zufällige

Rückkehr war unstreitig keine verlorene Mühe, denn er sah zu seiner nicht geringen Ueberraschung lange Streifen geschmolzenen Metalls von dem kleinen Feuerheerde auslaufen. Eine genauere Untersuchung zeigte, daß es reines Silber war. Die Maulthiere wurden augenblicklich wieder entbündet, einer der Brüder ritt auf dem schnellsten Maulthiere davon, um den Fund „anzuzeigen“, und vierzehn Tage später waren diese Leute Eigenthümer eines unermeslich reichen Silberbergwerkes. Ich glaube, die drei Brüder theilten im ersten Jahre zwei Millionen Dollars unter sich; viele behaupten sogar, es sei auf jeden eine ganze Million gekommen. Als ich das Land verließ, war der Gewinn, den dieses Bergwerk brachte, noch immer ungeheuer.

Seltener Weise gab es in Bezug auf den erwähnten Berg eine indianische Ueberlieferung, welche ihm einen unermeslichen Silberreichthum zuschrieb. Viele, viele Jahre lang hatten Hunderte von „Buscadores“ oder Bergwerksucher denselben Berg mit der größten Sorgfalt untersucht. Aber sie alle hatten sich fruchtlos bemüht, bis es der Zufall fügte, daß einige arme Maulthiertreiber ihr Feuer gerade auf der einzigen Stelle des ganzen Berges anzündeten, wo eine unbedeutende Spur des Erzes zu Tage lag.

Die Bergwerke von Potosi wurden ebenfalls durch einen bloßen Zufall entdeckt. Ein Hirt, der den steilen Abhang des Berges hinunter glitt, erfaßte ein Grassbüschel, um sich zu retten; das Gras kam mit der Wurzel aus dem Boden und entblößte eine kleine Stelle, wo gerade eine Ader fast reinen Metalls sichtbar war.

Daß einige von den sehr wenigen reinen Indianern, die in Chile noch vorhanden sind, gewisse Traditionen von reichen Goldminen besitzen und wohl auch gewisse Zeichen haben, mit deren Hilfe sie dieselben auffinden, ist eine ziemlich ausgemachte Sache, und wenn auch diese Traditionen durch Leichtgläubige ohne Zweifel gewaltig übertrieben worden sind, so bin ich doch der Ueberzeugung, daß ein Theil davon nicht ganz unbegründet sein dürfte.

Ich will eine auf diese Sache bezügliche Geschichte mittheilen, die mir ein Chilene, der Besitzer eines großen fruchtbaren Gutes erzählt hat, das an dem Ufer eines breiten Flusses und in einer Gegend liegt, wo es keine wirklich benutzten Bergwerke gibt, obgleich sie von scheinbar metallhaltigen Bergen umgeben ist.

Die Erzählung muß meiner Meinung nach glaubwürdig sein, da sie von jenes Mannes eigenem Vater handelte. Er erzählte sie mir nach Tische und in seinem eigenen Hause, wo ich, so oft meine häufigen Reisen mich vorüberführten, mit meinen Dienern und Thieren jederzeit gastfreundschaftliche Aufnahme fand. Ich gebe die Geschichte wie sie mir erzählt wurde.

„Don Jorge“, begann er — (wir hatten vorher von Bergwerken gesprochen) — „mein Vater besaß dieselbe Hazienda und dasselbe Haus, in welchem wir uns jetzt befinden. Er war stets freundlich und gütig gegen seine Pächter und „Peons“, unter welchen sich auch mehrere reine Indianer befanden. Die anderen „Peons“ wollten sich, stolz auf ihr weißeres Blut,



mit diesen nicht vereinigen und behandelten sie mit der größten Verachtung. Mein Vater hingegen, der die Lage dieser Indianer bedauerte, behandelte sie wohl selbst noch freundlicher als seine anderen Abhänglinge, und verdiente und gewann dadurch ihre Dankbarkeit. Aber er gerieth nach einiger Zeit in mißliche Verhältnisse; die Engländer nahmen oder versenkten nicht weit von Cadix vier Fahrzeuge und er verlor dadurch eine bedeutende Geldsumme, so daß er, während der unruhige Zustand des Landes seine Bedrängnisse vermehrte, nahe daran war, auch diese Hazienda einzubüßen.

Als er eines Tages tiefbekümmert in seinem Zimmer saß und darüber nachsann, wie er sein Eigenthum den Händen seiner Gläubiger entziehen könnte, bemerkte er, daß er von einem alten Indianer (den er stets sehr freundlich behandelt hatte) mit großer Aufmerksamkeit beobachtet wurde. Ziemlich ärgerlich darüber fragte er ihn, was er begehre. Der Indianer antwortete, daß er mit großem Kummer seinen Patron seit einiger Zeit in tiefer Bekümmerniß gesehen hätte und die Ursache zu wissen wünschte. „Und wenn Ihr sie wüßtet, Ihr würdet mir dennoch keinen Trost verschaffen können.“ — „Wie könnt Ihr das wissen,“ entgegnete der Indianer; „der Geringste und Niedrigste kann zuweilen dem Großen helfen; deshalb sagt mir, was meinem guten Herrn fehlt.“ — „Ihr könnt hierin auf keinen Fall etwas für mich thun,“ sprach mein Vater; „denn ich schulde eine bedeutende Summe, und wenn diese nicht in sehr kurzer Zeit bezahlt wird, so kommt diese Hazienda zum Verkauf und Ihr erhaltet einen anderen Patron, der Euch vielleicht nicht



so freundlich behandeln wird, wie ich es stets gethan habe.“ — „Ich bin fast überzeugt gewesen, daß Ihr Geld brauchen würdet, mein guter Patron,“ antwortete der Indianer. „Heute Abend nach Sonnenuntergang werde ich zu Euch kommen; entfernt Eure Diensleute, und haltet für mich eine Laterne, ein Paar Lichter, einen „Barreno“ (eine lange schwere Eisenstange), einige Lebensmittel und eine Blase mit Rum in Bereitschaft — denn ich fürchte mich vor dem, was ich zu thun im Begriff bin. Außerdem laßt mich auch eure großen ledernen Sattelkranzen mitnehmen.“

„Um zehn Uhr,“ fuhr mein Wirth fort, „war es ganz finster; der Indianer erschien, nahm die verlangten Dinge in Empfang und sagte seinem Patron, daß er ihn um „media noche“ — um Mitternacht — nächsten Tages erwarten, sich aber während dieser Zeit, besonders wenn er einen von den zu dem Besizthume gehörigen Indianer sähe, ganz so zeigen und benehmen sollte wie gewöhnlich.“

„Mein Vater konnte kaum Vertrauen auf den Indianer setzen, aber obgleich dieser eigentlich nichts versprochen hatte, so gedachte doch mein Vater der bei den Indianern erhaltenen Traditionen und gab sich der unbestimmten Hoffnung hin, daß ihm doch wohl Gutes bevorstehe.“

„Er verlebte den nächsten Tag in banger Unruhe und entließ, als der Abend kam, zeitig seine Diener, um die Rückkehr des Indianers zu erwarten. Gegen Mitternacht erschien der Alte, leuchtend unter der Last der Sattelkranzen, die er vor seines Herrn Füße fallen ließ. Sie wurden augenblicklich geöffnet

und untersucht und es ergab sich, daß sie bis an den Rand mit Golderz angefüllt waren, das jedoch fast aus reinem Golde bestand.

„Zu dem Indianer sich wendend, um ihm für den rechtzeitigen Beistand zu danken, erstaunte mein Vater über dessen verstörtes und bekümmertes Aussehen und fragte ihn, was ihm fehle. „Patron,“ antwortete der Indianer, „gebt mir hundert Dollars in geprägtem Silber, denn ich muß noch diese Nacht die Flucht ergreifen, wenn ich nicht in den nächsten Tagen ermordet sein will. Ich wage es nicht, etwas von diesem Golde zu nehmen; aber gebt mir hundert Dollars und euren Segen, denn ich muß mich augenblicklich entfernen. Wenn Ihr in den nächsten zwei oder drei Tagen irgend einen Indianer von eurem Besitztume vermißt, so laßt seine Spur verfolgen und ihn zurückbringen, denn er würde dann sicher auf der meinigen sein. Adios, mein theurer Patron!“

Der Inhalt der Sattelkranzen scheint das Besitztum gerettet zu haben; aber der Indianer verschwand und Niemand von der Hazienda sah ihn jemals wieder.

Am nächsten Morgen geschah etwas, womit wir uns kaum werden ausöhnen können. Der Eigenthümer des Gutes ließ einen seiner Majordomos kommen, der sich vortrefflich auf die Verfolgung einer Spur verstand, und fragte ihn, ob er eine bereits dreißig bis vierzig Stunden alte Spur verfolgen könnte. Der Majordomo antwortete, daß er es vielleicht im Stande sei, daß es aber hierbei hauptsächlich auf den Boden ankomme. Man zeigte ihm die Fußstapfen des Indianers, die

nach dem in vier reißende Bäche sich theilenden Fluße führten. Aber schon an dem ersten dieser Bäche war die Spur verschwunden, da der Indianer seinen Weg entweder stromauf- oder stromabwärts genommen und auf diese Weise seine Fußstapfen dem forschenden Blicke seines Verfolgers gänzlich entzogen hatte. Der Berg, nach welchem er, wie man vermuthete, sich gewandt hatte, wurde aufs sorgfältigste untersucht, aber es war auch nicht die geringste Spur von dem ersehnten Golde zu entdecken. Man fragte die zurückgebliebenen Indianer, aber keiner von ihnen wollte etwas wissen, wohl aber verließ einer nach dem andern das Besizthum. — Ich habe die Geschichte mitgetheilt, wie ich sie gehört habe, ohne daß ich ihre Wahrheit verbürgen kann.

Geschichten von reichen, nur den Indianern bekannten Minen, an welchen sich aber diese selber nicht zu vergreifen wagen, sind ziemlich gewöhnlich. Einige mögen, wiewohl übertrieben, nicht ganz unbegründet sein, während andere wahrscheinlich jeder Begründung entbehren; soviel aber ist gewiß, daß einige reine Indianer eigenthümliche Ueberlieferungen von dieser Sache besitzen, die vom Vater auf den Sohn sich fortgepflanzt haben, von welchen man aber unmöglich wissen kann, ob sie wahr oder falsch sind.

Die Bergleute des nördlichen Chile sind in physischer Beziehung ein schöner Menschenschlag; sie sind selten über Mittelgröße, aber ungeheuer stark und kräftig. Diese Entwicklung der Muskelkraft verdanken sie vorzugsweise der strengen Gewöhnung in der Jugend, wodurch fast ein vorgerücktes Alter herbeigeführt

Byam, Wanderungen 2c.





wird. Hinsichtlich ihrer Gestalt und ihrer Gesichtsbildung sind sie mit dem angelsächsischen Geschlechte nicht zu vergleichen, aber es dürfte schwer sein, hinsichtlich der eigenthümlichen Art, in welcher sie ihre Kraft bethätigen, ihres Gleichen zu finden.

Da ein großer Theil der Bevölkerung des nördlichen Chile aus Leuten besteht, welche dem Bergbau angehören, angehört, oder angehört werden, so werden einige Bemerkungen über ihre Gewohnheiten und Eigenthümlichkeiten für den Freund ethnologischer Forschungen nicht ohne Interesse sein.

Die arbeitenden Bergleute werden in zwei Hauptklassen getheilt; die erste bilden die „Barreteros“, oder diejenigen, welche bohren und sprengen, während die zweite aus den sogenannten „Apiris“ oder denjenigen besteht, welche den Ertrag der Sprengungen auf ihrem Rücken nach der Oberfläche des Bergwerks tragen und das Erz von dem Schutte sondern. Der Barretero empfängt höheren Lohn als der Apiri und erreicht diesen Rang erst nach einer langen Lehrzeit in der letzteren Eigenschaft. Die Last, welche einige dieser Apiris auf Leitern, die nur aus tief in einen Baum gegrabenen Kerben bestehen, aus der Tiefe des Bergwerks zu Tage fördern, ist wahrhaft erstaunlich.

Ich habe häufig Leute dieser Art aus dem Schachte kommen sehen, von welchen der Schweiß auf den Boden floß, obgleich sie fast nackt waren. Ihre Bürde, die ich häufig an der Mündung des Schachtes gewogen habe, beträgt bei manchen immer gegen zehn oder elf Arrobas, jede zu fünf und zwanzig Pfund spanisch; eines Tages aber war ein wegen seiner Stärke be-



kannter Apiri eben im Begriff aus dem Schachte emporzusteigen, als er auf halbem Wege einem anderen hinabsteigenden Bergmanne begegnete, der ihm sagte, daß der französische und amerikanische Consul bei dem Patrone zum Besuch wären und die Absicht hätten, seine Last zu wiegen. Der Mann kehrte augenblicklich in die Tiefe des Schachtes zurück, belud seine „Capecho“, so viel als es zu fassen vermochte, mit dem schwersten Erze und als er endlich die Oberfläche erreichte, hinterließ er bei seinen Schritten eine Spur als wäre er eben erst aus einem Flusse emporgestiegen, denn der Schacht war ungewöhnlich tief. Als er das „Capecho“ abgeworfen hatte, mußten zwei Leute ihre volle Kraft aufbieten, um es auf die Wagschale zu heben; es wog über fünfzehn Arrobas, ungefähr dreihundert und achtzig Pfund. Ich würde Anstand genommen haben, dies zu erzählen, wenn nicht mehrere Zeugen dabei gewesen wären.

Der Apiri übt sich beständig im Bohren von Sprenglöchern, um seinem Arme die nöthige Kraft zur Führung eines sehr schweren Hammers zu geben — bis er dann endlich das hohe Ziel seines Ehrgeizes, den Rang eines Barretero erreicht.

Ein Barretero bedarf eines sehr starken Armes, den während er mit der linken Hand den Bohrer dreht, muß er mit der rechten gleichzeitig einen zehn bis zwölf Pfund schweren Hammer schwingen, und ich habe einen Mann gekannt, der mit einem vierzehn Pfund schweren, über den Kopf erhobenen Hammer ohne Unterbrechung hundert Schläge auf seinen Bohrer that. Der Barretero führt außerdem stets einen

anderen fünf und zwanzig Pfund schweren Hammer bei sich, den er, um seine Arbeit zu beendigen, mit beiden Händen schwingt.

Wenn der Barretero in Folge frühzeitigen Alters seine Arbeit nicht mehr verrichten kann, sucht er einen Dienst als Majordomo eines Bergwerks und ist gewöhnlich ein thätiger und guter Leiter der innerhalb des Bergwerks vorkommenden Verrichtungen.

Kupfererz ist das einzige Roherzeugniß, daß bei der Ausfuhr aus Chile einen Ausfuhrzoll zu entrichten hat. Gold, Silber und „plata pina“ ist zwar ebenfalls mit einer Steuer belegt, aber es wird ein großer Theil davon heimlich ausgeführt. Bei Kupfer und Kupfererz läßt sich der größeren Massen wegen, die gesetzliche Steuer schwer umgehen und Beides wird vor der Einschiffung auf dem Kai gewogen.

In merkantilischer Hinsicht sind Gold, Silber und Kupfer Chile's Haupterzeugnisse, namentlich für die Ausfuhr; aber das Land ist außerdem auch sehr reich an Erzeugnissen des Ackerbaues und es werden große Massen von Weißweizen nach Peru und anderen Theilen der Küste ausgeführt. Es gibt nämlich zwei Arten von Weizen, weißen und rothen. Beide Arten geben reichliche Ernten und man kauft in vielen Gegenden von Chile guten weißen Weizen mit nicht viel mehr als einem Dollar für die Fanega (160 Pfund). Melonen, Wasser- und Bisammelonen, werden auf offenem Felde erbaut und sind überall, wo Bewässerung möglich ist, ungemein billig. Pfirsichen, Aprikosenpflaumen und Aprikosen wachsen auf freistehenden Bäumen, wie in unseren Obstgärten die Äpfel.

Alle in Europa bekannten Früchte und Gemüse sind hier leicht zu ziehen; dagegen würden die meisten tropischen Früchte durch das trockene Klima, besonders aber durch die kalten nächtlichen Landwinde in wenigen Tagen vernichtet werden. Die Paradies- und Bananasfeige, die Pampelnuß, die Ananas, die Granadine und die sogenannte Königin der Früchte, die Chirimoya kennt man in Chile nur dem Namen nach.

Ich komme nun zu einer Klasse chilenischer Erzeugnisse, mit welchen ich genauer bekannt bin, und dieß ist die Klasse thierischer Erzeugnisse — Pferde, Rinder, Wild, wilde Thiere und Vögel. Ich werde hierbei zugleich der Art ihrer Einfangung und Erlegung gedenken, und da das Pferd bei allen Verrichtungen außer dem Hause der hauptsächlichste Gehilfe ist und von dem ärmsten Bettler wie von dem reichsten Gutsherrn benutzt wird, so will ich mich zunächst zu der Eigenthümlichkeit der chilenischen Pferderace wenden.

---

## Vierter Abschnitt.

---

Das chilenische Pferd und seine Eigenthümlichkeiten. Von Santiago nach Coquimbo und wie man zu reisen pflegt. Urthümliche Dreschmethode. Die Vampirflebermaus.

---

In Europa würde man das chilenische Pferd klein nennen, denn es ist durchschnittlich vierzehn bis fünfzehn Hände hoch, erreicht jedoch das letztere Maaß nur in sehr seltenen Fällen. Ich besaß einst ein schwarzes Pferd das für sehr groß galt, aber es war, als ich es maß, nur fünfzehn Hände hoch. Die meisten Pferde sind von vortrefflicher Beschaffenheit; sie haben kleine Köpfe mit breiter Stirne, breite Brust, schlanke kräftige Lenden und flache Beine kurz unter den Knien, viel Muth und Feuer und eine eiserne Constitution. Dies sind die hauptsächlichsten Merkmale der Race. Die chilenischen Pferde haben dagegen einen Fehler, der im ersten Augenblicke gewöhnlich nicht bemerkt wird, weil man sich im ganzen Lande große Mühe gibt, ihn zu verbergen; sie sind nämlich alle schafhalzig. Man sucht diesen Fehler dadurch zu verdecken, daß man den jungen Pferden das Halshaar wiederholt abschneidet, es dann später sehr zierlich auspuzt und ihm auf diese Weise das



Ansehen einer Mähne gibt, worauf das chilenische Pferd allerdings keinen Anspruch hat. Vielleicht ist jedoch eben diese Unvollkommenheit eine Ursache der außerordentlichen Gefügigkeit und Feinmäuligkeit, wodurch das chilenische Pferd vor jedem anderen sich auszeichnet.

Die Entfernung, welche diese Pferde Tag für Tag und bei dem spärlichen Futter zurücklegen, das sie in der Nacht, während der scharfe Wind der Anden sie bestreicht, auf irgend einem Bergabhange finden, würde manche Europäer in nicht geringes Erstaunen setzen; denn während diese ihre Pferde vielleicht für verloren halten, wenn sie die Nacht nach einer langen Reise nicht in einem behaglichen Stalle zubringen können, sind die chilenischen Pferde, nachdem sie in der erwähnten Weise übernachtet haben, am nächsten Morgen wieder vollkommen frisch und arbeitsfähig.

Die Ursache eines solchen Unterschieds in der Leibesbeschaffenheit der beiden Racen dürfte vielleicht in Folgendem liegen. In Europa oder wenigstens in England müssen die Pferde schon mit dem zweiten und dritten Jahre mehr als ihren Unterhalt gewinnen. Mit vier Jahren werden sie gewöhnlich schon zu schweren Arbeiten benutzt, ehe ihre Knochen, ihre Muskeln und Sehnen ihre volle Kraft und Stärke erlangt haben und ihre Körperbeschaffenheit zur vollständigen Entwicklung gelangt ist. Sie sind sehr zeitig abgenutzt und obgleich sie in einem Alter von sieben oder acht Jahren ziemlich viel gelernt haben, so könnten sie doch häufig schon zu dieser Zeit recht wohl ein Paar neue Weine brauchen. Auch kann der Ueber-

gang aus einem warmen Stalle in einen kalten scharfen Wind oder, was eben so schlimm ist, aus der Kälte in einen heißen Stall, sehr bald die Gesundheit eines jungen Pferdes untergraben und in diesen und ähnlichen Umständen sind wohl vorzugsweise die Ursachen der vielen Krankheiten zu suchen, welchen das Pferd überhaupt unterworfen ist.

In Chile geht man in dieser Beziehung wenn nicht besser, doch wenigstens anders zu Werke. Das Pferd wird im Freien geboren und bringt sein ganzes Leben im Freien und den größten Theil der ersten vier Jahre auf den Gebirgen zu, wo die halbwilden Rinder neun Zehntel ihres Daseins verleben, und obgleich es bei dem großen jährlichen „Rodeo“ in die Ebene getrieben wird, um mit den übrigen gezählt und einmal um gezeichnet zu werden, so wird es doch fast nie vor dem vierten oder fünften Jahre gezähmt oder zugeritten, zu schwerer Arbeit aber immer erst später benutzt.

Stuten reitet man in Chile nicht; sie laufen halbwild herum und lassen ihre eigene kräftige und kernige Körperbeschaffenheit auf ihre Füllen übergehen.

Auf diese Weise wird dem Pferde Zeit gelassen seine volle Kraft und Stärke zu erlangen, ehe man bedeutendere Anstrengungen von ihm fordert, und wenn es dann endlich der Arbeit zugeführt wird, sind Gesundheit und Körperbeschaffenheit von der Art, daß das Thier seinem Dienste vollkommen gewachsen ist und nach einer langen Tagereise dem scharfen Winde der schneebedeckten Anden trohnen kann. Im siebenten oder achten Jahre gilt das Pferd fast noch für ein Füllen.

Ich habe manchen Chilenen nach dem Alter seines Pferdes gefragt und die Antwort erhalten: „O noch ganz jung; es ist erst zwölf Jahre alt!“

Ein anderer bemerkenswerther Umstand ist die vortreffliche Zäumung besonders für den Lasso, zu welchem von hundert Pferden durchschnittlich neun und neunzig abgerichtet werden. Ein wohlgezäumtes Pferd muß im vollen Laufe plötzlich sich aufbäumen und fast in demselben Augenblicke und auf derselben Stelle sich vollständig umdrehen können. Wir finden diese Eigenschaft bei keinem anderen Pferde, weil keine andere Nation ihre Pferde zu dieser eigenthümlichen Geschicklichkeit abzurichten braucht; in Chile ist sie dagegen unentbehrlich. In den Pampas sind die Pferde sehr schlecht gezäumt und ein Chilene würde ein Pampapferd seines schlechten Maules und seiner weichen Füße wegen kaum als Geschenk annehmen. Die Gauchos jener Ebenen haben es nicht nöthig, ihren Pferden für den Lassodienst eine höhere Abrichtung zu geben, weil in diesen Ebenen keine Hindernisse vorhanden sind. In Chile ist es anders. Wenn man hier einen Stier am Ende des Fangseiles hat, der ungestüm einen Berg hinabrennt, welcher so steil ist wie das Dach eines Hauses und dem Pferde nirgend so viel Raum zum Fußten bietet, daß man den davon eilenden Stier niederwerfen könnte, dann muß man mit derselben Schnelligkeit folgen, bis man eine geeignete Stelle erreicht hat. Sollte aber der Stier in seinem Laufe bergab sich nach der einen Seite eines Baumes wenden und das Pferd wäre nicht im Stande sich schnell zu drehen und auf derselben Seite



des Baumes dem Stiere zu folgen, so würde der Baum die Mitte des Lassos fassen und Pferd und Stier müßten unvermeidlich zusammen rennen. Unter solchen Umständen sind die Chilenen genöthigt, auf gut abgerichtete Pferde zu halten.

Ich kann ein Beispiel von dieser Abrichtung anführen, das ich häufig gesehen und auch selber versucht habe. Es war ein Kunststück, das fast alle meine Pferde ausführen konnten.

Man pflöckt die schlüpferige Haut eines frisch geschlachteten Ochsen an den Boden, so daß die haarige Seite unterhalb, die frische nach oben zu liegen kommt. Das Pferd wird zum schnellsten Laufe angespornt und macht in dem Augenblicke, wo es die Haut erreicht und den Bügel fühlt, seine „*Buelta*“, wie es genannt wird, das heißt, es dreht sich auf seinen Hinterbeinen herum und setzt die Vorderbeine auf die Haut, so daß es dasteht, als wäre es eben nur etwas scharf angehalten worden.

Ich hielt zu meinen häufigen Reisen gewöhnlich zwanzig bis dreißig Pferde für mich und meine Diener und hatte außerdem noch zwei oder drei Stallpferde für besondere Gelegenheiten in Städten; aber die letzteren waren weit weniger brauchbar als diejenigen, die kaum je einen Stall gesehen hatten.

Die Entfernung von Santiago bis nach Coquimbo beträgt nach dem Wege berechnet ungefähr vierhundert und fünfzig (engl.) Meilen. Beide Orte sind zwar nur drei Breitengrade von einander entfernt, aber der Weg ist an den Punkten, wo das Gebirge sich dem Meere nähert, aller zwei bis drei Meilen von furcht-



baren tiefen Quebrades oder Schluchten durchschnitten, deren Grund gewöhnlich das Bette eines Flusses oder Baches bildet, und obgleich der Abstand der beiden Schluchtwände häufig so unbedeutend ist, daß man mit einer Büchse sicher von der einen Seite nach der anderen schießen und sein Ziel treffen kann, so ist doch nicht selten eine halbe Stunde und wohl auch längere Zeit erforderlich, um den im Zickzack laufenden Weg auf der einen Seite hinab- und auf der anderen wieder hinaanzusteigen.

Ich pflegte diese Reise, welche ich sehr oft unternehmen mußte, wie gewöhnlich auf zweierlei Weise zurückzulegen — entweder schnell und ohne Gepäck oder etwas langsamer und in Begleitung einiger beladener Maulthiere. Wenn ich schnell reisen wollte, war mein Diener wie ich selber nur mit solchem Gepäck versehen, als unsere „Alforeas“ oder Sattelkranzen fassen konnten. Unsere Satteltaschen oder Schafsfelle waren dann unsere Betten.

Ein junger flinker Bursche (der Sohn eines Dieners), der eine schöne mit einer Glocke versehene Stute führte, ritt voraus und gab auf gewisse von dem Nachzuge ihm zugehende Zeichen den Schritt an; die übrigen Pferde folgten ihm stets mit gleichem Schritte, während ich und meine Diener die Nachhut bildeten und zuweilen einen kleinen Abstecher machten, um den Haufen der freigehenden Pferde zusammen zu halten.

Wir pflegten, wenn der Weg nicht allzuschlecht war, schon eine Stunde vor Sonnenaufgang aufzubrechen und ritten dieselben Pferde bis elf Uhr, worauf wir, wenn sich ein günstiger Punkt zur Benutzung

unserer Passos darbot, unter die freigehende Schaar ritten, mit unseren Passos für jeden von uns ein frisches Pferd einfangen und die ermüdeten und entsattelten Thiere mit den übrigen weiter gehen lassen.

Man sollte eine Tagereise nicht bis über halb vier oder spätestens bis über vier Uhr ausdehnen, damit die Sonne noch hinreichend Zeit hat, die Rücken der Pferde völlig zu trocknen, ehe der kalte von den Cordilleren herabwehende Nachtwind eintritt, der böse Geschwüre verursacht. Es wird hierauf ein Lamm, eine Ziege oder einiges Geflügel herbeigeschafft, und wir setzen uns gegen Sonnenuntergang an das einzige Mahl, das wir während des Tages einnehmen. Viele Leute können des Morgens ohne Frühstück nicht aufbrechen; dies mag für langsame Arbeit vielleicht zweckmäßig sein, nimmmehr aber für schnelle. Reisende müssen erst fünf und zwanzig Meilen unterwegs gewesen sein, ehe sie an ihr Frühstück denken dürfen.

Ein tüchtiges Frühstück vor dem Ausbruch verfehlt den Reiter, der sich schnell fortbewegt, für den ganzen Tag in ein fieberhaftes Unbehagen; einige Cigarren und gegen Mittag eine Brodrinde und ein Glas Rum mit Wasser sind für einen Mann, der täglich achtzig Meilen zurücklegt, bis zur eigentlichen Mahlzeit vollkommen ausreichend. Sein Essen schmeckt ihm wie wenigen anderen Menschen; er schläft meist unter freiem Himmel einen Schlaf, wie ihn das üppigste Federbett nicht gewährt, erwacht zwei Stunden vor Sonnenaufgang und sammelt und ordnet seine Pferde, um frisch und gestärkt wie diese wieder aufzubrechen.

Ich habe die Entfernung zwischen Santiago und

Coquimbo häufig mit derselben Pferdeschaar aber ohne Gepäck in fünf, zuweilen auch sechs Tagen zurückgelegt, obgleich ich mit nur leicht beladenen Maulthieren zehn lange Tage dazu gebraucht habe. Im Nothfalle habe ich die Reise auch in noch kürzerer Zeit vollendet. Wenn man langsam reiset, reitet man gewöhnlich für den ganzen Tag ein und dasselbe Pferd, welchem hierauf eine zweitägige Erholung vergönnt wird, indem man es frei laufen läßt. Für eine Reise von vier- bis fünfhundert Meilen gewährt man gewöhnlich jedem Diener drei Pferde, während man für den Fall, daß besondere Eile nöthig sein sollte, fünf bis sechs für sich selbst bestimmt.

Es ist wahrhaft erstaunlich, welche Last diese ziemlich kleinen Pferde zu tragen haben. Unmittelbar auf der Haut des Thieres liegen einige dicke „Sudaderos“ oder Schweißdecken; über diesen vier bis fünf Sattellissen, die aus dem Felle einer zwischen dem Schafe und der Ziege stehenden Thiergattung, nicht aber aus denselben schönen Fellen gefertigt sind wie diejenigen, die über dem Sattel liegen; dann kommt der festaufgegürtete Sattel mit seinem silbernen Knopf und seinen schwerfälligen Steigbügeln. Ueber dem Sattel hängen die Sattelranzen und über diesen fünf bis sechs sehr schöne, kostbare Sattellissen. Auf dem Gipfel all' dieser verschiedenen Gegenstände befindet sich ein kleiner Sitz von schön zugerichtetem Leder oder von dem Felle irgend eines wilden Thieres und das Ganze ist zum zweiten Male mit einem sehr starken Gurte befestigt, an welchem sich die für den Vasso bestimmten eisernen Ringe befinden.



Diese Bürde, zu welcher noch die sehr schweren Sporen und zuweilen auch ein Schießgewehr, Pistolen und Schießbedarf gehören, gibt ein Gewicht, wie es wenige europäische Pferde, die schnell und weit reisen müssen, zu tragen haben dürften. Ich legte eines Tages alle Gegenstände, welche mein Pferd gewöhnlich zu tragen hatte, auf die Wage und das Ganze wog zweihundert und zwanzig Pfund (spanisch) oder über sechszehn Stein. Da ich selber nur zehn Stein und zehn Pfund wog, so blieb ein todtes Gewicht von mehr als fünf Stein. Das an sich schwere Gewicht ist jedoch gleichmäßiger über den Rücken vertheilt als dies bei unseren Satteln der Fall ist und hierin mag der Grund jener Leichtigkeit liegen, womit diese Thiere zu tragen wissen. Ihre Sattelgestelle sind lang und drücken gleichmäßig auf alle Theile der Rippenoberfläche, während sie über dem Rückgrat eine freie Höhlung lassen und auf diese Weise ein Pferd nie an einer einzelnen Stelle ermatten.

Erwägt man alle Lagen, in welchen ein Pferd nützlich sein kann, so dürfte vielleicht kein Volk eine für seine Bedürfnisse nützlichere Race besitzen. Der Chilene braucht weder einen Karrengaul noch ein Rennpferd — er braucht einen dienstwilligen, nützlichen Klepper, der schnell genug geht, um Rinder oder Pferde einzuholen, der die nöthige Kraft besitzt, einen Ochsen im Laufe niederzuwerfen, und dessen Constitution hinreichend abgehärtet ist, um den Uebergang von dem brennend heißen Tage zum kalten Nachtwind zu ertragen — und der Chilene hat ganz das erhalten, was er braucht.



Das chilenische Pferd ist sehr wenigen Krankheiten unterworfen, obgleich selbst in Städten die Ställe nur offene Schuppen sind. Drusen, Wurm und alle ansteckenden Krankheiten sind gänzlich unbekannt und die meisten anderen entstehen entweder durch Zufall oder durch schlechte Behandlung. Die hauptsächlichsten Krankheiten dieser Art sind das „Despechado“ (rehe Schultern), das „Cortado“ (Kurzatmigkeit) und eine Art Fußfieber, das gewöhnlich entsteht, wenn ein armes Thier eine zu große Strecke hat ohne Eisen zurücklegen müssen. Wenn man den Pferden nach Hafer grünes Futter gibt, so erfolgt häufig Kolik und außerdem werden die Thiere zuweilen auch wüthend oder toll, wenn sie eine gewisse Pflanze, Namens „yerba loca“ (Tollgras) gefressen haben. Von jener in unseren Ställen so verderblichen Krankheit — der Zungenentzündung ist mir in Chile nur ein einziges Beispiel vorgekommen. Mit Ausnahme der oben erwähnten Krankheitserscheinungen ist jedoch das chilenische Pferd fast ganz frei von all' jenen Uebeln, welchen das europäische unterworfen ist.

Es scheint fast als ob in Chile die Kunst des Getreideausdreschens seit jener Zeit, wo dort zum ersten Male Weizen gesäet worden ist, auch nicht im Geringsten fortgeschritten sei und als ob die ersten Ackerbauer dieses Landes ihre Dreschmethode aus der Bibel erlernt hätten. Der einzige Fortschritt besteht darin, daß sie diese Arbeit etwas schneller verrichten, indem sie zum Austreten des Getreides nicht Ochsen, sondern Pferde oder vielmehr Stuten benutzen.

Man legt auf jedem Felde eine einstweilige Um-

zäunung oder ein sogenanntes „Corral“ an, dessen Größe sich nach dem Umfange des Feldes richtet, und häuft in der Mitte desselben das Getreide auf. Stuten werden, wie ich bereits erwähnt habe, außer von den ärmsten Leuten nie geritten und es liegt ihnen außer der Sorge für ihre Jungen keine weitere Pflicht ob, als das Austreten des Getreides. Auf einer großen Hacienda werden vielleicht zwei bis dreihundert Stuten in die Nähe des erwähnten „Corrals“ oder „Trillo's“ getrieben und in mehrere Haufen getheilt, die einander ablösen. Der Boden des „Corrals“ muß sehr hart sein und wird hierzu häufig künstlich gehärtet. Der Kreis nächst der Umzäunung wird hierauf mit Getreide belegt und eine Abtheilung der (unbeschlagenen) Stuten hineingetrieben, welchen ein halbes Duzend Reiter folgt. Man jagt dann die Stuten innerhalb der Umzäunung auf dem ausgebreiteten Weizen umher, und zwar abwechselnd von der Rechten zur Linken und umgekehrt, theils um alle Körner zu gewinnen, theils auch, um die Pferde vor einem eigenthümlichen Schwindel zu bewahren. Wenn der erste Theil des auf diese Weise ausgebreiteten Weizens nach dem Urtheil des Majordomo hinreichend ausgedroschen oder ausgetreten ist, so wird die erste Abtheilung der Stuten aus der Umzäunung herausgetrieben, um einer andern Platz zu machen.

Mittlerweile wird das Korn sowie das ausgetretene Stroh herausgekehrt und eine frische Lage Weizen für den neuen Haufen von Maulthieren ausgebreitet, der von frischen Peons, die auf frischen Pferden sitzen, hereingetrieben wird. Diese frischen Kräfte

sind unerläßlich nothwendig, da die Arbeit im Anfange wirklich sehr beschwerlich ist, denn die Thiere müssen den Kreis erst mehrmals mit gewaltigen Bocksprüngen durchheilen, ehe das Stroh soweit niedergetreten ist, daß sie bequem darüber hingaloppiren können — und es läßt sich bei dieser Gelegenheit eben nicht sehr leicht auf ihnen sitzen, wenn die Reiter nicht daran gewöhnt sind.

Zuweilen sind zum Austreten des in einem Corral befindlichen Getreides zwei bis drei Tage erforderlich; ist aber der ganze Vorrath tüchtig ausgeritten, so wird alles in die Mitte gesetzt, die einseitige Umzäunung beseitigt und eine Anzahl von Personen angewiesen, die Körner von Stroh und Spreu zu reinigen.

Letzteres kann jedoch nur geschehen, wenn ein leiser Wind weht, denn die auf dem Haufen stehenden Arbeiter werfen das Getreide mit Schaufeln in die Luft, um es vom Winde reinigen zu lassen, so daß sich auf der einen Seite ein Haufen von reinen Körnern, auf der andern ein Haufen von Stroh bildet. Das auf die beschriebene Weise ausgedroschene Stroh sieht aus wie gehackt und verrichtet denselben Dienst wie im nördlichen Europa das Heu. Es wird mit Gerste untermischt und den angebundenen Pferden als Futter gereicht.

Ehe ich diese Bemerkungen über das chilenische Pferdegeschlecht schließe, dürfte es wohl zweckmäßig sein, auch einiger seiner Qualen oder vielmehr seiner Quäler zu gedenken.

Während der Zeit, wo das chilenische Pferd als



Füllen in den Bergen herum schweift, hat es eigentlich nur den Puma-Löwen, der zu den seltneren Erscheinungen gehört, und den Kondor zu fürchten, der allerdings häufiger vorkommt, aber nur selten ein Füllen angreifen wird, wenn es nicht gerade in einen Morast gerathen ist. Von der „arana de caballo“, der Ross Spinne, die in Central-Amerika so verderblich ist, wird das chilenische Pferd während seiner Lebenszeit wenig belästigt, aber es hat einen Feind, der zwar dem Pferde selber vielleicht nicht gerade sehr unangenehm, desto lästiger aber für den Reisenden ist, welchem das Pferd gehört. Ich meine die große Vampyrfledermaus, die in Chile sehr häufig vorkommt und sehr üppige Gewohnheiten hat, denn sie scheint bei der Wahl ihres Aufenthalts von denselben Grundsätzen auszugehen wie ehemals die Mönche, die sich für ihre Klöster immer nur solche Stätten aussuchten, die geschützt und fruchtbar, gut bewaldet und gut bewässert waren, eine schöne Aussicht hatten und die Nahrung gewährten, die diesen Leuten am meisten zusagte.

Wenn der Reisende am Ende einer langen Tagereise seine Pferde für die Nacht auf einen freien Raum treibt, der in der Nähe des Meeresufers oder am Fuße des Gebirges liegt, von welchem der kalte Nachtwind herabweht, so kann er ziemlich sicher sein, daß die Thiere während der Nacht von jenen Vampyren nicht beschädigt werden; nimmt er aber sein Nachtlager an einer anmuthigen romantischen Stätte, wo ein klarer heller Bach dicht an ihm vorüber fließt, hohe Bäume sich erheben und wilde malerische Felsen umher liegen als wären sie vom Himmel herabgefallen, so kann



er mit ziemlicher Gewißheit darauf rechnen, daß einige seiner Pferde während der Nacht von diesen Fledermäusen heimgesucht werden, und wenn auch das Pferd selber diese Heimsuchung nicht eben sehr beachtet, so ist sie doch für den Reiter um so störender, da das Thier den nächsten Tag nur mit Mühe seine Arbeit verrichtet.

Die wenigen Pferde, welche volle Mähnen haben, sind der Gefahr, von der Vampyrfledermaus am Halse ausgefangt zu werden, weit mehr ausgesetzt als Pferde mit abgestutzten Mähnen; die Fledermaus pflegt sich an der Mähne festzuhalten, umflattert den Kopf des Pferdes mit ihren Flügeln, um es zum Stillstehen zu bringen, bohrt ihren Schnabel oder Zahn in eine Ader und hat dem armen Thiere in kurzer Zeit eine nicht unbedeutende Quantität Blut entzogen. Aber die Fledermaus hängt sich häufig auch an den Schwanz und findet bald eine Stelle, wo sie ihren Aderlaß vornehmen kann.

Das Pferd hat einen bedeutenden Blutverlust, denn man findet gewöhnlich in seiner Nähe, nachdem die Fledermaus sich gesättigt hat, eine ziemlich große Blutlache.

Fast auf jeder längeren Reise, die ich unternahm, wurde einigen meiner Pferde auf diese Weise zur Ader gelassen und ich habe in Folge dessen häufig die nächste Tagereise abkürzen müssen.

In Central-Amerika setzt sich dieser fliegende Blutegel nicht bloß an die Pferde, sondern auch an das im Freien übernachtende Geflügel, das er bis auf den letzten Blutstropfen aussaugt und todt und steif zurückläßt.

## Fünfter Abschnitt.

---

Hornvieh in Chile. Das jährliche Rodeo. Das Matanza.

---

Ich will es jetzt versuchen, eine kurze Beschreibung des chilenischen Hornviehs sowie der eigenthümlichen Art seiner Behandlung zu geben. Daß alle unsere Viehzüchter auf diese Race mit Verachtung herabblicken würden, bin ich fest überzeugt, aber sie hat trotzdem wie die chilenische Pferderace viele vorzügliche, besonders gerade diesem Lande angemessene Eigenschaften. Sie ist vorzugsweise sehr abgehärtet, da sie bis zum vierten oder fünften Jahre in einem fast wilden Zustande lebt, worauf diejenigen Thiere, welche zum Schlachten bestimmt sind, auf die „Potreros“ oder Wiesen getrieben werden, wo sie sich in drei bis vier Monaten wunderbar vervollkommen. Der Uebergang von spärlichem Futter zu guter Luzerne ist an ihrem Körper sehr bald wahrnehmbar.

Wie die chilenische Pferderace ursprünglich aus Andalusien in Spanien stammt, so sind auch die chilenischen Rinder größtentheils südspanischen Ursprungs, obgleich sie den jetzigen zahmen Rindern Andalusiens nicht im geringsten ähnlich sind, noch weniger aber

den neuerdings aus Corruna eingeführten ungeheuren Thieren gleichen, die ungewöhnlich große Hörner, sehr starke Knochen, wenig Fleisch und noch weniger Fett haben. Die chilenischen Rinder gleichen mehr der kurzgehörnten halbwilden Raze der Sierras in der Nähe von Ronda, Granada und Cordova und in einigen Beziehungen auch den Rindern von Fez und Marocco. Sie sind unter dem Arie sehr schwächlich gebaut, haben keine sehr starken Knochen, setzen aber weit schneller Fleisch als Fett an, obgleich sie bei gutem Futter auch fett werden. Bis zur Zeit, wo sie zur Mästung auf die Wiesen getrieben werden, leben die Rinder fast ununterbrochen in den Gebirgen; sie sind daher sehr wild und so aristokratisch, daß sie sich nicht scheuen, einen demüthigen Fußgänger, wenn er auch mit einem „Joe Manton“ über eine Koppel englischer Hunde schießt, anzufallen, während sie vor einem Reiter furchtsam die Flucht ergreifen, wahrscheinlich weil die Lassoschlinge zu unangenehme Erinnerungen zurückgelassen hat. Da aber, mit Ausnahme einzelner herumstreifender Engländer, die nach Wild suchen und sich nöthigenfalls zu vertheidigen wissen, nur selten Jemand zu Fuße geht, so können sie eben keinen großen Schaden thun.

Der Unterschied zwischen einem regnerischen und trocknen Jahre ist sehr bald an dem Aussehen der Rinder zu erkennen, wenn diese bei dem großen jährlichen „Rodeo“ nach dem großen „Corral“ getrieben werden. Da dieses „Rodeo“ auf jedem Gute für den Patron wie für den Peon eine Art Festlichkeit ist, so will ich eine Beschreibung davon geben, wenn der Ge-



genstand auch schon vielfach beschrieben und abgenutzt sein sollte; aber ich erzähle nicht als Zuschauer, sondern als Theilnehmer. Ich will zu diesem Zwecke von den vielen „Rodeos“, zu welchen ich eingeladen wurde und welchen ich bewohnte, nur eines auswählen.

Drei chilenische Herren, die ein sehr großes und werthvolles Gut besaßen und während eines Zeitraumes von drei Jahren meinen Pferden fortwährend die Benutzung ihrer Wiesen gestattet hatten, ohne für diese Gefälligkeit eine Entschädigung anzunehmen, luden mich zu einem Rinder-Rodeo ein und indem ich dieses eine beschreibe, gebe ich, wenn man von der Dertlichkeit absteht, ein Bild von vielen, wenn nicht von allen.

Die von diesen Herren mir ertheilte Erlaubniß, meine Pferde auf ihre Weiden zu senden, war eine Freundlichkeit, die nur von demjenigen gebührend gewürdigt werden kann, der zwanzig bis dreißig Thiere zu füttern hat und in einem Umkreise von fünfzig Meilen kein Futter finden kann. Die drei Brüder waren in Frankreich erzogen worden und zeichneten sich durch feine Bildung aus. Wer im nördlichen Chile bekannt ist, kennt auch die Familie, auf welche ich hindeute, und indem ich ihr Rodeo beschreibe, schildere ich eine Festlichkeit, zu welcher die ganze Nachbarschaft, Arm und Reich, eingeladen war.

Ich muß vorausschicken, daß ein Rinder-Rodeo gewöhnlich im September stattfindet und da das „Matanza“ oder allgemeine Schlachten gewöhnlich im Januar vorgenommen wird, so haben die zu dem großen jährlichen Schlachtfest auserwählten Rinder drei



bis vier Monate Zeit, sich auf den wohlbewässerten Wiesen gehörig zu mästen.

Am Nachmittag zuvor fand sich auf der Hacienda eine Gesellschaft von ungefähr sechszehn Personen ein, die sich sämmtlich mit Passos und anderen Erfordernissen wohl versehen hatten. Da meine Pferde sämmtlich beschlagen waren, so versprach mir mein Wirth, mich nächsten Tages mit unbeschlagenen Pferden zu versehen; denn ein beschlagenes Pferd befindet sich am Abhange eines steilen Berges im Nachtheile, während die in den Gebirgen benutzten Pferde ohnedieß sehr harte Hufe haben. Wir speisten ungefähr um fünf Uhr und es herrschte an der Tafel die heiterste Stimmung; zuvor wurden jedoch sämmtliche berittenen Lehnsleute gemustert, die sich, mit Ausnahme der allzu entfernt wohnenden, welchen die nöthigen Weisungen schon vorher ertheilt worden waren, auf der Hacienda versammelt hatten. Sie theilten sich hierauf in mehrere Parteien und ritten nach den Gipfeln der Berghöhen, von welchen wir fast auf allen Seiten umgeben waren. Abends elf Uhr traten wir vor das Haus, um zu sehen, ob die Abtheilungen ihre verschiedenen Posten erreicht hätten, und erblickten auf den meisten Berggipfeln helleuchtende Feuer, als Zeichen, daß die Reiter auf den ihnen angewiesenen Punkten angelangt waren. Wir gingen hierauf in das Haus zurück und waren am nächsten Morgen zeitig in Thätigkeit, um unsere Pferde für das Tagewerk in Sicherheit zu bringen. Man sagte uns jedoch, daß wir uns nicht zu beeilen brauchten, da die Lehnsleute und Peons vor Tagesanbruch erst alle

Bergabhänge und Schluchten, welche von den Ebenen, nach welchen die Rinder getrieben werden sollten, weiter entfernt lagen, vollständig durchjagen mußten. Wir hatten daher hinreichende Zeit zu einem tüchtigen ersten Frühstück.

Als ich bald nach Sonnenaufgang durch mein kleines Fernrohr sah, bemerkte ich, daß die Gipfel der Berge mit Rindern bedeckt waren, welche langsam nach den Ebenen hinabgetrieben wurden. Hierauf stiegen wir alle zu Pferde und ritten nach dem großen Rinder-Corral, das ungefähr fünf Meilen von dem Hause an einer sehr wüsten Stelle errichtet war. Wir legten unsren Weg ziemlich schnell zurück und fanden eine „Ramada“ oder Hütte von grünen belaubten Zweigen, die für einige Tage unsere Wohnung sein sollte. Unser Wirth sagte uns, daß er der „Benchucas“ oder großen unfläthigen fliegenden Wanzen wegen, die jedes mit einem festeren Dache versehene Haus dieser Gegend verpesten, hier keine ordentliche festere Hütte herstellen könnte, daß er aber alljährlich eine frische „Ramada“ bauen lasse, die denn auch wirklich einen recht angenehmen Aufenthalt gewährte.\*)

Während wir in der Nähe des Corrals auf Nachricht von den Gebirgen warteten, zog ein anderer eigenthümlicher Gegenstand meine Aufmerksamkeit auf sich — es war dies ein kürzlich getödtetes schönes Kalb, welches neben einem in den Boden gegrabenen

\*) „Benchuca“ — ich weiß kaum, ob das Wort richtig geschrieben ist, aber es wird so ausgesprochen, wie ich es geschrieben habe. Diese fliegenden Wanzen sind über einen Zoll lang, ihr Biß ist sehr schmerzhaft und wenn man das Thier zerdrückt, gibt es einen überaus unangenehmen Geruch von sich.

Woche lag, das fast wie ein Grab ausfah. Diese Grube war mit Steinen ausgefüllert und innerhalb derselben brannte ein ungeheures Feuer wie in einem Schmelzofen. Das Kalb wurde hierauf an einen in der Nähe fließenden Bach getragen und innerlich gereinigt und bis auf einen schmalen längs des Rückgrates hinablaufenden Streifen gehäutet. Nachdem dies geschehen war, wurde es an die Grube zurückgebracht und mit allen möglichen guten Dingen gefüllt. Man that die Nieren, das Herz, Zwiebeln, Kartoffeln, Kastanien, Salz, Pfeffer, Gewürz u. s. w. hinein, legte dann die Haut wieder um und nähte oder schnürte sie längs des Magens zusammen. Das Feuer wurde hierauf durch grünes Laub erstickt und das Kalb in seiner eignen Haut — „carne con cuero“ — sorgfältig mit dem Rücken in die Grube gelegt, während die Haut als Halter oder vielmehr Behälter des Saftes diente. Das Ganze wurde alsdann mit Laub bedeckt und vollständig unter Erde und Steine begraben.

Als das Kalb eben dem Ofen übergeben war, erhielten wir die Nachricht, daß die Vorhut der Heerden der Ebene sich näherte; wir sprangen daher auf unsere Pferde und ritten davon, um den Hirten und Peons bei ihrer ziemlich schwierigen Aufgabe — ungefähr fünf tausend Stück halbwilder Rinder sechs bis sieben Meilen weit über einen unebenen Boden zu treiben — den nöthigen Beistand zu leisten. Hier sind die Herren, welche an einem solchen Rodeo Theil nehmen, von wesentlichem Nutzen, während sie bei der langsameren und beschwerlicheren Arbeit, die Thiere hinab nach den Ebenen zu treiben, nur geringe oder



gar keine Dienste würden leisten können. Die Pferde der Peons sind gewöhnlich, ehe sie die Ebenen erreichen, von ihrer Arbeit in den Gebirgen ziemlich erschöpft, so daß der Beistand jener Herren, die auf frischen Pferden die wilderen Thiere in Ordnung halten helfen, sehr zur rechten Zeit kommt. Wenn ein Dohse aus der Heerde hervorstürzt, so sprengen zwei dieser Reiter augenblicklich hinter ihm her, um ihm den Lasso überzuwerfen; wenn vier oder fünf Stiere zugleich hervorbrechen, so haben die Peons vollauf zu thun, um es zu verhindern, daß nicht alle übrigen nachfolgen und die paarweise nachjagenden Herren leisten hierbei treffliche Dienste.

Diese Arten von Jagden sind sehr erheiternd, denn obgleich sie nicht mit bedeutenden Gefahren verbunden sind, so sind sie doch gerade gefährlich genug, um aufregend zu sein, und ich weiß von nicht unbedeutenden Unfällen.

Zwei bis drei zuverlässige Joche Dohsen, die lange hölzerne Joche auf dem Halse tragen, werden der Heerde gewöhnlich vorangeschickt. Sie erfüllen einen doppelten Zweck; sie dienen erstlich als Führer und veranlassen die Heerde, ihnen zu folgen und zweitens wird jedes Thier, das seiner Untugenden halber mit dem Lasso gebändigt wird, an das Joch zwischen die zwei zahmen Dohsen befestigt, die seine Unbändigkeits bald besiegen und es zu einem ruhigen Gange zwingen. Zuweilen bändigt man einen flüchtigen ungewöhnlich widerspänstigen und wilden Stier, nachdem man ihn mit dem Lasso niedergeworfen hat, auch dadurch, daß man eines seiner Hinterbeine an seine



Hörner befestigt und ihn in diesem gefesselten Zustande auf dem Boden liegen läßt, bis ein Joch Ochsen entbehrt werden kann, um ihn fortzubringen.

Nach vielfachen Verfolgungen der wilderen Rinder erreicht die Herde endlich das Corral; die zahmen Ochsen laufen zuerst hinein und die Reiter bilden eine Gasse bis das letzte Thier sich innerhalb der Umzäunung befindet.

Ein Corral ist oft genug beschrieben worden, aber ich glaube nicht, daß meine europäischen Landsleute von einem für ein Rodeo bestimmten Rinder-Corral einen richtigen Begriff haben werden. Unter einem Corral versteht man gewöhnlich eine kleine Umzäunung von dreißig bis vierzig Ellen im Durchmesser, in welche man die Pferde treibt, um sie hier zu verwahren oder mit dem Lasso zu bändigen; aber ein für viele tausend Rinder bestimmter Corral ist ein Raum von sehr bedeutendem Umfange, denn um einige Tausend Rinder unterzubringen, ist eine ziemlich große Fläche erforderlich, wenn man auch die Thiere, um Aufruhr und Unfug unter ihnen zu verhindern, so enge als möglich zusammenpfercht.

Die Corrals in der Nähe des meinen Freunden gehörigen Wohnhauses waren nur für Pferde und für diejenigen Rinder bestimmt, die für das große Schlachten im Januar ausgewählt wurden. Ihre Wände bestanden aus „Adobes“ oder großen Lehmziegeln, wogegen die großen Corrals für Rinder gewöhnlich aus starken, tief in den Boden geschlagenen und mit einander verbundenen Pfählen gebildet sind. Es ist nicht leicht, genau den Umfang eines Raumes

zu veranschlagen, da aber das Corral, von welchem hier die Rede ist, ungefähr hundert Schritt im Durchmesser hatte, so mußte sein Umfang ungefähr zwei englische Acker betragen. Das Ganze war jedoch in zwei verschiedene Räume, in einen großen und einen kleineren getheilt, von welchen der letztere zur Aufnahme der für das „Matanza“ abgesetzten Rinder bestimmt war.

Diese Absonderung sollte den nächsten Tag vorgenommen werden und sie geschieht gewöhnlich durch die dem Rodeo bewohnenden Herren und die Majordomos des Gutes. Die Kälber werden ebenfalls absondert und in eine kleine Umzäunung gebracht, in deren Nähe man die Mütter grasen läßt, da diese nicht davon laufen.

Es war sechs Uhr Nachmittags, als endlich sämmtliche Rinder in die Umzäunung eingesperrt und die Thore verschlossen waren. Außerhalb des Corrals wurden in gewissen Zwischenräumen Wachen aufgestellt, welche die Annäherung von Menschen und Thieren, wodurch die Rinder möglicher Weise erschreckt werden konnten, zu verhindern hatten, denn häufig bringt eine ganz unbedeutende Ursache, wie zum Beispiel der Anblick oder Geruch eines Fuchses einen panischen Schrecken hervor, so daß die Rinder in ihrem Entsetzen alle Schranken zerbrechen und in die Gebirge entfliehen.

Dieser Schrecken ist eine eigenthümliche Erscheinung, denn er ergreift zuweilen eine Heerde ohne jede merkbare Veranlassung; aber man kann sich darüber nicht eben wundern, da es zuweilen den tapfersten

Schaaren disciplinirter Soldaten nicht besser ergeht. Während des Halbinselkrieges übernachtete einst eine der vortrefflichsten Heeresabtheilungen, die je Waffen getragen haben, in einem Walde, als plötzlich mitten in der Nacht die ganze Schaar gleichzeitig von einem panischen Schrecken ergriffen und erst durch den Ton einer Trompete, die auf Befehl eines Offiziers geblasen werden mußte, wieder zum Stehen gebracht wurde.

Wir begaben uns hierauf nach dem Rancho und setzten uns an ein gutes ländliches Mahl; denn das Kalb konnte erst für ein spätes Frühstück des nächsten Tages hinreichend geröstet sein. Nachdem wir uns gesättigt hatten, bereiteten wir aus unseren Satteldecken unser Lager und waren nachdem wir eine Cigarre geraucht hatten, bald fest eingeschlafen.

Am nächsten Morgen begaben wir uns Alle zu Fuß nach dem kleinen Corral, um den Kälbern das Zeichen des Eigenthümers aufzubrennen, und kehrten dann nach dem Rancho zurück, um das lange erwartete Frühstück einzunehmen. Das feiste vollkommen geröstete oder gebratene Kalb wurde auf das Gras gelegt, so daß es die Veine in die Luft streckte und wir schlossen, uns niedersetzend, einen Kreis um dasselbe; die am Bauche befindliche Naht wurde aufgeschnitten, die Haut wie eine große Schüssel ausgebreitet und im nächsten Augenblicke waren zwölf bis vierzehn große Dolchmesser, wie man sie stets bei sich führt, mit der Zerlegung des riesenhaften Bratens beschäftigt.

Der eifrigste Besucher städtischer Schmausereien, der leckerste Anhänger und Bewunderer des Ude,



Cardeme und Soyer, würde dieses ziemlich große Gericht für unlängbar gut erklärt haben. Es hatte auch nicht ein Theilchen von der Güte und dem Geschmacke des Kalbes entrinnen können und das Fleisch hatte, obgleich vollkommen gar, all seinen Saft behalten. Nachdem wir gesättigt waren, kamen die Hirten mit ihren langen Messern und ihrem gereiztem Appetite, und ließen von dem ungewöhnlich großen Kalbe buchstäblich nur die Knochen übrig, die mit der gebackenen Haut den Hunden vorgeworfen wurden, so daß in kurzer Zeit fast jede Spur des Thieres verschwunden war. Es gibt wirklich keinen wohlschmeckenderen Braten als dieses in die eigene Haut eingenähte und in einer Grube gebratene Fleisch. Nach dem Frühstück begaben wir uns zu Pferde nach dem großen Corral und mitten unter die Thiere, um diejenigen, welche gemästet werden sollten, von den übrigen abzufondern.

Bei dieser Gelegenheit stellen sich auch die Majordomos und Hirten der benachbarten Güter ein, um die Auslieferung jedes mit dem Zeichen ihres Herrn versehenen Kindes zu fordern.

Es werden zwei Reihen von Reitern aufgestellt und durch die auf diese Weise gebildete Gasse werden die auserwählten Thiere einzeln in ein kleineres Corral getrieben. Der Herr reitet von seinem Majordomo und seinen Gästen begleitet unter die Rinder und bezeichnet irgend ein Kind, welches von den übrigen abgesondert werden soll, worauf augenblicklich zwei Reiter das Thier in ihre Mitte nehmen und es, indem sie sich dicht an seine Seite drängen, in die



von den anderen Reitern gebildete Gasse treiben, wo es mit dem Rufe: „Afuera! — Hinaus! — Hinaus!“ empfangen wird. Das auf jeder Seite von einem Pferde gefangen gehaltene und von manchem derben Peitschenhiebe getriebene Thier läuft schnell durch die Gasse und gelangt in die kleinere Umzäunung. Sobald die erforderliche Anzahl von Rindern auf diese Weise abge sondert ist, werden die übrigen wieder entlassen, die nun mit ungestümer Eile nach ihrer Gebirgsheimat entfliehen. Die abge sonderten Rinder bleiben ruhig in der Umzäunung, bis die übrigen aus dem Bereiche des Gesichts und der Bitterung verschwunden sind, und werden dann nach dem Corral der Hazienda geleitet. Hier werden sie untersucht und endlich auf bewässerte Wiesen getrieben, deren üppige Luzerne ihnen bald eine treffliche Leibesbeschaffenheit für das im Januar stattfindende große „Matanza“ gibt.

Das Matanza ist für die Peons ebenfalls eine Art Festlichkeit, und sie finden daran noch größeres Vergnügen als an dem Rodeo, weil ihnen bei dieser Gelegenheit der Gebrauch des Lossos fast allein überlassen ist. Man wählt den Januar zu diesem großen Schlachten, weil er der heißeste und trockenste Monat des Jahres ist und das „Charque“ oder gesalzene Fleisch schneller durchpökelt wird.

Die zum Schlachten auserwählten Rinder werden einige Tage zuvor in das dem Hause zunächst gelegene Corral getrieben, (an dessen hintere Seite gewöhnlich der Pökelfhof stößt) und ohne Futter gelassen, damit das Fleisch in einen zum Pökeln geeigneteren Zustand versetzt werde. Am Morgen des

Matanzas lange vor Tagesanbruch versammelt sich ein Duzend berittener Peons, mit ihrem Lasso versehen, an der Pforte des Corral's, während die Frauen des Besizthums in ihrem schönsten Staate von den Mauern und den umliegenden Ranchos aus dem beginnenden Schauspiele zuschauen.

An der Pforte des großen Böckelhofes, wo das Zerschneiden und Zerlegen der getödteten Thiere vor sich geht, stehen sechs, sieben oder auch noch mehrere Fleischer mit ihren ungeheuren Messern in der Hand und ihren Dolchen im Gürtel. Jeder Fleischer wird nach der Anzahl der von ihm getödteten und zerlegten Thiere bezahlt.

Mit Sonnenaufgang erscheint der Eigenthümer der Hazienda mit seinen Gästen und nun begibt sich der Majordomo mit einigen Reitern in das Corral, um so viele Rinder hinauszutreiben, als Fleischer vorhanden sind. Diese Thiere stürzen sich mit wüthendem Ungestüme in das Freie hinaus und werden augenblicklich von einigen Peons verfolgt, so daß zuweilen gleichzeitig zwei oder drei Lassos über seinen Hals geworfen werden. Jedes Thier hat einen heftigen Sturz zu erwarten und wird dann nach der großen Pforte gezogen, wo der Fleischer es in Empfang nimmt, der ihm mit seinem schweren Messer unmittelbar über den Kniekehlen zwei Streiche versetzt und auf diese Weise die Flechsen der beiden Hinterbeine durchschneidet, dann aber seinen kurzen scharfen Dolch herauszieht und ihn in das Mark des Rückgrates stößt, wodurch das Thier sehr schnell getödtet wird. Hierauf streift er dem Gesichte des Thieres die Haut ab, denn

diese würde bei einer Verzögerung von einigen Minuten verköhlen und zu fest an die Stirne sich anhängen. Es steht ein an eine Ochsenhaut gespanntes Joch Ochsen bereit; das getödtete Thier wird mittels eines an seine Hörner befestigten Strickes auf die Haut gezogen und wie auf einer Schleife nach dem Pökelhose geschafft. Dies geschieht, damit seine eigene Haut nicht verletzt werde.

Das getödtete Rind wird zunächst nur gehäutet und in große Keulen zerschnitten und in kurzer Zeit steht der Fleischer wieder an der Pforte, um ein neues Opfer zu fordern.

Das Matanza dauert an jedem Tage nur bis neun Uhr, aber die Fleischer sind während der übrigen Tageszeit damit beschäftigt, das Fleisch in dünne Scheiben zum Einpökeln zu zerschneiden. Das Talg wird zu Lichtern eingeschmolzen, das Fett (nicht das Nieren- und das innere Fett) wird zerlassen und gereinigt; man benutzt es in ganz Chile statt Butter oder Schmalz zum Kochen; aus dem Abfalle bereitet man eine grobe Seife; einige der Häute werden zur Ausfuhr verkauft, andere dienen zu verschiedenen Zwecken auf der Hazienda und in den benachbarten Bergwerken und der durchschnittliche Werth eines Ochsen beläuft sich ungefähr auf 22 bis 23 Dollars, während dagegen in der Nähe bevölkerter Städte, wo täglich große Quantitäten frischen Fleisches verkauft werden, Ochsen einen weit höhern Ertrag geben. \*)

\*) Aus den besten Ochsenhäuten werden gewöhnlich Passos gefertigt.



## Sechster Abschnitt.

Eine Puma-Jagd. Raubthiere. Wild. Falkenbeize. Der  
Regenpfeifer als Geshifter.

Wilde und schädliche Thiere gibt es in Chile nur in geringer Anzahl und der Schade, den sie anrichten, ist selten von Bedeutung. Der Puma und zwei Fuchsarten sind eigentlich im ganzen Lande die einzigen vierfüßigen Raubthiere. Die Pumas sind nicht so groß wie ich sie in Central-Amerika gesehen habe, auch bin ich in Chile nie dazu gekommen, eines dieser Thiere mit eigener Hand zu erlegen, obgleich ich mehren Puma-Jagden beigewohnt habe. Da die Art, auf welche man diese Thiere zu fangen pflegt, mit der Beschreibung, die ich kürzlich in meinem kleinen Werke über Central-Amerika\*) mitgetheilt habe, nicht ganz übereinstimmt, so werde ich erzählen, wie man dabei gewöhnlich zu Werke geht, obgleich das Verfahren sich nach der Beschaffenheit des Bodens richten muß und deshalb nicht immer ein gleiches ist.

Das Unheil, welches die Pumas anrichten, beschränkt sich meist nur auf junge Kinder, auf Füllen

\*) Wildes Leben im Innern von Central-Amerika von Georg Byam. N. d. E. von Lindau. (Dresden, R. Kunze 1850).

und junge Maulthiere, die am Fuße der Anden oder anderer hoher Gebirge weiden, in welchen die Pumas ihre Heimat haben. Sie wagen es selten, sich weiter von ihrer Heimat in die Ebenen oder Niederungen hinab zu entfernen, obgleich der Hunger sie zuweilen viele Meilen weiter als gewöhnlich treibt.

Während in den wilden Wäldern von Central-Amerika die Spur eines Panthers oder Pumas, der Verheerungen angerichtet hat, selten von mehr als zwei bis drei Männern und zuweilen auch nur von einem einzigen verfolgt wird, versammelt sich in Chile gewöhnlich eine Anzahl von fünfzehn bis zwanzig Personen, um an dem gemeinsamen Feinde Rache zu üben. Einige sind beritten, andere zu Fuß — letztere haben besonders an gebirgigen Stellen zu wirken — alle aber sind mit Laffos und mit ihren gewöhnlichen langen Messern bewaffnet. Feuerwaffen sind unter den niederen und mittleren Ständen in Chile ziemlich selten und wirklich gute Gewehre findet man selbst bei vornehmeren und reicheren Leuten nur in sehr geringer Anzahl. Die meisten, die ich gesehen habe, waren gewöhnlich billige, werthlose aber reich verzierte französische Flinten, an welchen das Schußwerk des Schaftes mehr werth war als Schloß und Läufe zusammen. Bogen und Pfeile sind in Chile unbekannt.

Es werden bei einer Puma-Jagd alle Hunde der ganzen Nachbarschaft, von dem großen wilden Hirtenhunde bis zu dem schwanzlosen Schafwächter und kläffenden Köter in Beschlag genommen und die Jagdgesellschaft verfügt sich nach der Stelle, wo der Puma seinen letzten Raub verübt hat.

Als wir uns einst versammelten, um einen Puma zu erlegen, der ein Füllen getödtet hatte, zählten wir fünfzehn Personen, von welchen mehr als die Hälfte beritten war, während die anderen unfreiwillig und mit Widerwillen auf ihren eigenen Füßen sich bewegten, denn man findet bei allen Chilenen, selbst bei den geringsten Bettlern, eine heftige Abneigung gegen alles Fußwandern.

Die Spur wurde bald aufgefunden, aber die Chilenen sind im Vergleich mit den wilden Bewohnern der Wälder nördlich vom darischen Isthmus, wahre Kinder in der Verfolgung einer Spur, obgleich Letztere wiederum wahre Kinder sind, wenn man sie im Gebrauche des Passos mit den Chilenen vergleicht. Mit Hilfe der Hunde und einiger frischer Spuren auf sandigen Stellen waren wir nach einer Stunde so weit gekommen, daß wir dem verfolgten Thiere hart auf den Fersen zu sein glaubten, und endlich sah es einer von unseren Fußgängern auf einem Felsenvorsprunge kauern, der sich ziemlich in der Mitte eines Berges befand. Die Höhe war zu steil für Pferde. Wir schickten daher unsere Fußgänger hinan und ritten um den Fuß des Berges, um das Thal abzuschneiden, durch welches das Thier seinen Weg nehmen mußte, wenn es nach seinen fast unzugänglichen Schlupfwinkeln gelangen wollte. Ich führte keine Schießwaffe bei mir, weil ich zu sehen wünschte, wie man bei dieser Jagd nach Landesbrauch zu Werke gehen würde. Auf der anderen Seite des Berges angelangt, trennten wir uns auf gewisse Entfernungen, um das ganze Thal übersehen zu können. Aber schon



in wenigen Minuten sahen wir den Puma von der Höhe herabkommen und er brach mitten durch unsere Linie, offenbar ohne uns zu bemerken, da er seine ganze Aufmerksamkeit auf diejenigen gerichtet hatte, die ihn zu Fuß verfolgten. Alle Reiter jagten augenblicklich in vollem Galopp hinter ihm her und als sie nur noch einige Schritte von dem Thiere entfernt waren, erkletterte es schnell einen kleinen im Wege stehenden Baum, und legte sich scheinbar erschöpft auf einen der horizontalen Zweige.

„Nun haben wir ihn,“ sprach der Majordomo, der die Jagd anführte. „Er kann nicht mehr entweichen und wenn ihm alle Pumas von Chile zu Hilfe kämen.“

Während der Verfolgung waren alle Lasso's wurfertig gemacht worden und der Majordomo galoppierte in einiger Entfernung von dem Zweige, auf welchem der Puma lag, an dem Baume vorüber, warf dem Thiere die Lassoschlinge unmittelbar über den Hals und riß es, indem er weiter sprengte und den Lasso straff anzog, mit furchtbarer Gewalt auf den Boden und eine Strecke weit hinter sich her. Die anderen Reiter waren dicht hinter ihm und einer von ihnen warf dem Puma eine zweite Schlinge um den Hals, worauf beide Pferde die Lasso's straff anzogen und auf diese Weise dem Leben des Thieres vollends ein Ende machten.

Der Puma hält sich besonders in den tiefen Schluchten auf, von welchen die Anden nach allen Richtungen hin durchschnitten sind. Von den Heerden, welche an der westlichen Seite der Cordilleren

weiden, verlaufen sich jährlich sehr viele Rinder immer tiefer und tiefer in jene wilden Gegenden und ihre Kälber, sowie dann und wann ein Guanaco sind die gewöhnliche Nahrung dieser fleischfressenden Raubthiere.

Der in Central-Amerika so häufig vorkommende Panther ist in Chile unbekannt und der Puma ist, wie gesagt, das einzige fleischfressende Raubthier dieses Landes, wenn man nicht zwei Fuchsarten zu dieser Klasse rechnen will, von welchen die eine die Größe des gewöhnlichen Fuchses hat, die andere aber fast noch einmal so groß und von dunkelrother Farbe ist.

„Schlau wie ein Fuchs“, ist ein altes Sprichwort, aber die in der Wildniß lebenden Menschen gewinnen diesem Thiere den Vortheil ab und übertreffen es. Ich hatte viele listige Nachbarn in der Gestalt von Füchsen und obgleich ich häufig mit guten Hunden Jagd auf sie machte, so wollte es mir doch nie gelingen, eines dieser Thiere einzuholen, da sie gewöhnlich bergauf laufen und dann den Hunden den Vorsprung abgewinnen. Vergab sind die Hunde im Vortheile. Ich habe beide Arten häufig geschossen und in Gärten und Weinbergen durch ausgelegte Schlingen gefangen.

Wölfe und Cuyoten oder wilde Hunde, die für Central-Amerika eine so große Plage sind, gibt es in Chile nicht, aber eben so wenig auch Hirsche, Rehböcke und anderes Rothwild, wenigstens ist mir in dem ausgedehnten Theile des Landes, welchen ich kenne, nichts von dieser Art vorgekommen. Hasen und Kaninchen sind unbekannt und würden, wenn man sie einführen wollte, von der ungeheuren Anzahl von

Kondorn, Adlern, Geiern und großen Falken aller Art, sowie von den Füchsen sehr schnell vertilgt werden.

Von einer Plage ist der chilenische Jäger frei und das ist nämlich die Furcht vor Schlangen — ich meine, wie sich von selbst versteht, die vernünftige, gegründete Furcht, denn viele Leute haben ein wahres Entsetzen vor allen Arten von Schlangen und machen kaum einen Unterschied zwischen giftigen und unschädlichen Thieren dieser Art. Schlangen sind in Chile nicht gewöhnlich; und wenn ich trotzdem mehrere Duzende getödtet habe, so mag dies seinen Grund wohl darin haben, weil ich, in der Verfolgung von Wild, größere Strecken gewandert bin, als die meisten anderen Leute in diesem Lande. Ich habe in Chile nie von einem durch den Biß einer Schlange verursachten Unfalle gehört; und obgleich ich, so oft ich eine Schlange tödtete, jederzeit die Zähne untersuche, so habe ich doch in Chile nie eine mit beweglichen Zähnen gefunden. Die hier heimischen Schlangen gleichen jenen harmlosen unschädlichen Thieren, die auf dem höheren Theile des Felsens von Gibraltar sehr gewöhnlich sind, sowie denjenigen, die man im südlichen Spanien und der Verberei findet.

Die in kleinen Ranchos lebenden Landsleute des nördlichen Chiles versichern mit großer Bestimmtheit, daß Schlangen während der Nacht den schlafenden Müttern die Milch auszufangen pflegten und ich habe dieselbe Behauptung häufig genug von den Frauen selber gehört. Ebenso erzählen die Hirten, daß sich Schlangen an den Eutern der Kühe nähren, wenn diese sich niederlegen. Geschichten dieser Art müssen,



wenn sie von denjenigen, die sie erzählen, geglaubt werden, doch wohl einigen, wenn auch nur unbedeutenden Grund haben.

Das Guanaco oder Guanaco nimmt unter dem chilenischen Wild unzweifelhaft den ersten Rang ein und je weiter der Reisende nach Norden kommt, desto mehr Guanacos wird er finden. Sie bewohnen die Anden und zuweilen auch die höchsten Berge zwischen den Cordilleren und der Meeresküste, und wählen ihren Aufenthalt gewöhnlich auf solchen Punkten, welche dem Menschen unzugänglich sind; denn da sie von einem Futter leben können, bei welchem ein Esel verhungern würde, so ziehen sie die nackten, felsigen und steinigen Gebirgsgipfel, wo sie verhältnißmäßig sicher sind, den fruchtbareren aber gefährlicheren Ebenen vor, obgleich sie während der heftigen Wetter und Schneestürme, die auf den Anden heimisch sind, häufig auf die niedrigeren Höhen, welche mit der westlichen Gebirgskette in Verbindung stehen, und selbst bis in die Ebenen hinabsteigen.

Es ist schwer, sich ihnen bis auf mäßige Schußweite zu nähern. Der Jäger sieht vielleicht zwei oder drei Guanacos auf einem Berge und sucht sie zu beschleichen, indem er den Berg auf einer Seite ersteigt, wo er ihren Blicken verborgen ist. Nach einem langen und mühevollen Emporklimmen hat er endlich den Punkt erreicht, wo er nach seiner Berechnung den Thieren bis auf Schußweite sich genähert haben würde — aber er sieht sich vergebens nach seinem Wilde um und bemerkt vielleicht in kurzer Zeit, daß ihn dieselben Thiere von einem entfernten Felsen aus beob-

achten, der weit höher ist als derjenige, dessen Er-  
steigung ihm so große Mühe verursacht hat.

Ich habe mit diesem Wilde sowie mit dem  
Rothwilde und anderen Thieren in verschiedenen Thei-  
len der Welt immer die Erfahrung gemacht, daß man  
seine Beute unerwartet, entweder wenn man sich auf  
einer Reise befindet oder wenn man wenigstens das  
Zagen nicht gerade zu seinem Zwecke gemacht hat,  
jederzeit leichter gewinnt, als wenn man mit der be-  
stimmten Absicht, irgend ein Thier zu erlegen, aus-  
gegangen ist. Einem Reisenden gelingt es weit häu-  
figer mit geringer oder gar keiner Mühe ein Gua-  
naco zu erlegen, als einem Jäger, der sich Tage und  
Wochen lang abmüht, ohne vielleicht auch nur einen  
Kopf des Wildes zu sehen, auf welches er ausgeht;  
und je rauher das Wetter, desto mehr Aussicht hat  
der Reisende, einer Heerde zu begegnen.

Cuvier rechnet die Guanacos zu dem Kameel-  
geschlechte; es sind schöne, anmuthige Thiere, die eine  
ansehnliche Größe erreichen und, abweichend von den  
in Peru heimischen Lamas, ein ziemlich kurzes und  
feines Haar haben. Sie sind leicht zu zähmen, wer-  
den aber nicht wie in Peru zum Lasttragen benutzt.  
Aber sie haben, trotzdem daß sie so leicht zahm wer-  
den, die sehr unangenehme Angewohnheit, eine Quan-  
tität gekauten Grases in ihrer Kehle anzusammeln,  
das sie mit bedeutender Gewalt auf Jeden, der sie  
reizt, oder auf Fremde auszuspien, die sich ihm nä-  
hern. Sie benutzen auch, wenn sie verwundet sind  
oder von Hunden angegriffen werden, mit ziemlich  
gutem Erfolge ihre Vorderfüße und ihre Zähne.

Einer meiner Bekannten hatte ein Paar Hunde, die einige Aehnlichkeit mit Spürhunden hatten und ein Guanaco auf seinen heimischen Bergen in einigen Minuten einholen konnten.

Das Fleisch des Guanaco ist grobfaserig und mit Hochwildpret nicht zu vergleichen; aber es hat trotzdem einen Wildgeschmack und die Keule ist nicht ohne Vorzüge, wenn sie gehörig gebraten wird; aber es wird selten Jemand so glücklich sein, eine solche Keule unter so günstigen Umständen zu kosten, denn das Guanaco wird gewöhnlich auf einer Reise erlegt, schnell in kleine Stücke zerhackt und über Holzasche geröstet.

Wenn wir einmal von Wild und Jagd in Chile sprechen, mag es uns erlaubt sein, auch einige Bemerkungen über die Rebhühner anzufügen.

Die Vorzüge der Rebhühner werden meistens in zweierlei Beziehungen in Anschlag gebracht; man berücksichtigt ihre Vorzüge auf der Tafel und ihre Vorzüge als Jagdbeute. In ersterer Beziehung ist das chilenische Rebhuhn beinahe das schlechteste der Welt, in der letzteren vielleicht das beste.

Man findet in sehr wenigen Ländern eine gleiche Art von Rebhühnern. In England, Belgien, Holland, dem nördlichen Frankreich und in Deutschland besitzt das gewöhnliche braune Rebhuhn in hohem Grade die angedeuteten zwei Vorzüge — das heißt, es ist eben so gut für den Bratspieß wie für den Hund und die Flinte. Etwas weiter südlich findet man das rothbeinige Rebhuhn, das zwar, wie jeder Jäger weiß, schöner ist als sein brauner Verwandter,



aber an eigentlichem Werthe verliert, was es an äußerer Schönheit gewinnt; es ist in gebratenem Zustande trocken und nicht eben sehr wohlschmeckend und wird durch die Entfernung, die es laufend zurücklegt, ehe es sich erhebt, die besten Hunde verderben. Noch weiter südlich, in Spanien und Portugal, ist das Rebhuhn ebenfalls rothbeinig, aber an Größe und Gefieder noch schöner als die französische Art und als Speise von ziemlich gleichem Werthe; an der afrikanischen Seite des mittelländischen Meeres endlich, in Fez, Marocco und der Berberei, findet man eine noch größere Art rothbeiniger Rebhühner, welche die spanischen an Größe und Gefieder eben so weit übertreffen, wie diese die französischen, ein weit wohlschmeckenderes Gericht geben, aber desto schlechter für die Hunde sind. Letztere Art hat jedoch eine Eigenschaft, die ich an einem europäischen Rebhuhn nie wahrgenommen habe. Sie nehmen, wenn sie gejagt werden, während der Hitze des Nachmittags ihre Zuflucht zuweilen in Feigen-, Orangen- oder anderen Bäumen, die guten Schutz gewähren. Ich habe an der nördlichen Küste von Afrika häufig ein Volk Hühner in einer Baumgruppe gefunden, unter welcher die Hunde seltsam herumschnüffelten. Es war dies ganz natürlich, denn die Hühner saßen über ihnen in den Zweigen. Ich habe diese Eigenthümlichkeit bei keinen anderen Rebhühnern wahrgenommen, obgleich ich glaube, daß sie in den Vereinigten Staaten ziemlich gewöhnlich ist.

Von anderen afrikanischen Rebhühnern, die noch weiter südwärts heimisch sind, kann ich nicht aus eigener Erfahrung sprechen, aber ich habe mir sagen lassen,

daß sie immer größer und wohlschmeckender werden, je näher man dem Aequator kommt, daß sie aber alle rothbeinig sind. Nachdem der Jäger seine Tasche mit Rothbeinen gefüllt hat, sollte er zu Rathe gehen, wie er sie mundgerecht zu machen habe und er wird am Ende dieses Abschnittes ein Recept finden, dessen er sich bedienen kann, wenn er nicht ein besseres weiß.

In den wilden Wäldern von Central-Amerika sind die Rebhühner eben so gut, vielleicht noch besser für die Tafel als die braunen englischen, aber werthlos für den Jäger, da man sie nicht anders gewinnen kann, als indem man sich, durch den Wald gehend, rechts und links umsieht und sie auf dem Boden schießt. Der echte Jäger wird dies absichtlichen Mord nennen und dürfte vielleicht nicht Unrecht haben — aber wenn er irgend Gewissensbedenklichkeiten fühlt, so steht ihm die leichte Wahl offen, ohne Rebhühner nach Hause zu gehen.

In Ecuador sowie in Columbia ist das Rebhuhn eine vortreffliche Speise; in Peru und Bolivia ist es weniger trefflich für den Spieß, aber desto besser für den Jäger.

In den Pampas zwischen den Anden und dem atlantischen Meere gibt es zwei Arten von Rebhühnern — einen kleinen Vogel, der mehr einer großen Wachtel gleicht, und einen größeren, der fast dem englischen Rebhuhne gleichkommt und einen hübschen Federbusch auf dem Kopfe trägt.

Beide Arten geben ein vortreffliches Gericht und die Gauchos erjagen häufig ein Volk der größeren Art auf ihren Pferden, denn wenn man die Vögel

zwei- oder dreimal aufgejagt hat, verschmähen sie es, sich aufs neue zu erheben und werden mit kleinen an langen Stöcken befestigten Kopshaarschlingen oder „Cassitos“ gefangen.

Das Rebhuhn des niedrigeren Theiles der Anden gleicht dem chilenischen, das ich noch näher beschreiben werde, und das Rebhuhn der höheren schneebedeckten Gipfel hat eine rein weiße Farbe, die unter den Flügeln in ein sehr zartes Rosenroth übergeht, und unbefiederte Beine.

Diese Abhandlung über Rebhühner, die vielleicht nur für den Jäger interessant ist, der in vielen fremden Ländern gejagt hat, bringt uns endlich zu dem chilenischen Rebhuhn. Von all den verschiedenen Arten ist der chilenische Vogel der schlechteste und trockenste und am schwersten genießbar zu machen, obgleich die Kunst zuweilen auch diese Schwierigkeiten zu besiegen weiß, aber er ist der beste von allen für den Jäger. Der Vorzug der chilenischen Rebhühner für den Jäger besteht darin, daß sie nie, so zahlreich sie auch sein mögen in ganzen Völkern sondern gewöhnlich nur einzeln oder paarweise auffliegen. In einer guten Gegend, die gewöhnlich mit dichtem, aber höchstens bis an die Hüften reichenden Gebüsch bewachsen ist, steht der Hund plötzlich still, und alsbald steigt ein einzelnes Huhn auf; man schießt und kann darauf rechnen, daß der Schuß ein zweites anscheucht, das mit dem anderen Laufe der Flinte erlegt wird. Nachdem man geladen hat und während man nach den gefallenen Hühnern geht, um sie aufzunehmen, werden vielleicht auf ähnliche Weise einige neue aufgejagt und



es ist ein unerläßliches Erforderniß, daß der Hund, den man bei sich führt, sich gut auf's Wiederauffinden verstehe.

Ich war so glücklich, einen ausgezeichneten englischen Dühnerhund zu besitzen, der bei Rebhühnern eben so vortreffliche Dienste leistete wie bei Schnepfen oder Enten und auch während der Nacht an der Seite meines Lagers ein treuer zuverlässiger Wächter war. Ich hatte, wenn ich mich auf der Jagd befand, immer einen berittenen Burschen bei mir, der mein eigenes Pferd führend mir ungefähr in einer Entfernung von fünfzig Schritten folgte; er verstand es vortrefflich, sich die Stelle zu merken, wo ein Huhn niedergefallen war, und von Zeit zu Zeit wurde der Inhalt der Jagdtasche den hierzu bestimmten Sattelkranzen übergeben.

In einigen Gegenden des Landes, wo es kein Wasser gibt, sieht man selten ein Rebhuhn, an Orten aber, die reichlich mit Wasser und folglich auch mit einer üppigen Vegetation versehen sind, gibt es solcher Vögel in Ueberfluß. Solche Stellen sind es, wo der Reisende gewöhnlich sein Nachtlager aufschlägt, und ich habe häufig nach einer langen Tagereise, die nie über vier Uhr ausgedehnt werden sollte, meine Flinte ergriffen und meinen Hund gerufen (der den ganzen Tag neben mir her gelaufen war), um auf die Jagd zu gehen, von welcher ich manchmal nach zwei Stunden vor Sonnenuntergang mit sechs oder sieben Paar Rebhühnern und vielleicht drei bis vier Enten beladen zurückkehrte — was in wilden Gegenden, wo es nichts zu kaufen gibt, keine geringe Hilfe ist.

Da noch Niemand von einem Chilenen einen Vogel im Fluge hat schießen sehen, so sind Füchse, Falken und einige wenige Engländer die einzigen Feinde, mit welchen die chilenischen Rebhühner es zu thun haben. Daß dieses Geflügel in gekochtem Zustande sehr trocken ist, habe ich bereits erwähnt, aber man kann es auch in ein überaus wohlschmeckendes Gericht umwandeln, wie ich von einem Franzosen gelernt habe, mit welchem ich einst auf einer langen Reise zusammentraf und der für eine Strecke von ungefähr vierhundert Meilen mein Reisegefährte war, obgleich seine gemieteten Pferde die meinigen ungebührlich aufhielten.

Als wir eines Abends, nachdem wir unsere Tagesreise zurückgelegt hatten, mit fast gänzlich erschöpften Speisevorräthen Halt machten, ergriff ich meine Flinte um einige Nahrung für uns und unsere Diener zu schießen, denn obgleich der Franzose im Laufe des Tages auf sehr viele Gegenstände geschossen hatte, so hatte er doch nichts weiter erlegt als eine Schlange, die in einem Cactusbusche eben ein Vogelnest leerte. Ich kehrte bald mit einigen Rebhühnern, ein Paar Enten und zwei „Bandurrias“ (einer sehr großen und schönen Gattung einheimischer Brachvögel) nach unserem Lagerplatze zurück. Das Feuer brannte bereits und die Enten und Brachvögel wurden abgeworfen, um gebraten zu werden, aber in Bezug auf die Rebhühner bemerkte der Franzose, der mit vielen anderen Kenntnissen eine nicht geringe Erfahrung in der Theorie und Praxis der Küche vereinigte, daß das chilenische Rebhuhn gebraten zwar ein trockenes Gericht

sei, daß er aber vielfach über die Sache nachgedacht, seinen Plan bereits an den Nothbeinen des südlichen Frankreichs versucht hätte und nun, da Hühner und alle übrigen Erfordernisse bei der Hand wären, auch mit dem chilenischen Vogel den Versuch machen wollte. Ich kann bloß bemerken, daß das Gericht vortrefflich war und daß ich dasselbe Verfahren seitdem bei verschiedenen Nothbeinen mit gleich günstigem Erfolge angewendet habe. Zum Besten Aller, welche Nothbeine schießen müssen, und sie dann kaum verzehren können, will ich das Recept hier mittheilen. Man nehme drei oder vier Rebhühner, je frischer desto besser, rupfe sie, theile jedes der Länge nach in zwei Theile, trockene sie gehörig ab und lege sie mit einem reichlichen Löffel voll Schweineschmalz in einen irdenen Topf. Hierauf nimmt man einige süße Zwiebeln und schneidet sie in dünne Scheibchen in den Topf bis die Hühner damit bedeckt sind, dann thut man noch Salz und Pfeffer hinzu, bedeckt das Ganze mit Wasser und setzt den irdenen Topf über einige Holzkohlen, die eben nur Hitze genug geben, um ein gelindes Kochen zu bewirken. In einer halben Stunde kann man noch, je nach Geschmack und Belieben, einige zerschnittene Liebesäpfel hinzufügen, die aber eben so gut wegbleiben können. Während des Schmorens gießt man endlich ein kleines Glas weißen Weines hinzu und gibt dem Topfe eine etwas schnellere Hitze bis das Gericht fertig ist, das nach der Ansicht der meisten, die es kosten, jedenfalls würdig sein dürfte, in dem „Almanac des Gourmands“ genannt zu werden.

Gehe ich diese Bemerkungen über die Rebhühner



schließe, will ich noch einige Worte über die Falkenbeize hinzufügen, die für Jagdfreunde im Allgemeinen vielleicht nicht uninteressant sein dürften. Bei unsren Vorfahren gehörte dieser Zeitvertreib zu den beliebtesten Vergnügungen, während man ihn jetzt bei uns fast nur noch dem Namen nach kennt. Auch in Chile wird er nur von sehr Wenigen gepflegt und zu diesen Wenigen gehörte einer meiner Freunde, mit welchem ich manchen fröhlichen Jagdtag verlebt habe. Er wohnte ungefähr hundert und vierzig Meilen von Valparaiso und vierzig Meilen von Santiago, und fing die jungen Falken, die er zu seinem Jagdvergnügen abrichtete, selber ein.

Ich habe einigen meiner auf britischen Kriegsschiffen befindlichen Freunde manchen angenehmen Tag verschaffen können und einzelne von ihnen werden sich gewiß noch des freundlichen alten Herrn, jenes Don Pedrito erinnern, der jederzeit bereit war, sein Haus und seine Falken darzubieten.

Auf einem weißen in der ganzen Umgegend bekannten Pferde sitzend, den Falken auf der Faust, von seinen kleinen Hunden umgeben und mehren Reitern begleitet, sah er aus wie aus einem Bilde von Bouvermann geschnitten. Die kleinen Hunde wurden von ihm „Couis“ genannt, was, wie ich glaube, so viel wie „Chabacano“ oder ein Provinzialismus für Meerschwein ist. An der ersten Stelle angelangt, wo Rebhühner zu vermuthen sind, beginnen diese kleinen Hunde zu jagen, ohne sich weiter als ungefähr vierzig Schritte von ihrem Herrn zu entfernen, und schlagen an, sobald sie auf eine Spur kommen. In

wenigen Augenblicken wird ein Rebhuhn aufgejagt, der Wurfriemen des Falken löst sich von der Faust und das edle Thier schwingt sich, von der ganzen Gesellschaft in vollem Galopp verfolgt, seiner Beute nach. Man muß die Pferde tüchtig ausschreiten lassen, wenn man die eigentliche Jagd und Erlegung sehen will. Im Anfange ist das Rebhuhn im Vortheil, weil es schneller in Flug kommt; bald aber entwickelt der Falke seine ganze Schnelligkeit und man sieht, daß er dem Rebhuhn eben so überlegen ist wie der Windhund dem Hasen, aber er heßt seine Beute nicht wie der Windhund, sondern erlegt sie mit einem einzigen Streiche. Nur wenn das Rebhuhn sich in eine dichte Hecke verkriechen kann, ehe der Falke es erreicht, hat es Aussicht sich zu retten und der Falke wird zuweilen arg beschädigt, wenn er, seiner Beute schon ganz nahe, mit Heftigkeit auf die Hecke stößt. Gewöhnlich aber liegt das Rebhuhn, wenn die Reiter herankommen, todt auf dem Boden, während der Falke auf einem nahen Zweige, oder wenn es einen solchen in der Nähe nicht gibt, einige Schritte von seiner Beute auf dem Boden sitzt. Der Eigenthümer des Falken nimmt das Rebhuhn auf, theilt den Kopf mit seinem Messer und lockt den Falken, indem er ihm den Vogel zuwirft; der Falke frißt hierauf etwas von dem Gehirne, während sein Herr langsam sich ihm nähert, die Wurfriemen erfaßt und ihn wieder auf seine Faust setzt.

Auf diese Weise ließen wir häufig an einem Jagdtage einen einzigen Falken funfzehn bis zwanzig Mal nach seiner Beute fliegen und verloren an manchem

Tage kaum einen einzigen von den verfolgten Vögeln. Der arme Don Pedrito — er war immer bereit und glücklich, wenn er seinen Freunden dienen konnte und hat mich unablässig, ihm britische Seeoffiziere als Gäste zuzuführen — jetzt aber hat er nichts mehr zu thun mit Falken und Hunden; er starb eines kläglichen Todes, von Allen, die ihn kannten, Armen wie Reichen betrauert.

Ich bin in verschiedenen Theilen der Welt viel herumgereiset und habe überall, wo ich gewesen bin, gesagt, aber ich bin — ein einziges Land, Central-Amerika ausgenommen — nie in einem Lande gewesen, wo es keine Schnepfen gegeben hätte. Wie sich von selbst versteht, denke ich hierbei nur an solche Theile eines Landes, die überhaupt für diese Vögel sich eignen; denn in trocknen steinigen Gegenden wird Niemand dergleichen zu finden erwarten. In Central-Amerika gibt es jedoch zahlreiche Sümpfe und Moräste, über welche man nur mit Mühe, theilweise mit nicht geringer Gefahr hinwegkommt, aber obgleich ich sie mit einer Ausdauer, die, wie ich glaube, dem englischen Charakter eigenthümlich ist, untersucht habe, so habe ich doch während eines zweijährigen Aufenthalts nie eine Schnepfe aufjagen können und von allen Indianern, welchen ich den Vogel beschrieb, stets die Antwort erhalten, daß ein solcher in ihrem Lande nicht zu finden sei. In den meisten Theilen von Chile ist die Schnepfe unbekannt, dagegen findet der Jäger in einigen anderen Gegenden dieses Landes um so reichlicheren Ersatz für seine wirklich nicht geringe Mühe. Ich schoß in Chile meine erste Schnepfe an



dem Ufer eines kleinen Sees, der ungefähr zehn Meilen von der Hauptstadt nach einem unbedeutenden Erdbeben plötzlich über Nacht zum Vorschein gekommen war. Er wird weder durch einen Bach gesättigt, noch wird ihm auf irgend einem Wege außer durch Verdunstung Wasser entführt, und er verdankt sein Dasein wahrscheinlich einem durch das Erdbeben verursachten Erdspalte, wodurch eine größere Quelle geöffnet wurde.

Dieser See war in der ersten Zeit nach seiner Erscheinung für die Bewohner von Santiago ein Gegenstand großer Neugier und es wurden fortwährend Ausflüge unternommen, um dieses Wunder zu beschauen. Bald aber war der Reiz der Neuheit verschwunden und das Wasser wurde von allerlei wildem Geflügel belebt, während an den Ufern Brachvögel sich niederließen. Der Rand des Wassers wurde in kurzer Zeit sumpfig und schilfig und bald zeigten sich auch kleine Schnepfen — allerdings keine echten Schnepfen, sondern nur etwas eigenthümlich befiederte Haarschnepfen, die wahrscheinlich von einem in den Anden befindlichen See herabgekommen waren, der, wie man sagte, von Schwänen, Gänsen, großen Flamingos, Enten, Strandpfeifern und allen Arten von Wassergeflügel und Sumpfvögeln buchstäblich wimmeln sollte.

Bei Coquimbo hörte ich von einem großen Sumpfe, der mit der Meeresküste fast in gleicher Richtung lag. Ich beschloß, ihn zu untersuchen und fand eine große Anzahl echter Schnepfen, obwohl die Landleute kaum zu begreifen vermochten, wie Jemand so

Kleiner Vögel wegen Stunden lang bis an die Kniee in Schlamm und Wasser waten konnte.

Waldschneepsen habe ich in keinem Theile Chiles, sowie in keinem von mir besuchten Theile Amerika's gefunden. Man sagt hier und da, daß sie weiter südlich vorkämen aber ich möchte dies wegen der bekannten Wanderlust dieser Vögel bezweifeln.

Wilde Enten gibt es in Chile in großer Menge und man findet sie nicht nur überall, wo reichlich für Wasser gesorgt ist, sondern oft genug auch in großen Schwärmen auf den spärlichen Teichen trockener Gegenden. Ich habe selten die große Bisamente geschossen, aber sehr häufig eine große Art der Brandente; ich habe selten die Kriechente erbeutet aber viele hundert Stück der kleinen rothköpfigen braungelben Art in meine Jagdtasche wandern lassen; ich habe selten die sogenannte „Puyquen“ — eine eigenthümliche Art wilder Gänse, die von einem hoch in den Anden gelegenen See kommt, wohl aber oft genug die gewöhnliche wilde Gans geschossen, aber nur ein einziges Mal habe ich einen prächtigen wilden Schwan, der in der That ein „*rara avis in terris*“ ist, wenn auch keinen schwarzen erlegt. Dieser Vogel unterscheidet sich nur in einer einzigen Beziehung von den schönsten Thieren unserer eigenen zahmen Art und dieser Unterschied besteht in einem schwarzen Kopfe und einem ungefähr sechs Zoll breiten gagatschwarzen Halsstreifen, der sich über einen schneeweißen Körper erhebt.

Ein schöner See, ungefähr achtzig Meilen südlich von Santiago und zehn Meilen von den heißen

Quellen von Angostura war der einzige Ort, wo ich diese prächtigen Schwäne gefunden habe. Sie waren hier außer anderem wilden Geflügel aller Art in großer Menge vorhanden. Man hat mir gesagt, daß alle Schwäne, Gänse und anderes wildes Geflügel von einem hoch in den Anden gelegenen großen See kämen, und einige von den wenigen Chilenen, die ihn gesehen haben, versichern, daß er während der Brütezeit von allen Arten von Vögeln ganz lebendig sei. Er wird wenig gestört und die wilden Vögel brüten in aller Ruhe und Sicherheit, da sie keine Feinde zu fürchten haben.

Es thut mir sehr leid, daß ich diesen See nicht besuchen konnte; aber es wollte mir nie gelingen, zu einem solchen Ausfluge hoch in die Anden hinauf eine Reisegesellschaft zusammen zu bringen und meine Diener, die mich gern begleitet haben würden, hätten sich drei oder vier wohlbewaffnete Freunde mir angeschlossen, zeigten eine solche Abneigung, das Unternehmen allein zu wagen, daß ich meinen Wunsch nie zur Ausführung bringen konnte. Sie fürchteten sich vor den Pampa-Indianern, die ihre Streifzüge zuweilen bis zu dem früher erwähnten „Tollo“ ausdehnen, dessen Majordomo ein Andenken von ihnen in seinem Gesichte trug, denn sein Mund war durch einen „machetaso“ oder Säbelhieb fast bis zum Ohre aufgeschlitzt.

Bei Aufzählung der in Chile vorkommenden verschiedenen wilden Vögel darf das Brachvögelgeschlecht auf keinen Fall vergessen werden. Es gibt hiervon verschiedene Arten, aber die schönste dieses, wie viel-



leicht jedes anderen Landes ist der „Vandurria.“ Um die Gestalt eines Vogels oder überhaupt eines Thieres zu beschreiben, ist es sehr zweckmäßig, wenn man irgend einen Jedermann bekannten Vergleichsgegenstand auswählt. Der „Vandurria“ ist ein Brachvogel, ziemlich von derselben Gestalt wie der Fasan, nur daß er einen weit längeren Hals hat. Der Körper ist grau und mit dunklen Flecken versehen, aber seine eigenthümlichen Kennzeichen sind Brust und Hals, die sich durch eine schöne Pomeranzenfarbe auszeichnen; der Schnabel ist lang und gekrümmt wie bei allen Brachvögeln, und ungefähr sieben bis acht Zoll lang. Wenn der Jäger einer Schaar dieser Vögel sich nähert oder sie in Schußweite über seinem Kopfe fliegen sieht, so sollte er stets auf diejenigen schießen, welche den lichtfarbigsten Hals haben, denn dies sind die jüngeren und wohlschmeckenderen; beabsichtigt er aber seine Beute einer Sammlung einzuverleiben, so muß er natürlich ältere mit vollem Gefieder versehene Vögel auswählen und diese zeichnen sich durch die schöne Pomeranzenfarbe ihres Halses aus.

Die Vandurrias leben gewöhnlich in größeren Flügen und halten sich meistentheils in den wilden nackten Ebenen auf, an welchen Chile so reich ist. Es mag seltsam erscheinen, daß Vögel, deren Schnäbel für Sümpfe oder Meereshüften gebildet zu sein scheinen, solche unfruchtbare Gegenden vorziehen. Sie sind gebraten sehr wohlschmeckend.

Eine andere Art von Brachvögeln hält sich an den mit grobem Grase bewachsenen Sandbänken der Seeküste auf, doch findet man sie häufig auch an den

Ufern der Flüsse. Der Vogel ist von buntscheckig grauer Farbe und wenn man ihn im Innern des Landes schießt, wohlschmeckender als der Bandurria.

Es gibt in Chile nur eine Papageien-Art, und dieß sind die gewöhnlichen grünen Papageien. Diese Vögel leben und nisten meist in Höhlen, die sie in den tiefen „Barrancas“ oder abschüssigen Uferwänden anlegen, welche die von den Anden herabstürzenden reißenden Bäche im Laufe der Zeit sich gebildet haben, und die häufig fünfzig bis zweihundert Fuß vollkommen senkrecht emporsteigen. Junge Papageien sind ein weit wohlschmeckenderes Gericht als junge Tauben.

Wasserrallen kommen in Chile in sehr verschiedenen Arten vor und einige derselben sind durch so lebhaft Farben ausgezeichnet, daß eine getreue Abbildung derselben von vielen Leuten für eine Uebertreibung des Malers gehalten werden würde.

Die vielen sehr schönen Königsfischer, die man hier findet, würden die Mühe des Ornithologen reichlich belohnen, und obgleich einige von diesen Vögeln dreimal größer sind als die unsrigen, so haben sie doch dieselben Gewohnheiten und ein sehr schönes Gefieder. Sie bauen wie die Papageien ihre Nester in die steilen Flußufer und man sieht sie gewöhnlich auf einem über dem Wasser hangenden Zweige sitzen und auf ihre Beute lauern.

Im nördlichen Chile und besonders in jenen Baien, wo es ruhiges Wasser gibt, sind Pellicane in Menge vorhanden, aber sie suchen gewöhnlich geschütztes Wasser. In der Bai von Coquimbo findet man häufig eine große Anzahl. Wir lesen in der Bibel

von dem „Pelican in der Wüste“ — aber ich möchte fragen, ob unter dieser Bildniß das Meeresufer verstanden oder ob ein anderer Vogel gemeint ist, dessen Namen man vielleicht unrichtig übersetzt hat? Man findet die Pelicane gewöhnlich nur noch in einer Entfernung von zwei bis dreihundert Schritten von der Meeresküste und ich habe weiter als zwanzig Schritte vom Meeresufer nie mehr als einen gesehen und diesen gewöhnlich am Ufer eines Baches.

Ich übergehe viele andere Vögel, die für den Jäger kaum Interesse haben können und nenne nur noch zwei, die durch ihre Eigenthümlichkeiten sich auszeichnen.

Der erste ist der „tapar camino“, das heißt ungefähr „den Weg versperren.“ Dieser Vogel hat nämlich die eigenthümliche Gewohnheit, daß er sich, wenn der Abend kommt, vor dem Wanderer auf den Weg setzt, diesen ziemlich nahe herankommen läßt und dann eine kleine Strecke vorausfliegt, um sich abermals niederzusetzen und die Annäherung des Wanderers abzuwarten. Dieß wiederholt der Vogel vielleicht zehn bis zwölf Mal, bis er endlich, wie es scheint ermüdet, emporfliegt und sich hinter dem Wanderer niedersetzt.

Der andere Vogel ist eine Spielart des sporngeflügelten Regenpfeifers und ich würde ihn nicht erwähnen, wenn nicht in Bezug auf ihn unter den Beos und Gnassos ein eigenthümlicher Aberglaube verbreitet wäre. Der Regenpfeifer ist ziemlich von derselben Gestalt wie unser Kibitz, nur ist er an dem



Flügelgelenke mit einem ungefähr einen halben Zoll langen, rothfarbigen und sehr scharfen Sporn versehen, welchem von dem Peon eine merkwürdige Kraft zugeschrieben wird. Der Peon glaubt nämlich, daß die Schöne, welcher er zugethan ist, seine Neigung unvermeidlich erwidern und seine bessere Hälfte werden müsse, wenn er mit dem Sporn eines lebendigen Vogels dieser Art ihre Haut ritzt, so daß Blut kommt.

Ein mir bekannter Herr wurde eines Tages auf der Jagd übermäßig durch das Geschrei eines solchen Regenpfeifers belästigt. Er schoß endlich auf ihn und der Vogel fiel herab, war aber nur am Flügel verwundet. Als bald kam ein Landmann herbei und bat um den Vogel, indem er ein Schaf dagegen anbot. Mein Bekannter erfüllte des Mannes Wunsch und nahm das Schaf, natürlich unter der Voraussetzung, daß es bezahlt werden müßte, aber er wünschte zu wissen, wozu der Vogel dienen sollte. Der Peon war eifersüchtig; er ging nach dem Hause seiner Geliebten, ritzte sie mit dem Sporn des lebendigen Vogels in den Arm und die Schöne erlag ihrem Schicksale und wurde bald das Weib des Mannes, der einen Regenpfeifer mit einem Schafe bezahlt hatte.

Ich habe häufig wunderliche Geschichten von der Wirkung einer solchen durch den Sporn eines Regenpfeifers verursachten leichten Verwundung gehört; aber wenn einmal der Glaube an solche Wunder vorhanden ist, so ist es nicht schwer die Folgen voraus zu sagen.

## Siebenter Abschnitt.

---

Der Kondor und seine Erzeugung. Eine unangenehme Lage.  
Das Adlernest. Die Chinchilla. Das Nest des Straußes.

---

Der schönste von allen fleisch- wie körnerfressenden Vögeln Chiles ist unstreitig der Kondor\*) und ich habe mich häufig gewundert, warum ihn die Chilenen nicht bei seinem edleren Namen, sondern schlichtweg Geier (buytre) nennen und ihn dadurch mit all' den anderen widrigen Spielarten dieser unfläthigen befiederten Zweifüßler in eine Klasse stellen. Aber die Chilenen nennen ihn zur Auszeichnung „buytre“, denn kein anderer Geier wird mit diesem Namen bezeichnet; die verschiedenen Geierarten haben sämmtlich eine örtliche Benennung. Der Kondor ist in seinen Gewohnheiten fast eben so unfläthig wie irgend eine dieser Arten, aber ich habe noch nie einen echten Kondor über ausgeworfene Fische oder andere am Meeresufer liegende Dinge herfallen sehen. Man hätte diesen Vogel zum Sinnbild des Landes wählen sollen. Franklin sagte, daß er im ersten Augenblicke den prächtigen nordamerikanischen Truthahn — als das

---

\*) Sollen wir den vorher erwähnten schönen Schwan ausnehmen — den friedlichen Monarchen des Sees? —

schönste von den befiederten Erzeugnissen der Vereinigten Staaten — für das passendste Nationalsinnbild gehalten habe, daß ihm aber bei reiflicherer Ueberlegung die Befürchtung beigegeben sei, die amerikanische Nation möchte deshalb lächerlich gemacht werden. Man vertauschte daher den schönen nützlichen Truthahn mit dem Adler, der eben so gefräßig wie der Geier und um vieles raubgieriger ist, als dieser, denn obgleich der Adler nicht so große Gegenstände wie der Kondor anzugreifen wagen kann, so vernichtet er doch eine nicht minder große, wenn nicht größere Anzahl lebendiger Geschöpfe.

Die Adler der Cordilleren vereinigen sich selten zu größeren Schaaren, obgleich ich einige Male vierzig bis funfzig beisammen gesehen habe, die hoch in der Luft mit scheinbar bewegungslosen Flügeln große Kreise beschreiben. Man kann in bedeutender Höhe einen Adler sehr leicht von einem Geier unterscheiden, denn die Flügel erscheinen wie zwei gleichseitige Dreiecke und ich habe eine gleiche Gestalt der Flügel noch an keinem anderen hochfliegenden Vogel wahrgenommen.

Nach allem, was ich beobachtet habe, glaube ich, daß der Kondor, wenn er auf Beute oder Nahrung lauert, weit höher steigt als der Adler und so oft man einen Geier in gerader Richtung fliegen sieht, wird man jederzeit mehre andere Geier diesem einen folgen sehen, der offenbar ein todtcs Thier im Auge hat. Die Adler thun dieß nicht, Seeadler vielleicht ausgenommen, wenn sie dann und wann eine besonders gute Beute an der Küste erspähen.



Wie die mit Honig beladene Biene in geradem Fluge nach ihrem Stocke fliegt, so fliegt auch der Kondor und jeder Geier in gerader Richtung nach der erspähten Beute; außerdem aber nimmt er nie diesen Flug an, denn selbst wenn er des Abends nach seiner Heimat zurückkehrt, legt er seinen Weg in großen Kreisen und Bogen zurück.

Sobald ein Kondor in gerader Richtung fliegt, folgen ihm augenblicklich mehre andere hoch in den Wolken schwebende, da sie wissen, daß der Führer irgend ein armes Pferd, eine Kuh oder irgend ein anderes Thier erspäht hat, das sterbend am Boden liegt oder in einem „Pantana“ oder Sumpfe versunken ist. Sie überfallen ihre Beute und reißen sie in kurzer Zeit buchstäblich in Stücke. Ich habe nie einen Adler unter ihnen bemerkt. Der Kondor ist oftmals weit stärker als jeder Adler und vertreibt mit leichter Mühe die größten Hunde, die vielleicht ebenfalls an dem Leichname sich nähren wollen. Es ist eine bekannte Sache, daß die Geier Hunde oder andere Raubthiere beobachten, die vielleicht ein todttes Thier entdeckt haben, sie dann verfolgen und auf diese Weise bald erspähen, wo die Beute liegt.

Da ich erst kürzlich über die seit langer Zeit obschwebende Streitfrage, ob es der Geruch oder das Gesicht sei, durch welches die Geier ihre Beute entdecken, mich verbreitet habe,\*) so will ich die für das Gesicht sprechenden Belege hier nicht noch einmal wiederholen, obgleich ich noch manche andere interessante

\*) „Wildes Leben im Innern von Central-Amerika.“

Thatsachen hinzufügen könnte, die alle dafür sprechen, daß eben nur das scharfe Gesicht vereinigt mit dem Instinkt die alleinige Ursache ist, welche diese Vögel veranlaßt, Hunde und andere fleischfressende Raubthiere, sowie den geraden Flug ihres eignen Geschlechts zu beobachten.

Es ist über die außerordentliche Größe eines ausgewachsenen Kondors schon viel geschrieben und gesprochen worden. Die Peruaner behaupten, daß man die größten Thiere dieser Art in den Anden ihres Landes finde und die Chilenen versichern dagegen, daß es keinen größeren fliegenden Vogel geben könne als ihren „buytre“, wenn er vollkommen ausgewachsen sei. Soweit ich urtheilen kann, sind beide Arten ziemlich von derselben Größe. Ich habe mehrere von verschiedener Größe geschossen, aber der größte Kondor, den ich je erlegt habe, maß von einer Flügelspitze bis zur andern, wenn man die Flügel nur locker ausbreitete, genau fünfzehn Fuß.\*) Es war ein ungeheuer schwerer Vogel mit fast armstarken Beinen und die mittlere Klaue war sieben Zoll lang. Einige Zeit später schoß ich einen großen Albatros, der durch einen heftigen Wind landeinwärts getrieben worden war, und verglich ihn mit einem ziemlich großen, an demselben Tage erlegten Kondor. Der Albatros maß von einer Flügelspitze bis zur andern einen Fuß mehr, weg aber kaum ein Drittel so schwer.

Die Kondors werden zuweilen in großer Anzahl getödtet und wenn ihnen dies widerfährt, sind sie in der That meistens das Opfer ihrer eignen

\*) Bei straffer Ausspannung maß er noch weit mehr.

Gefräßigkeit. An Orten, wo sie großen Schaden anrichten, erwartet man gewöhnlich eine Gelegenheit, um sie zu bestrafen, und diese Gelegenheit bietet sich dar, wenn auf dem Gute, wo diese Vögel einen Raub verübt haben, ein Pferd, ein Maulthier oder eine Kuh fällt. Das Thier wird nach einem engen aber hohen Corral geschafft, gehäutet und diesen großen Geiern als Beute überlassen. Sie lassen nicht lange auf sich warten. Man sieht einen dieser Vögel in geradem Fluge herankommen und in sehr kurzer Zeit folgen ihm, nicht immer dem Winde entgegen, mehrere andere, die ihren Flug nach der Richtung des ersten Erspäherers nehmen. Nachdem sie eine Weile in der Luft herumschwebend über dem Corral geschwebt haben, lassen sie sich endlich nieder und verzehren in unglaublich kurzer Zeit alles, was an dem Thiere zu verzehren ist, so daß sie in der That die Beine vom Rumpfe trennen. Aber diese Vögel können, indem sie sich zu ihrem Schmause niederlassen, unmöglich darauf Bedacht nehmen, wie sie ihn wieder verlassen wollen, denn selbst wenn sie ungestört blieben, würde es eine schwierige Aufgabe für sie sein, aus einem so kleinen Corral wieder herauszukommen. Es geht ihnen wie den Albatrossen und Falkland-Gänsen auf dem Verdecke eines Schiffes, sie bedürfen einer gewissen Strecke zum Laufen oder einer Erhöhung, um sich aus der Umhegung emporzuschwingen. Wenn sie reichlich gesättigt sind, ist es für sie noch schwieriger, sich zu erheben, und einige mit langen Stangen bewaffnete Männer, die plötzlich in das Corral eindringen, schlagen bald eine hübsche Anzahl nieder — aber es ist



in der That kein Spaß, in den Bereich von Schnabel und Klaue zu kommen.

Zuweilen bedient man sich auch noch einer andern Art, diese Thiere zu erlegen, aber sie ist eigentlich nur bei einigen Engländern im Gebrauche. Man verschafft sich, wenn man eine Kondor-Jagd in eine gebirgige Gegend unternimmt, von einem Heerdenbesitzer die Erlaubniß, ein Kind — gewöhnlich ein tüchtiges Kalb — zu schießen, das man an irgend einer geeigneten Stelle antrifft. Die besten Theile des Thieres behält die Jagdgesellschaft für sich und der Ueberrest bleibt an einem nahen besonders sichtbaren Orte liegen. Hierauf beobachtet man sorgfältig den Himmel und bemerkt in kurzer Zeit an irgend einer Stelle einen kleinen Punkt, der sich schnell vergrößert und bald die Gestalt des erwarteten Vogels zeigt. Alle anderen Kondors, die den geraden Flug des Anführers bemerkt haben, folgen seiner Richtung und geben, indem sie in der Luft kreisend immer tiefer auf ihre Beute sich herablassen, den weiter entfernten Genossen ein Zeichen von dem Schmause, der sie erwartet, und gleichzeitig einen Wink, daß sie sich dazuhalten müssen, wenn ihnen noch etwas übrig bleiben soll. Sobald die Geier auf ihre Beute sich niederlassen, oder je nach Umständen schon vorher, beginnt das Werk der Flinten und Büchsen, und wenn einige der Thiere erlegt sind, legen die anderen zuweilen eine so rege Theilnahme für das Schicksal ihrer Genossen an den Tag, daß sie den Köpfen der Jäger manchmal näher kommen, als es diesen angenehm ist; denn ich bin fest überzeugt, daß ein ausgewachsener Kondor mit

einem einzigen Streiche seines mächtigen Schnabels einen Menschenschädel spalten könnte, wenn ihm hierzu Gelegenheit geboten würde. Auf diese Weise lassen sich viele dieser Vögel erlegen und wer die Absicht hat, einzelne Exemplare für eine Sammlung auszustopfen, würde wohlthun, auf die erwähnte Weise zu Werke zu gehen, denn wenn fünfzehn bis zwanzig solcher Geier erlegt werden, dann kann er den schönsten auswählen und unter zwanzig gibt es jedenfalls immer ein schönes Exemplar.

Ich befand mich einst während einer Reise in einer Lage, die keineswegs angenehm war. Um unter einigen Kondorn, die nach einer reichlichen Mahlzeit auf einem burgähnlichen Felsen sich niedergelassen hatten, ein schönes Exemplar auszufuchen, hatte ich mit nicht geringer Anstrengung einen steilen Berg erstiegen und schon lagen zwei schöne Vögel dieser Art todt zu meinen Füßen; aber die zahlreichen Ueberlebenden schienen Rache üben zu wollen, während ich durch ein Versehen mich bei der Ersteigung des Berges nur mit einem Paar von den mit Schwanenschrot gefüllten Patronen versehen hatte, mit welchen das erste Paar erlegt worden war. Da ich allein auf dem Felsen stand, so wurden meine unten im Pässe befindlichen Dienstreute besorgt; sie sahen mein Pulverhorn und meinen Schrotbeutel am Wege liegen, woraus sie schließen konnten, daß ich ohne Schießbedarf war, und eilten mir daher zu Hilfe und ich muß gestehen, daß mir ihr Beistand sehr willkommen war, denn die geflügelten Ungeheuer kamen meinem Kopfe so nahe, daß ich die mir noch übrig gebliebenen zwei Läufe abfeuern

mußte, von welchen der eine sich so nahe an dem Leibe eines Kondors entlud, daß er ein Loch machte, als wäre er mit einer Kugel geladen gewesen. Hierauf mußte ich nach Steinen greifen, woran es glücklicher Weise nicht fehlte, als aber meine Dienstleute mit meinem Schießbedarfe herbeikamen, zerstreuten einige schnelle Schüsse bald die ganze lästige Gesellschaft.

Jener Kondor, den ich so nahe an meinem Kopfe tödtete, war der größte, den ich je geschossen habe und ich habe seiner bereits gedacht; er maß von einer Flügelspitze bis zur andern fünfzehn Fuß und obgleich einige Leute behaupten, der Kondor sei in einigen Gegenden und Theilen der Anden noch weit größer, so möchte ich dieß fast bezweifeln; denn der größte, den ich nächst dem erlegte, maß nur dreizehn Fuß und viele andere hatten nur eine Länge von zwölf Fuß. Ich möchte fast glauben, daß man in England noch nie ein schönes todttes oder ausgestopftes Exemplar eines Kondors gesehen habe. Die Exemplare, die mir selber in England vorgekommen sind, können kaum einen richtigen Begriff von diesem Vogel geben. Der Kondor ist in seinem wilden Zustande furchtbar stark. Zudem er über ein Thier herfällt, das vor Erschöpfung zusammen gesunken oder mit voller Lebenskraft hilflos in einen Sumpf gerathen ist, wählt er für den Angriff fast immer dieselbe Stelle, und zwar eine gewisse Stelle unter dem Schwanze, wo der schmutzige Geier, indem er lange Streifen von der Bauchhaut abreißt, sich bald in das gefallene Thier förmlich verkriecht. Der Kondor ist das Oberhaupt seines Geschlechtes, aber ich möchte ihn einmal in Gegenwart des „Geier-



königs“ sehen. Ich habe oft genug die Ehre gehabt, seine Majestät im Kreise seiner ehrerbietigen Höflinge zu erblicken, die nicht eher an ihr Mahl zu gehen wagen, als bis die Majestät abgesspeist hat \*); aber ich kann mir kaum denken, daß ein so großer und mächtiger Vogel wie der Kondor, dem Könige der Geier, der fast um zwei Drittel leichter und kleiner ist als er, irgend eine Ehrfurcht bezeigen könne. Die Peruaner behaupten jedoch, daß der Kondor in der That dem Geierkönig eine solche Schuldigung darbringe und da sie mir dieselbe Geschichte von allen anderen Geierarten erzählten, deren große Ehrfurcht vor ihrem König ich oft genug mit meinen eigenen Augen beobachtet habe, so ist es doch wohl möglich, daß der Kondor in dieser Beziehung ein eben so großer Narr ist, wie jeder andere Vogel seiner Gattung. Etwas dürfte hierbei wohl nicht unerwähnt bleiben — daß nämlich der Geierkönig kein empörend unflätiges Thier ist; er nimmt eine tüchtige Mahlzeit ein und schwingt sich dann auf den Zweig eines Baumes, um sich zu reinigen.

Es ist mir nie gelungen, ein Kondornest aufzufinden, und so zahlreiche und zum Theil wunderliche Geschichten man sich von diesen Vögeln und ihren Nestern auch erzählen mag, so habe ich doch trotz allen Bemühungen keinen einzigen Peon oder Guasso aufreiben können, der ein solches Nest mit eignen Augen gesehen hatte, obschon dieser und jener behauptete, daß ihm Leute bekannt wären, die dergleichen gesehen hätten. Be-  
weise, die aus zweiter Hand kommen oder sich auf Hören-

\*) S. „Wildes Leben im Innern von Central-Amerika.“

sagen stützen, haben keinen großen Werth, aber ich habe mir sagen lassen, daß der Kondor sein Nest in jene unzugänglichen Spalten baue, die man so häufig an senkrechten Klippen sieht. Ungefähr fünfzig Meilen von Coquimbo stürzte ein Mann zu Pferde in der Dunkelheit einen furchtbaren Abgrund hinab, in welchem Pferd und Reiter ihren Tod fanden. Da der Mann vermißt wurde, so suchte man nach, wobei auch ich mit meinem Diener behilflich war, und fand ihn endlich in dem Abgrunde unterhalb des Passes unverkehrt neben den Knochen seines Pferdes liegen. Mit dem Thiere hatten die riesenhaften Geier nicht viel Umstände gemacht, den Mann aber hatten sie nicht anzurühren gewagt, denn seine Augen waren noch geöffnet, und die gierigen Geier fürchteten sich vor offenen Augen. Hiernach ist es eigenthümlich aber entschieden wahr, daß der Adler, nachdem er seiner Beute sich versichert hat, zuerst nach dem Auge hackt.

Wenn auch nie ein Kondornest, so habe ich desto häufiger das Nest des schönen Cordilleren-Adlers gefunden. Als ich eines Tages am Fuße der Cordilleren reifete und meinen Maulthieren wohl ein Viertelstündchen voraus war, sah ich plötzlich, indem ich um eine Felsenecke bog, nur wenige Schritte von mir entfernt ein Paar Adler. Sie bemerkten mich nicht, denn ich hatte mich, als ich wehende Federn erblickt hatte, sogleich wieder hinter den Felsen zurückgezogen. Von hier aus beobachtete ich sie einige Minuten. Das Futter, das sie den Jungen reichten, schien aus dem Brachvogelgeschlechte zu bestehen, und ihr Nest war in die verflochtenen Zweige eines dornigen Cactus ge-

bant, der nicht mehr als zwanzig Fuß über dem Wege aus einem senkrechten Felsen hervorgewachsen war; aber nach der Spur zu urtheilen, war dieser Weg seit Jahren von Niemand betreten worden.

Ich beobachtete sie, kaum zehn Schritte von ihnen entfernt, mehre Minuten lang, was auf's neue einen Beweis zu Gunsten des Gesichts gegenüber dem Geruche abgibt, denn ich rauchte eine Cigarre und mein Pferd dampfte in seinem Schaume. Ich hielt eine Doppelflinte in meiner Hand und näherte mich dem Neste, worauf sie, wenn auch ungern, davon flogen. Kein echter Jäger würde auf sie gefeuert haben, nachdem er sie auf diese Weise beobachtet, und sie entkamen unverfehrt, was ihnen nicht gelungen sein würde, wären sie unflätige Geier gewesen. Ich versuchte es, zu dem Neste hinaanzuklimmen, aber obgleich dieß im ersten Augenblicke keine schwere Aufgabe zu sein schien, so überzeugte ich mich doch bald, daß die Sache nicht so leicht war, und der Tag war bereits zu weit vorgerückt, als daß wir hätten andere Mittel anwenden können, so gern ich auch den Inhalt des Nestes in Beschlag genommen hätte.

Es gibt in Chile ein allerliebsteß kleines Thier, das einer kurzen Erwähnung verdient und dessen Fell den Frauen als Besatz ihrer Winterkleidung wohl bekannt ist. Ich habe die schöne Chinchilla nie in irgend einem südlichen Theile von Chile gefunden, im Norden aber, und besonders in der Provinz Coquimbo, findet und tödtet man diese Thiere in großer Anzahl.

Das Fell zu beschreiben, ist überflüssig, da es hinreichend bekannt ist; die Gewohnheiten und Eigen-



thümlichkeiten des Thieres selber sind jedoch noch selten beobachtet worden. Man findet die Chinchilla in den unfruchtbarsten und trockensten Oeden, und es scheint ein Wunder zu sein, wie sie so weit entfernt von allem Wasser überhaupt existiren könne. Aber sie gräbt sich ihre Höhle am Fuße eines großen Strauches mit fastiger Wurzel, durch welche sie vielleicht mit der erforderlichen Feuchtigkeit versehen wird, und da sie nur bei Nacht zum Vorschein kommt, so mag ihr allerdings auch der Thau die nöthige Flüssigkeit gewähren. Die große Anzahl von Raubvögeln schreckt sie ab, ihre Höhle auch bei Tage zu verlassen.

Ein junger Bursche, der Sohn eines meiner Diener, verstand es vortrefflich, diese Thiere zu fangen. Man geht in einer schönen mond hellen Nacht nach der Stelle, wo die Chinchilla besonders heimisch ist und belagert eine Beste nach der anderen. Einige Knaben mit Stöcken und einige kleine Hunde sind hinreichend, um eine bedeutende Anzahl solcher Felle zu erbeuten. Man legt Feuer an die Wurzel des Busches, der bald einen solchen Rauch verursacht, daß die Thiere genöthigt sind, ihre Schlupfwinkel zu verlassen, worauf sie erschlagen oder von den Hunden getödtet werden. Ich bin überzeugt, daß der Vater meines Burschen mit dem Verkaufe der Felle, die sein Sohn erbeutete, ein ziemlich gutes Geschäft machte. Es ist nicht leicht, eine Chinchilla lebendig zu fangen, denn die Knaben müssen dann ihre Hände an die Oeffnungen der kleinen Höhlen halten, um die Thiere zu ergreifen, sobald sie herausschlüpfen, und werden dabei zuweilen sehr empfindlich gebissen. Aber mein Bursche brachte

mir trotzdem häufig lebendige Chinchillen, und anmuthigere kleine Thiere kann es kaum geben. Sie haben die Größe kleiner Ratten und einen ziemlich langen federigen Schwanz. Ich zähmte einst ein solches Thierchen in wenigen Stunden; es war noch sehr jung und buchstäblich „allesfressend,“ denn es verzehrte auf meinem Tische Brod, Zucker, Feigen und selbst Fleisch. Aber ein englischer Hühnerhund, der ins Zimmer kam, als ich eben über meine gezähmte allerliebste Chinchilla die größte Freude hatte, schnappte danach und machte jeder weiteren Erziehung ein Ende.

Ehe ich meinen Bericht von Chiles thierischen Producten schließe, möchte ich hinzufügen, daß man, so viel ich weiß, in den nördlich von Valparaiso gelegenen Flüssen wohl nie einen Fisch gefangen hat, und ich kann, soweit meine eigene Erfahrung reicht, dasselbe auch von den südlich gelegenen Flüssen behaupten. Das von den Anden kommende Schneewasser würde die Fische schnell vernichten, wenn dergleichen vorhanden wären. In den wenigen Seen gibt es dagegen Fische in Menge, aber diese Seen sind nicht derselben nachtheiligen Einwirkung ausgesetzt. Man findet in den meisten Flüssen, aber gewöhnlich nur in geringer Entfernung von der Mündung, eine sehr große aber zugleich auch wohlschmeckende Art von Bachkrebseu, „Samarones“ genannt.

Als eifriger Beobachter der Natur kann ich nicht umhin, hier noch eine kleine zoologische Geschichte einzuschalten, obgleich der Strauß, von welchem sie handelt, in dem Bande, welches ich beschrieben habe, nicht gerade heimisch ist, da er aber ziemlich in der Nähe, nur auf der au-

deren Seite der Anden lebt, so wird ein kurzer Bericht von einer Eigenthümlichkeit dieses Vogels den Naturforschern gewiß nicht unwillkommen sein. Jedermann hat von der Sage gehört, daß der Strauß seine Eier in die Wüste lege und es der Sonnenhitze überlasse, sie auszubrüten.

Es ist allerdings wahr, daß man häufig an einer nackten dürrn Stelle ein Straußei findet und man zieht daraus den Schluß, daß der Strauß das Ei hier hingelegt habe, damit es für sich selber sorge. Aber es ist in der That sehr ungerecht, wenn man die Straußin beschuldigt, daß sie ihre Eier verlasse — denn sie ist eine sorgsame vorsichtige Mutter, was ich beweisen werde.

Der Reisende, der ein Straußei in der Wüste findet, sagt natürlicher Weise, daß es der Vorsehung überlassen sei, aber wenn er etwas nachgedacht hätte, würde er gefühlt haben, wie ganz unmöglich es sei, daß ein frisch aus dem Ei kommender Vogel für sich selber sorgen könne. Er würde dann weiter geforscht und gefunden haben, was Jedermann finden kann, der vorsichtig rechts und links statt geradeaus schaut.

Die Geschichte von dem Straußneft ist seltsam genug und ich bin überzeugt, daß sie, wenn auch nicht zu Chile gehörig, für manche meiner Leser interessant sein wird.

Der Strauß baut ein großes Nest auf dem Boden und zieht allmählig das Gras nieder, so daß man den Bau erst bemerkt, wenn man sich in dessen unmittelbarer Nähe befindet. Das Weibchen legt drei oder vier Eier, eines davon trägt es eine Strecke weit



von dem Neste hinweg und überläßt es seinem Schicksale. Dieses einsame verlassene Ei ist es, das man häufig gefunden und das zu der Ansicht Veranlassung gegeben, daß die Straußin ihre Eier der Vorsehung überlasse. Die Wahrheit von der Sache ist, daß das Weibchen den größten Theil der Nacht auf seinen Eiern sitzt, und daß für einen großen Theil des Tages das Männchen dasselbe thut. Man wird nun fragen, zu welchem Zwecke jenes einzelne Ei von den übrigen abgesondert werde. Der Zweck dieses Eies gibt einen schönen Beweis von der Vorsicht und Fürsorge dieses Vogels. Einige Tage vor der Ausbrütung geht der Strauß nach dem ausgelegten Ei und spaltet es. Es wird augenblicklich von der blauen Schmeißfliege in Beschlag genommen, und wenn die jungen Strauße ihre Schale sprengen ist es voll von Maden, worauf die Mutter ihre Jungen zu dem Ei führt, um ihnen die erste Mahlzeit zu bieten.

Man wird bei einiger Erwägung leicht erkennen, daß ein neugeborner Strauß nicht gut unabhängig sein könnte; der erste Habicht oder Geier, der vorüberzöge, würde seinem Dasein ein Ende machen.

Nachdem ich hiermit meine Bemerkungen über die thierischen Erzeugnisse Chiles beendigt habe, will ich meinen Blick auf das chilenische Menschengeschlecht werfen, und ich hoffe, daß kein Chilene an meinen im allgemeinen günstigen Bemerkungen über sein Vaterland und seine Landsleute irgend Anstoß finden werde.

## Achter Abschnitt.

Chiles Bewohner. Die Frauen und ihre Erziehung. Ehegebräuche.  
Das Erbfolgesetz. Tracht. Lebensart. Die ärmeren Klassen.

Chile zählt gegen zwei Millionen Einwohner, die außer in einigen zahlreicher bevölkerten Landes- theilen sehr dünn über ein Gebiet zerstreut sind, das eine Länge von mehr als tausend Meilen und eine verschiedene Breite hat. Unter diesen Einwohnern ist das weiße Blut selbst in den geringsten Klassen vorherrschend, aber es ist jenes weiße Blut, das in den Adern der Andalusier und Mauren floß.

In physischer Beziehung sind die Chilenen jeder anderen mir bekannten Nation an der westlichen Küste von Amerika weit überlegen. Das trockene Klima, vereinigt mit den stärkenden Nachtwinden der Anden, stählt den Körper und die Constitution derjenigen, die sich viel in freier Luft bewegen, in einer Weise, die nördlich von der großen Wüste Atacama nicht wahrzunehmen ist. Doch gilt dieß allerdings nicht in vollem Umfange von den höheren Klassen und den Bewohnern der Städte, die selten aufs Pferd steigen, obgleich sie einem Volke angehören, das vorzugsweise ein Reitervolk ist. Jene vornehmeren Leute, die auf

ihren Hazienden leben, sind dagegen häufig stark und kräftig und handhaben das Lasso mit derselben Gewandtheit, wie ein Peon, während diejenigen, die vorzugsweise in den Städten leben und französische Sitten nachahmen, bedeutend verweichlicht sind und nach Sonnenuntergang eines Mantels bedürfen.

Die Frauen sind häufig sehr hübsch, haben aber selten mehr als eine ziemlich oberflächliche Bildung. Einige Fertigkeit auf der Guitarre, vielleicht auch auf dem Piano und im Tanzen, sind meistentheils die einzigen Kenntnisse, deren sie sich rühmen können. Natürlichere Weise gibt es Ausnahmen, aber Zeichnen, Malen, fremde Sprachen und die anderen gewöhnlichen Elemente unsrer Mädchenerziehung sind Dinge, an welche hier selten gedacht wird, wenigstens ist mir während der vier Jahre, die ich in diesem Lande verlebt habe, von solchen Kenntnissen selten etwas vorgekommen. Ich glaube, daß die jungen Mädchen sehr strenge erzogen und vor ihrer Verheirathung im Allgemeinen sehr wohlgefüttert sind. Es gibt dagegen sehr viele verheirathete Damen, an deren Namen sich eine kleine Geschichte knüpft, die vielleicht, wie ich gern glauben will, nicht immer gegründet sein mag. Im Allgemeinen findet man jedoch sehr kurze Zeit nach der Verheirathung den Gatten sehr selten in der Gesellschaft seiner Gattin und eben so wenig in ihren „Abend-Tertullias.“

Es herrscht in Chile ein Gebrauch, der einer europäischen jungen Dame sehr sonderbar vorkommen würde. Wenn nämlich eine Heirath im Werke ist, muß der Bräutigam seiner Auserwählten eine so ungeheure Anzahl von kostbaren Geschenken zufließen lassen, mit einem Worte,



sie so vollständig ausstatten, daß er seine eigenen Mittel auf einige Zeit völlig erschöpft. Ich frühstückte eines Morgens bei einem jungen Manne, der bald in den heiligen Stand der Ehe zu treten gedachte, als sein Diener mit einem Briefe eintrat, durch welchen dem Bräutigam aller Appetit — wenigstens aller Appetit zum Frühstück — genommen wurde.

Der Bräutigam hatte seiner Erwählten bereits viele werthvolle Geschenke gemacht, aber der Brief, der von der Mutter der Braut kam, verlangte nicht weniger als eine Summe von fünftausend Dollars zur Bezahlung verschiedener Gegenstände, welche die Mutter für ihre Tochter gekauft hatte.

Ich glaubte, die Forderung würde ihm auch den Appetit zum Heirathen genommen haben, aber nachdem er über diese Verschwendung etwas getobt hatte, mußte er das Geld doch noch bezahlen.

In England, Frankreich oder den vereinigten Staaten würde ein Mädchen sich schämen, vor ihrer Heirath auf diese Weise von ihrem zukünftigen Gatten sich schmücken und vollständig kleiden zu lassen; aber in Chile erstreckt sich dieser Gebrauch von den Höchsten bis zu den Niedrigsten, von den Reichen bis auf die Armen, und wenn ein Mann sich verliebt, so kann er darauf rechnen, daß er nach Verhältniß seiner Mittel auf die eine oder andere Weise in Anspruch genommen werde.

Wenn eine Ehe zu Stande kommt, so sind beide Theile verpflichtet, einander genau den Stand ihrer Vermögensverhältnisse anzugeben, und die Gesetze in Bezug auf Heirathsgut und Erbfolge sind von der

Art, daß sie einem Fremden ziemlich sonderbar vorkommen müssen.

Die beiden Summen werden vereinigt und jede sich ergebende Vermehrung des vereinigten Vermögens (nur die Vermehrung durch Erbschaft ist hiervon ausgeschlossen) gehört dem Ehepaare zu gleichen Theilen, so daß also, wenn z. B. Mann und Frau ein gleiches Vermögen von 30,000 Dollars besitzen und die vereinigte Summe von 60,000 Dollars durch Handel, Speculation oder Sparsamkeit bis zu 100,000 Dollars vermehrt wird, beim Tode des einen Theiles 50,000 Dollars unmittelbar auf die Kinder des Verstorbenen oder die Erben übergehen. Der Verstorbene darf nur zwei Fünftel des Vermögens, welches er hinterläßt, testamentlich vermachen und das Geld muß, ohne daß der Tod des überlebenden Theiles abgewartet zu werden braucht, unmittelbar an die Erben ausgezahlt werden.

In dem Erbfolgesetze liegt eine gewisse Gerechtigkeit, da es einen grausamen Vater hindert, einen würdigen Sohn gänzlich zu enterben, was in unsrer eigenen Heimat nur zu häufig der Fall ist; dagegen wird durch das auf das Heirathsgut bezügliche Gesetz in vielfachen Beziehungen manchen abscheulichen Betrügereien die Thüre geöffnet.

Mann und Weib können mit ihrem vereinigten Vermögen speculiren, und obgleich das Gesetz jeden Gewinn beiden zu gleichen Theilen zuspricht, so kann doch bei Bankerotten der Gläubiger nur auf das Vermögen des Gatten Beschlagnahme legen, während das Vermögen der Gattin unangefochten bleibt.

Wenn z. B. bei einer Verheirathung das vereinigte Vermögen 100,000 Dollars beträgt, so kann der Gatte mit der ganzen Summe speculiren, und sie vielleicht verdoppeln, wenn ihm das Glück günstig ist, in welchem Falle die Gattin einen gesetzlichen Anspruch auf die Hälfte oder auf 100,000 Dollars haben würde. Drehen wir aber das Bild um und nehmen wir an, daß eine Schuldenlast von 100,000 Dollars vorhanden sei, so können die Gläubiger nur die dem Gatten gehörigen 50,000 Dollars in Anspruch nehmen, während die der Gattin gehörigen 50,000 D. zuerst ausgezahlt werden müssen. Auf diese Weise kann ein unredlicher Speculant leicht sein Spiel wagen, denn es bleibt ihm im ungünstigsten Falle immer das Vermögen seiner Gattin.

Für einen redlichen Mann, der seine Speculationen und Verbindlichkeiten auf seinen eigenen Antheil des vereinigten Vermögens beschränkt, mag dieses Gesetz unstrittig sehr gut sein, da es manche arme Frau und manche Familie vor gänzlicher Verarmung sichert; aber ganz gewiß bietet es gleichzeitig jedem Manne von schlaffem Gewissen eine große und sichere Versuchung dar, ungefähr mit folgenden Worten zu sich zu sprechen: „Warum sollte ich nicht von dieser ganzen Summe Gebrauch machen? Ich kann möglicher Weise ein großes Vermögen erwerben und im schlimmsten Falle nicht ganz zu Grunde gehen — es wird mir immer noch genug bleiben, um behaglich leben zu können?“

In Bezug auf das Erbfolgegesetz in Vermögenssachen wollen wir den Fall annehmen, daß der Testa-



tor mehre Kinder habe. Der Erblasser oder die Erblasserin hat das Recht, zwei Fünftel des Vermögens einem Günstlinge zuzuschreiben, die anderen drei Fünftel werden zu gleichen Theilen unter die übrigen vertheilt. Kein legitimes Kind kann enterbt werden, ausgenommen in zwei Fällen, wie mir ein Jurist versicherte — nämlich wenn ein Sohn oder eine Tochter von einem Gerichtshofe zu einer entehrenden Strafe verurtheilt wird, oder wenn ein erwachsener Sohn an seinem Vater oder seiner Mutter sich thätlich vergreift. Sonst aber gibt es keine Fälle, welche die Aeltern berechtigen, ihre Kinder zu enterben.

Im Allgemeinen werden jedoch Aeltern selten Veranlassung finden, ihren Kindern die ihnen gesetzlich gebührenden Antheile zu entziehen. Mütter sind bekanntlich geneigter, einen Günstling zu haben, als Väter, aber man kann wohl sagen, daß man in Chile den Kindern eine große Achtung und Ehrfurcht gegen ihre Aeltern und besonders gegen ihre Väter einflößt, und daß sich eben hierin die chilenische Jugend vor unserem eignen heranwachsenden Geschlecht sehr vortheilhaft auszeichnet.

Ich habe häufig einen Sohn von guter Familie seinem Vater Feuer zum Anzünden der Cigarre reichen sehen, wobei ersterer den Hut fast immer so lange in der Hand zu halten pflegte, bis das Geschäft verrichtet war.

Wenn irgend jemand von einem anderen, der ihm an Rang oder Stand untergeordnet ist, Feuer verlangt, so nimmt der Darreichende seinen Hut ab und bleibt mit entblößtem Haupte stehen, bis das

„brasero“ oder Feuer mit Dank zurückgegeben wird. Leute, die einander gleich stehen, berühren gegenseitig ihren Hut, aber es wäre die größte Beleidigung, irgend Jemand, und wäre es der geringste Mann, das verlangte Feuer zu verweigern, wenn man raucht oder wirklich Feuer geben kann.

Die chilenischen Damen kleiden sich ziemlich geschmackvoll, meist nach der französischen Mode, die aber hier allerdings immer einige Monate hinter den neuesten Fortschritten zurück ist. Die Männer folgen in ihrer äußeren Erscheinung ebenfalls dem französischen Geschmacke und kleiden sich ungefähr wie Männer in Städten wie Marseilles und Bordeaux. Aber diese Kleidung beschränkt sich nur auf Städte; auf dem Lande kleidet man sich nach echter Guasso-Art und eine Stadtdame würde allerdings nicht sehr erfreut sein, wenn sie einen Herrn in einem „Poncho,“ einem Strohhute und in ungeheurer großen mit mächtigen Sporen versehenen Stiefeln in ihren „Patio“ oder Vorhof einreiten sähe.

Die Kleidung eines Guasso besteht für anständige und wohlhabende Leute in einem schmalrandigen Strohhute, der unter dem Kinne mit schwarzen seidnen Troddeln festgebunden wird, in einer blauen runden Jacke, die mehr oder weniger gestickt ist, in einem darüber geworfenen „Poncho“ oder Mantel, dessen Stoff und Farbe von dem Geschmacke und den Mitteln des Eigenthümers abhängen, in engen Beinkleidern mit einer rothseidenen Leibbinde und einem Paar großer bis an die Kniee reichenden, verschiedenfarbigen und mit schwarzen Korduanriemen versehenen Ueberzieh-

stiefeln, an welchen ungeheure silberne, aber stählerne Räder tragende Sporen befestigt sind.

Ich habe mich in jedem Lande, das ich besucht habe, hinsichtlich meiner Kleidung und der Ausrüstung meines Pferdes, sowie auch in der Art des Reisens und soviel als möglich selbst in der Reitkunst jederzeit nach dem herrschenden Gebrauche gerichtet. Der Reisende entgeht auf diese Weise jeder Beachtung, während er sich im entgegengesetzten Falle schon durch den einfachen Umstand, daß er eiserne oder stählerne Steigbügel statt hölzerner trägt, augenblicklich als einen Fremden zu erkennen gibt. Nur in Central-Amerika habe ich in dieser Beziehung eine Ausnahme gemacht, denn hier war die Ausrüstung und das übliche Sattelzeug des Pferdes von so barbarischer Beschaffenheit, daß ich mich meiner chilenischen „Apparejos“ bedienen mußte. Man befestigt hier den Lasso an den Schwanz des Pferdes — ein Gebrauch, mit welchem ich mich nie habe ausböhnen können \*).

Die gewöhnliche Zeit für Besuche ist des Abends von acht bis zehn oder elf Uhr. Die Frau vom Hause empfängt ihre Gäste in schönen, wohlausgestatteten Zimmern und ihre „Tertullia“ wird wenigstens für einige Zeit fast immer von denselben Männern besucht, welche kommen und gehen; außerdem finden sich auch einige der Familie bekannte Damen ein; hat aber die Hausfrau irgend einem Caballero ihre besondere Gunst geschenkt, so ist dieser verpflichtet, den ganzen Abend bei ihr zu bleiben.

\*) S. „Wildes Leben im Innern von Central-Amerika.“



Den Gatten sieht man sehr selten bei einer solchen Tertullia seiner Gattin; er besucht gewöhnlich eine andere Gesellschaft dieser Art, und es kommt zwischen Mann und Frau dieses Verhältnisses wegen selten zu Streitigkeiten.

In diesen Abendgesellschaften herrscht ein gefälliger heiterer Ton; Erfrischungen werden, außer bei besonderen Gelegenheiten, nur selten gereicht und jeder kann sich nach Belieben wieder entfernen. Sind zufällig einige musikalische Damen anwesend, so wird vielleicht gespielt und gesungen, und die Offenheit und Freundlichkeit des gegenseitigen Verkehrs ist wirklich sehr angenehm. Man bemüht sich, und zwar mit sicherem Erfolge, dem Fremden, der in einem Hause Zutritt erlangt hat, den Aufenthalt so behaglich als möglich zu machen.

Gilt dieß mit Recht von den Bewohnern der Stadt, so gilt es noch in weit höherem Grade von den Bewohnern der Haciendas auf dem Lande, wo ich zuweilen, wenn ich auf einer Reise begriffen, etwas spät anlangte, von alten Bekannten sehr herzlich bewillkommt aber gleichzeitig auch getadelt wurde, wenn ich es versäumt hatte, sie zuvor von meiner Ankunft zu benachrichtigen. Ich mußte dann, so müde und schläfrig ich zuweilen auch war, manchmal bis nach Mitternacht ausbleiben, damit die Köchin Zeit gewann, ein treffliches Abendessen herzustellen, während der Birth häufig dieser späten Stunde wegen um Verzeihung bat und sich zuweilen damit entschuldigte, daß er einen berittenen Boten vielleicht fünfzehn Meilen

weit nach Weißbrod oder nach irgend einem anderen fehlenden Gegenstände habe absenden müssen.

Die Lebensweise ist in Chile und besonders auf dem Lande im Allgemeinen höchst einfach, und es würde nutzlos sein, die Lebensweise der wohlhabenderen Klasse in der Stadt, sowie der mittleren und niederen Stände auf dem Lande zu beschreiben, wäre nicht hinsichtlich ihrer Lebensmittel etwas zu erwähnen, das wie mir scheint für unsere eigenen Armen von Nutzen sein dürfte.

Auf dem Lande trinken Arme wie Reiche, wenn sie des Morgens aufstehen, eine Tasse „Matè“ oder „Herba,“ d. i. Paraguay-Thee mit gebranntem Lumpzucker, den man durch eine „Bomba“ oder Röhre von Silber oder Zinn, die an dem einen Ende eine kleine Oeffnung hat, einzuschlürfen pflegt. Einige wenige, die in Frankreich erzogen sind, nehmen statt dieses Getränkes eine Tasse Chocolate oder Kaffee zu sich; da aber diese Bemerkungen den ärmeren Klassen oder vielmehr denjenigen gelten sollen, die diese Klassen beeinflussen, so will ich vorzugsweise nur von den Nahrungsmitteln der niedrigsten und der ihnen zunächst stehenden Klassen sprechen.

Der chilenische Peon oder Arbeiter betrachtet sein Frühstück nicht für eine Hauptmahlzeit, denn da er zwischen zwölf und ein Uhr zu Mittag ißt, so ist sein Mittagmahl sein Hauptmahl.

Der Peon der ärmeren Klasse frühstückt von den Ueberresten seiner Mittags- oder Abendmahlzeit. Ein Peon, der sich in etwas besseren Verhältnissen befindet, hat Brod und einige getrocknete Feigen zum Frühstück, und andere in noch besseren Verhältnissen fügen

vielleicht noch einige Eier hinzu; selten aber berühren sie zum Frühstück ihr Lieblingsgericht, wenn nicht von der letzten Mahlzeit etwas zum Aufwärmen übrig geblieben ist. Die Peons würden ihr Lieblingsgericht zum Frühstück nicht kochen können, da seine Zubereitung mehre Stunden erfordert, aber sie verlassen sich auf den Mittag, wo vom Präsidenten der Republik bis zum geringsten Bettler jeder, wenn er auch nicht davon ist, seine „Porotos“ hat.

Viele Tausende genießen dieses Gericht täglich, ohne eine andere Zugabe, und manche leben ganz davon, außer zur Zeit, wo die Früchte, besonders die Wassermelonen, zur Reife kommen.

Die „Poroto“, eine Art welscher Bohnen von dunkelbrauner oder röthlicher Farbe, ist ungemein nahrhaft, gleichzeitig auch sehr billig und was die Hauptsache ist, dem Armen vollkommen genügend. Er fühlt sich bei dieser Kost gesättigt und wohl, sowie stark zur Arbeit und wird sie, wenn er sich einmal daran gewöhnt hat, selten oder wenigstens nur für kurze Zeit mit einer anderen vertauschen.

Ich habe mich oft gewundert, wenn ich einen englischen Arbeiter in seiner Hütte habe sein Mittagsmahl verzehren sehen, das gewöhnlich aus Brod und Käse und dünnem Thee, oder vielmehr einem elenden Absud von Schlehenblättern und Birkenknospen besteht, während er sich für den vierten Theil des Preises, den er allein für Zucker und Thee bezahlt, ein warmes, reichliches und gesundes Essen verschaffen könnte. Er geht unter solchen Umständen vielleicht bei Schnee und Kälte nicht nur bloß halbgesättigt, sondern auch



mit dem Gefühle an seine Arbeit, daß ihm sein Mittagsmahl eben nicht viel genügt hat, während der Preis, den er für seine elende Kost aufwenden muß, vollkommen hinreichend sein würde, ihm selber und seiner ganzen Familie nicht nur ein gutes gesundes Mittagessen, sondern auch eine warme Abendmahlzeit zu verschaffen, nach welcher er mit den Seinigen vollkommen gesättigt sich zu Bette legen und am nächsten Morgen zur härtesten Arbeit gestärkt wieder aufstehen würde.

Was die Nahrhaftigkeit der Kost anlangt, so spricht dafür die fast sprüchwörtliche Thatsache, daß kaum ein Volk schwere und lange andauernde Arbeit besser ertragen kann, als die Chilenen, obgleich sie hinsichtlich ihrer physischen Kraft mit dem angelsächsischen Geschlechte kaum zu vergleichen sind. Die Kraft und Stärke der chilenischen Bergleute ist genügend bekannt, und doch leben diese Jahr aus Jahr ein fast von nichts weiter als diesen gekochten Bohnen.

Ich habe bei dem englischen Landmanne die Bemerkung gemacht, daß er eine heftige Abneigung gegen neue und besonders billige Kost hat; er wird sich in den meisten Fällen lieber mit Brod und Käse begnügen, wenn er auch der andern Speise den Vorzug geben muß. „Versucht sie selber und seht zu, wie sie euch mundet,“ brummt er, und dieß ist die Antwort auf viele nützliche Winke und Vorschläge gewesen. Aber ich entgegne ihm: „Ich habe es versucht — ich habe zuweilen Wochen und Monate lang fast nichts weiter genossen als diese Bohnen und glaube, daß es keiner von diesen Brod- und Käseessern und Theetrinkern auch nur acht Tage, noch viel weniger einen

Monat lang mit meiner Arbeit würde aufgenommen haben. Ich glaube es ist das schlimmste von allen unverantwortlichen Gefühlen, der falsche Stolz, der sich in den Hütten jeder Einführung einer neuen billigen Nahrung widersetzt.

Kein englischer Landmann oder Arbeiter würde zum Frühstück gebranntes Korn anrühren, wenn es ihm als Ersatzmittel für schlechten Kaffee oder schwachen Thee geboten würde. Ja der Kornkaffee mag noch so gut bereitet, noch so stark, so nahrhaft und wohlgeschmeckend sein, er wird als unbrauchbares Getränk verworfen, und wenn jemand, der wirklich über dieses gesunde Getränk und jenes widerliche Gebräu, das man Kaffee oder Thee nennt, zu urtheilen vermöchte, seine Meinung in einer Hütte geltend machen wollte, so würde man ihm nicht nur nicht glauben, sondern ihn auch verlachen.

„Versucht es selber,“ ist die abermalige Antwort des Landmanns, der nicht davon abgeht, fünf Schillinge für das Pfund Thee zu bezahlen.

„Ich habe es versucht,“ lautet meine Antwort. Ich habe es viele Wochen lang versucht und vortrefflich gefunden, ich habe gefunden, daß es als Getränk den elenden schwachen Kaffee und jene Theelauge eben soweit übertrifft, wie die reine frische Bergluft den Dunst eines städtischen Krähengestirns \*).

\*) Sollte irgend einer meiner Leser ein besonderer Kenner und Liebhaber von Kaffee sein, so rathe ich ihm, sich von dem Kleinbohnigen peruanischen Kaffee von Younghai zu verschaffen. Er hat fast denselben Geschmack, wie der kleinste Mocha, aber einen feineren Geruch, als irgend ein anderer mir bekannter Kaffee.

Aber diese Bemerkungen über ein Kaffeesurrogat sind nicht so wichtig, wie die folgenden in Bezug auf die in Chile allgemein verbreiteten Poroto-Bohnen.

Die Pflanze, welche die Poroto-Bohne trägt, ist sehr abgehärtet und fruchtbar und würde überall gedeihen.

Es ist nicht zu vermuthen, daß diese Zeilen von irgend einem Arbeiter gelesen werden, wohl aber kommen sie vielleicht in die Hände eines Mannes, der den Willen und zugleich den nöthigen Einfluß hat, die Lage der Armen in ihren Hütten zu verbessern.

Eine reichliche doppelte Handvoll von trockenen Bohnen ist in Chile eine gute Ration für einen Mann, denn sie füllen, da sie sehr aufquellen, einen großen Teller. Man legt die Bohnen in einen mit Wasser gefüllten eisernen Topf, läßt sie eine halbe Stunde kochen und gießt dann das Wasser rein ab, während die Bohnen in dem Topfe bleiben, denn dieses Wasser ist ungesund. Hierauf gießt man abermals Wasser hinzu, läßt dann die Bohnen aufs neue kochen, bis sie fast weich sind, und gießt dann das Wasser zum zweiten Male ab. Zum dritten Aufkochen läßt man die Bohnen ohne Wasser im Topfe und thut statt dessen je nach Umständen etwas Bratenfett, Salzbuttermilch oder Schmalz, ferner das nöthige Salz und womöglich etwas Pfeffer daran, und läßt das Gemisch, indem man es von Zeit zu Zeit faust umrührt, eine Viertelstunde kochen. Ich habe mich häufig nach einer langen Tagesarbeit an diesem bescheidenen Gerichte mit einem Behagen gelabt, wie ich es kaum in dem Café de Paris oder den „Trois Freres“ gefühlt habe,



und kann hinzufügen, daß ich mich nach einer solchen Mahlzeit zur Arbeit weit tauglicher fühlte, als je nach den üppigsten und wohlgeschmeckendsten Tafelgenüssen. Unser Arbeiter würde nach einem solchen Gerichte mit weit größerem inneren Behagen wieder an seine Arbeit gehen, als dieß nach einer spärlichen Mahlzeit von Brod und Käse der Fall ist, und überdieß seine Arbeit auch mit größerer Leichtigkeit verrichten. Der Ueberrest der Mittagsmahlzeit läßt sich für den Abend aufwärmen, und es kann in der That für den Arbeiter keine stärkere und zugleich angenehmere Kost geben als dieses Bohnengericht. Was die gewöhnliche mürrische Antwort: „Versucht es selber“ — anlangt, so empfehle ich nie etwas, das ich nicht selber versucht und geprüft habe, und ich kann in Wahrheit versichern, daß ich mich nie zu schwerer und anstrengender Arbeit tauglicher gefühlt habe, als zu der Zeit, wo ich nur von diesen Bohnen lebte.

Die Kost der Bergleute ist gesetzlich vorgeschrieben, und da diese Männer ihrer Körperkraft wegen bekannt sind und mehr Nahrung brauchen, als die meisten anderen Menschen, so will ich mittheilen, welche Lebensmittel sie für den Tag empfangen.

Zum Frühstück erhält jeder Bergmann einen Laib guten Weizenbrodes von der Größe und Gestalt eines gewöhnlichen Ziegelsteines, und dies ist für den ganzen Tag das einzige Brod, das ihm verabreicht wird. Das Brod ist ziemlich braun, denn die Bergleute verlangen, daß der feinere Theil der Kleie darin bleibe, die, wie sie behaupten, sehr nahrhaft ist und größere Kraft gibt.

Hierzu erhält jeder Mann vierzig getrocknete Feigen und an zwei Tagen in der Woche statt dieser Feigen ein halbes Pfund gepökelten Rindfleisches. Dieß ist die einzige animalische Nahrung, die der Bergmann das ganze Jahr hindurch erhält. Während seiner Ferienzeit ist ihm die Wahl seiner Kost natürlicher Weise selbst überlassen.

Zur Mittagmahlzeit haben die Leute schlechterdings nichts weiter, als die erwähnten Bohnen oder „Perotos.“ Sämmtliche Rationen werden dem Bergwerkskoch übergeben, der sie nach der oben beschriebenen Art zubereitet und beim letzten Aufkochen auf jede Ration eine Unze geklärtes Rindsfett und eine Dosis Pfeffer hinzuthut. Jeder Bergmann erhält einen sehr großen Teller voll, den er nach seinem kleinen in der Nähe befindlichen Rancho trägt.

Des Abends erhält jeder Bergmann eine reichliche Handvoll von „Frangollo“ zum Punsch, aber dieser Frangollo-Punsch ist etwas ganz anderes als jenes gleichnamige Getränk, womit man bei uns die Schildkrötensuppe hinunterspült. Frangollo ist nichts weiter als geschrotener Weizen, der mit Wasser und Salz oder Zucker gemischt wird.

Dieses frugale Abendessen bildet den Schluß der täglichen Arbeit und Nahrung, denn die Bergleute gehen bald nach Sonnenuntergang zu Bette, um lange vor Tagesanbruch wieder thätig sein zu können.

Ich wollte in der That, es würde von irgend jemand, der die Mittel und den Willen hat, in dieser Beziehung zu wirken, der Versuch gemacht, diese Bohnen als Nahrungsmittel auch bei unserer arbeitenden

Klasse einzuführen. Ich für meinen Theil kann nur wiederholen, daß ich mich schon nach wenigen Tagen an diese Bohnen gewöhnt hatte, daß ich sie später vermifste, wenn sie bei einer besseren Mahlzeit fehlten, und daß ich sie in Uebereinstimmung mit allen Leuten, die schwere Arbeiten zu verrichten hatten, für die nahrhafteste, billigste und angenehmste Speise hielt, die man Leuten, welche tüchtig arbeiten müssen, nur irgend bieten kann.

Wie oft habe ich nicht später, wenn ich im wilden Walde übernachtete, nach einem tüchtigen Gerichte warmer Porotos geseufzt, die den Wind hätten hindern können, so leck durch meine Leere zu pfeifen.



## Neunter Abschnitt.

Ablunft der Chilenen. Albinos. Süd-Chilenische Räuber. Salteadores.  
Serenos. Hinrichtungen.

In ethnologischer Hinsicht ist die Mehrzahl der höheren und mittleren Stände der chilenischen Bevölkerung spanischen Ursprungs. Es wird in den höheren Klassen wenig Leute geben, die ein Gemisch von dunklem oder gar indianischen Blute haben, und obgleich sie im Allgemeinen dunkler sind als die Frauen im südlichen Frankreich, so kann sich doch der größte Theil der höheren Klassen eines rein europäischen Blutes rühmen. Weiter nördlich ist dieß nicht der Fall, und man legt dort auch kein Gewicht darauf, während dagegen in Chile bei Verbindungen darauf Rücksicht genommen wird.

Obgleich manche von den chilenischen Frauen eine sehr frische Farbe und zarte Haut haben, so findet man doch bei der großen Mehrzahl der höheren Stände jenen olivenfarbigen Teint, der mit schönen Zügen vereinigt so viele Bewunderer hat. Ihr Haar ist gewöhnlich schwarz, glänzend und sehr lang, aber selbst bei den vornehmsten Frauen gröber als bei dem weiblichen Geschlechte sächsischer oder gallischer Ablunft.

Unter den geringeren Klassen und besonders unter den Bergleuten, die sämmtlich mehr oder weniger indianisches Blut in ihren Adern haben, ist das Haar noch straffer und gröber.

Aber Chile ist ein Land, wo man weder eine große Mannigfaltigkeit menschlicher Gattungen, noch die unendliche Anzahl von Kreuzungen und Mischungen findet, die weiter nördlich vorkommt. Central-Amerika ist es, wo die größte Gattungsverschiedenheit zu finden ist, und hier kann der ethnologische Forscher Studien machen, die ihm fast eine Reise in zwei andere Welttheile ersparen könnten.

Von einigen Eigenthümlichkeiten der reinen und gemischten Gattungen spreche ich vielleicht später, vor der Hand kann ich nur einer Eigenthümlichkeit gedenken, die häufig genug die Aufmerksamkeit der Gelehrten und Ungelehrten angeregt hat.

Ein Kohlenbrenner und seine Frau gehörten zu einem Bergwerke, das mein Eigenthum war. Sie waren ein sehr gutes Paar und echte Schwarze. Ueber ihre Farbe, die Gestalt ihrer Beine und ihr wolliges Haar konnte kein Streit entstehen. Sie hatten das Bergwerk seit langer Zeit mit Holzkohlen versehen, waren aber trotz vielfacher Gelübde und Gebete bisher kinderlos geblieben.

Endlich machte die schwarze Dame ihrer Nachbarschaft bekannt, daß sie in wenigen Wochen einen kleinen Kohlenbrenner in die Welt einführen würde. Die „Comeres“ der Nachbarschaft versammelten sich daher zu der angegebenen Zeit in dem Hause des Paares, und siehe da, das Erzeugniß war nicht wie

die „*ridiculus mus*“ des Berges, sondern ein schneeweißes Kind, so weiß — sagten die damals auf meinem Bergwerke beschäftigten Frauen — wie es noch nie ein Kind gegeben hatte.

Der Vater war in höchster Bestürzung und erwünschte seine Gattin. Die Gattin ließ dagegen weislich ihren Beichtvater rufen, und dieser schickte wiederum eben so weislich und auf eigene Kosten nach einem englischen Arzte. Letzterer hatte sich im Auftrage der Regierung längere Zeit an der nördlichen Küste von Afrika aufgehalten und erklärte das Kind auf den ersten Blick für einen „Albino.“

„*Dios de mi alma!*“ rief der Vater. „Was ist das?“

„Ein milchweißes Kind mit rothen Augen, das bei Tage nicht sehen kann,“ antwortete der Arzt.

Der Knabe wuchs heran, ein Gegenstand der Aufmerksamkeit für die ganze wilde Nachbarschaft und wurde dazu verwendet, einen mit Wasser oder Holzkohlen beladenen Esel dreimal täglich einen felsigen Berg hinanzutreiben. Er war ungefähr zwölf Jahre alt als, er mir auf diese Weise beschäftigt zum ersten Mal zu Gesicht kam. Er konnte bei Tage seinen Weg allein nicht finden und hielt sich gewöhnlich an den Schwanz seines Esels, bei Nacht aber sah er wie eine Katze und führte mich und mein Pferd, wenn ich gerade spät zurückkehrte, häufig in undurchdringlicher Finsterniß ruhig und sicher über die rauhen Felsen. Ich sah diesen Knaben einst am hellen Tage in einen Teich und ein andermal in einen Haufen glühender Asche laufen, wo er sich bedeutend verbrannte. Er



war sehr häßlich, sehr sommersprossig und in seiner Gestalt wie in seinen Gesichtszügen verbuttert.

Von ganz anderer Art war ein kleines Albino-Mädchen, das ich einst in Central-Amerika traf. Es saß mit einem Stück Linnen in der Hand, das es säumte, an der Ecke eines Weges und ich muß gestehen, daß ich nie etwas Lieblicheres und Zarteres gesehen habe, als dieses junge Mädchen. Ihr Haar war goldgelb und ihre Haut so zart und weiß, als diese von Natur nur immer sein kann, während ihre Wangen von dem zartesten Rosenroth überhaucht waren. Augenbraunen und Augenwimpern hatten ebenfalls eine sehr hellgelbe Farbe. Sie bemühte sich, einen Faden durch eine Nadel zu ziehen, konnte aber ihres unvollkommenen Gesichtes wegen nicht damit zu Stande kommen. Ich stieg vom Pferde und fragte sie, ob ich ihr helfen könnte, denn ich sah augenblicklich, daß ich eine „Albina“ vor mir hatte. Sie reichte mir Nadel und Faden und ich gab ihr beides eingefädelt zurück; als ich aber einige unbedeutende Fragen an sie richtete, bemerkte ich augenblicklich, daß sie völlig blödsinnig war. Sie weinte vor Aerger, als es ihr nicht gelingen wollte, den Faden durch ihre Nadel zu ziehen, nachdem ich dieß aber für sie gethan hatte, richtete sie ihren Blick wieder auf ihre Arbeit und schien ihre ganze Aufmerksamkeit einzig und allein nur auf diese gerichtet zu haben. Ich will keineswegs sagen, daß diese Albina in ihrer äußeren Erscheinung vollkommen gewesen sei, aber ihre Gesichtsfarbe war zarter und feiner als ich sie je in meinem Leben bei einem Weibe gesehen habe. Da wir aber jetzt noch nicht

in Central-Amerika sind, so wollen wir zunächst bei Chile bleiben.

Im nördlichen Chile, in Copiapo, Huasco und Coquimbo sind die Bewohner mild und freundlich, und im Allgemeinen in den höheren und niederen Schichten eine biedere rechtschaffene Menschenart, aber ich bedaure, hinzuzufügen zu müssen, daß die Bewohner des Südens von ihren nördlichen Landsleuten sich sehr nachtheilig unterscheiden. Es ist möglich, daß die niederen Klassen — denn von diesen spreche ich hier besonders — im Ganzen eben so brav sind, wie die Bewohner des Nordens, aber das menschliche Leben steht bei ihnen in so geringem Werthe, daß ich jederzeit auf das meinige bedacht sein mußte. Ich reiste zwar größtentheils allein, war aber so gut und vollständig bewaffnet, daß ich mich auf meine eigene Vertheidigung verlassen konnte, und der Mensch gewinnt in der That ein nicht geringes Selbstvertrauen, nachdem er einige Jahre in einem wilden Lande herumgewandert ist.

Das nördliche Chile kann der Fremde zum großen Theil unbewaffnet bereisen, und er hat nichts weiter zu fürchten, als vielleicht dann und wann einen herumstreifenden Straßenräuber aus Süden.

Ich erwähne diese Thatsachen nur, um den Unterschied darzuthun, der in Bezug auf Sittlichkeit zwischen den Süd- und Nord-Chilenen hervortritt, und man wird daraus erkennen, daß die Bewohner des Nordens wirklich rechtschaffene Leute sind, und daß alle Räuber eigentlich nur aus dem Süden kommen.

Im Süden hört man täglich von den abscheulichsten Mordthaten, aber man achtet kaum darauf. Im nördlichen Chile, in der Nähe von Coquimbo ist es anders. Die im Norden und auf den Landstraßen vorkommenden Mordthaten werden meistens von verlaufenen Räubern aus dem Süden verübt, und mir wurde immer und immer derselbe Rath ertheilt, mich vor Räubern auf der Landstraße in der Nähe der Hauptstadt in Acht zu nehmen.

Ich ließ diesen wohlgemeinten Rath nie unbeachtet, war jedoch stets so gut bewaffnet, daß ich bei einem Angriffe jedenfalls nicht den Kürzeren ziehen konnte. Aber ich will einen Vorfall mittheilen, der sich auf einer Stelle zutrug, welche ich auf einer Reise von Coquimbo nach Santiago bald nach geschehener That berührte. Es war sehr früh am dritten Morgen nach unsrem Ausbruche, als wir in einer kleinen gut bewaldeten und von einem rieselnden Bächlein durchschnittenen „Quebrada“ oder Schlucht eine große Blutlache und bei näherer Nachforschung zwei Männer fanden, die mit zerschmetterten Schädeln auf dem Boden lagen. Sie waren vollständig ausgeplündert, aber die wenigen Kleider, die man ihnen gelassen hatte, ließen uns erkennen, daß wir Matrosen vor uns hatten. Wir ließen unsere Diener und unser Gepäck zurück, setzten unsere Pferde in den „trote y galope“ und erreichten in einer Stunde die Hazienda eines sehr vermögenden und einflußreichen Mannes. Mein Reisegefährte, der weit und breit bekannt war und in den meisten Theilen von Chile verdienter Weise viele Freunde hatte, erzählte die Geschichte und in kurzer Zeit waren



mehre berittene Männer in voller Thätigkeit, die Spur der Räuber zu verfolgen und die Gegend zu säubern.

Unsere Reise fortsetzend, zogen wir an den verschiedenen Punkten, die wir berührten, genaue Erkundigungen ein, und ihr Ergebniß verdient wohl der Erwähnung, wäre es auch nur, um einen Beweis zu geben, wie schnell manchmal die Gerechtigkeit dem Verbrechen folgt. Dießmal war es Diebstahl, der geahndet wurde, während die Mörder ohne Zweifel eine lange laufende Rechnung hatten, die sie früher oder später bezahlen mußten.

In der Bai von Valparaiso lag ein amerikanisches Schiff vor Anker und zwei dazu gehörige Matrosen kamen auf den Gedanken, davon zu laufen. Sie wollten zu Lande nach Coquimbo gehen, um am Bord eines Küstenschiffers Dienste zu nehmen, denn der monatliche Lohn betrug damals fünfzehn Dollars; Zimmerleute erhielten noch weit mehr und einer von den zwei Flüchtigen war der Schiffszimmermann.

Seit den californischen Entdeckungen sollen die Löhne eine fast fabelhafte Höhe erreicht haben.

Das bloße Davonlaufen von einem Rauffahrer, besonders wenn schlechte Behandlung dazu beigetragen hätte, wäre nun allerdings an sich kein großes Unrecht gewesen, hätten diese Leute sich begnügt, ihre eigene Habe mitzunehmen. Aber dieß stand ihnen nicht an, und sie wählten zur Ausführung ihres Planes einen Tag, wo die übrige Schiffsmannschaft am Lande war. Nachdem sie das Schiff durchstöbert und alle Gegenstände, die leicht fortzubringen waren, als Geld, Uhren und sämtliche in der Kajüte befind-

lichen Schmucksachen sich angeeignet hatten, begaben sie sich in dem Boote an's Ufer und liehen gegen Vorausbezahlung von einem italienischen Pferdeverleiher zwei Pferde, vorgeblich um einige Meilen weit in's Land hinein zu reiten und am nächsten Morgen wieder zurückzukehren.

Aber das Schicksal schien sie zu verfolgen; statt den an der Meeresküste hinsührenden Weg nach Coquimbo zu wählen, schlugen sie den Weg nach Santiago ein, von wo sie auf der oberen Straße nach Coquimbo zu gelangen gedachten. In Santiago gelang es dem Zimmermanne, der etwas Spanisch sprach, die zwei Pferde mit Sattel und Baum zu verkaufen, worauf dieses edle Paar mit dieser Vermehrung seines Raubes in früher Morgenstunde zu Fuße den Weg nach Coquimbo einschlug.

Nachdem die beiden Freunde ungefähr zwanzig Meilen zurückgelegt hatten, wurden sie von zwei Chilenen eingeholt, die ebenfalls zu Fuße gingen und das Reiseziel der anderen genau zu kennen schienen, denn sie kehrten zusammen in eine nahegelegende Weinschenke ein und die Leute des Hauses sagten aus, daß die vier Gäste davon gesprochen hätten, die Reise gemeinschaftlich fortzusetzen, sowie daß die Matrosen sehr viel Geld gezeigt und den Wunsch zu erkennen gegeben hätten, eine Uhr zu verkaufen.

Die vier Männer wanderten Tag auf Tag mit einander. Den Chilenen fehlte lange die Gelegenheit, ihr Vorhaben auszuführen, weil die Gesellschaft bis zur letzten verhängnißvollen Nacht stets in Hütten übernachtete. Ueberall, wo wir nachfragten, hörten

wir, daß die Matrosen all ihre Bedürfnisse bezahlt hätten und in der letzten Hütte, in welcher sie vor der verhängnißvollen Nacht eingelehrt waren, sagte die Hausfrau, daß die beiden Seeleute in Begleitung der beiden Chilenen des Nachmittags in ihrem Rancho angelangt wären und daß die Chilenen die Seeleute überredet hätten, weiter zu gehen, obgleich Letztere in der Hütte hätten übernachten wollen. Die Mörder sagten ihnen, daß sie in einiger Entfernung einen vortrefflichen gut geschützten Lagerplatz mit gutem Wasser und ohne Flöhe wüßten. Der letztere Vorzug gab bei den Seeleuten ohne Zweifel den Ausschlag und sie willigten ein, die Chilenen zu begleiten. Sie kauften in dem Hause eine Ziege, etwas Brod und einen großen Schlauch voll „Chicha“, entfernten sich hierauf und die Wirthin hörte nichts wieder von ihnen, bis sie erfuhr, daß die Seeleute in derselben Nacht grausam ermordet worden wären.

Die Seeleute hatten sich ohne Zweifel an dem mitgenommenen „Chicha“ einen Rausch getrunken und waren dann im Schlafe von ihren zwei Begleitern mit Steinen erschlagen worden, von welchen einige, die mit Blut besleckt waren, in der Nähe lagen. Man fand noch die Ueberreste der Mahlzeit und die leeren Weinschläuche.

So wurden die Matrosen für ihren Diebstahl nicht nur furchtbar bestraft, sondern auch, ohne daß ihnen ein Augenblick zur Reue und Buße vergönnt war, in dem Zustande der Trunkenheit zu ihrem Richter gesendet.



Obgleich die Mörder entkamen, so haben sie doch jedenfalls irgend eines anderen Verbrechens wegen bald ihre gerechte Strafe gefunden.

Bei Santiago und weiter südlich kommen die abscheulichsten Mordthaten vor und um ihr Opfer unkenntlich zu machen, ziehen die Mörder dem Todten, nachdem sie ihn all seiner Kleider beraubt haben, auch noch die Gesichtshaut ab.

Ich besaß in einem Dorfe Namens Lampa, ungefähr fünf und zwanzig Meilen von der Hauptstadt, eine sehr hübsche Hütte und obgleich ich sie selten besuchte, so werden sich doch noch manche Offiziere britischer Kriegsschiffe an Lampa und unsre Rebhühner-Jagden erinnern.

Ganz in der Nähe dieser Hütte fand man eines Tages einen ermordeten Mann, dem man alle Kleider genommen und die Gesichtshaut abgezogen hatte. Man entdeckte ihn bei Tagesanbruch, aber niemand wußte, wer der Ermordete war; als sich aber ergab, daß ein in der Nähe wohnender Fleischer vermißt wurde, vermuthete man, daß dieß sein Leichnam sei, doch niemand, selbst nicht sein Weib, konnte dieß mit Gewißheit behaupten. Erst die Mutter des armen Mannes, die ebenfalls herbeikam, um den Körper in Augenschein zu nehmen, erkannte an einem gewissen Merkmale mit Bestimmtheit ihren Sohn.

Die Mörder, ohne Zweifel Straßenräuber, denn man hatte gewußt, daß der Fleischer eine große Summe Geldes bei sich führte, entgingen auch dießmal der Verfolgung, und obgleich Don Diego Portalis, der später selber ermordet wurde, eifrig darauf bedacht

war, die Landstraßen von „Salteadores“ oder Straßenräubern zu reinigen, so kamen doch im Stillen noch viele Mordthaten vor, die ungestraft hingingen. Ich will von vielen Beispielen nur eines mittheilen.

Es gab einen Mann, dem elf Mordthaten nachgewiesen waren, als er in die andere Welt gesendet wurde, und es war gar nicht unwahrscheinlich, daß er noch mehre andere verübt hatte. Das zehnte seiner bekannten Verbrechen war so charakteristisch für den Mann selber und zeigte so deutlich, welchen geringen Werth bei einigen diesen Mördern das menschliche Leben hat, daß es wohl der Mühe werth ist, die kurze Geschichte hier mitzutheilen.

Ein etwas höher gestellter Majordomo stand eines Abends an der Thüre eines Landhauses, als jener Mann, mit welchem er bekannt war, zu ihm trat und ein Gespräch mit ihm anknüpfte, in dessen Verlaufe er ihm die Einzelheiten eines Mordes erzählte, den er vor kurzer Zeit verübt hatte. Der Majordomo war höchlich bestürzt und rief: „Das ist ja entsetzlich — wie kannst Du auf diese Weise an einem Menschen handeln, der Dich nie beleidigt hat?“

— „O ich will Dir sagen, wie ich es gemacht habe. Ich sprach zu ihm: *Amigo mio*, Du hast mich geärgert, und damit zog ich mein *Cuchillo* hervor und stieß es ihm in's Herz — so!“ Und seine Worte mit der That begleitend, stieß er dem Majordomo sein langes Messer in den Leib. Jedermann wußte, daß er die Mordthat begangen hatte, denn der Majordomo hatte, ehe er starb, noch Zeit seinen Mörder zu bezeichnen; aber der Verbrecher blieb unverhaftet.

Er hatte Freunde, die ihn eine Zeit lang verbargen und die Sache wurde vergessen. Aber seine Stunde war gekommen und er versuchte das Schicksal zum letzten Male.

Es gibt in allen chilenischen Städten eine sehr nützliche Körperschaft von Männern, die wie unsere Polizeimannschaften auf Ordnung halten und bei Nacht und bei Tage patrouilliren. Bei Tage sind sie beritten oder ihre Pferde stehen wenigstens in ihrer Nähe unter einem Schutze an der Ecke der Straße; bei Nacht aber patrouilliren sie meistentheils zu Fuße und verkünden singend von Zeit zu Zeit, wie unsere alten Nachtwächter die Stunde und die Beschaffenheit des Wetters: „Ave Maria purissima — es ist elf Uhr und helles Wetter!“ Die berittenen Constabler werden „Vigilantes“ genannt und die nächtlichen „Serenos“, wahrscheinlich weil das Wort heiter (serene) in ihrem Gesange fast immer wiederkehrt, denn es gibt meist nur helle Nächte in diesem Lande.

Einer dieser „Serenos“ rief eben seine Stunde aus — was beiläufig erwähnt, ein keineswegs sehr nützlichcs Verfahren ist, denn es ermahnt nur die Diebe, sich aus dem Staube zu machen — als dieser Mörder im Vorübergehen den Sereno seines schlechten Gesanges wegen verspottete, einen Streit mit ihm anfang und ihn endlich wie seine anderen Opfer niederstreckte. Da aber diese Körperschaft von Wächtern nicht mit sich scherzen läßt, so wurde der Mörder endlich ergriffen, vor Gericht gestellt und zum Tode verurtheilt. Er büßte seine Verbrechen auf sehr grausame Weise; denn wenn er auch eben nur erschossen



wurde, so vollzog man doch diese Strafe mit solcher Stümperhaftigkeit an ihm, daß er entsetzlich zu leiden hatte.

Alle Verbrecher werden zum Tode durch die Kugel verurtheilt, aber diese Strafe ist eine sehr ungleiche, da zuweilen der große Verbrecher sehr schnell und leicht aus der Welt geht, während andere von geringerer Schuld, wie zum Beispiel politische Verbrecher, manchmal lange furchtbare Qualen zu erdulden haben. Bei dem erwähnten Mörder standen jedoch die Qualen, die er zu erdulden hatte, in einem merkwürdigen Verhältniß zu seinen Gräueltthaten.

Die zur Erschießung eines Verbrechers bestimmte Soldatenabtheilung besteht nur aus vier Mann. Diese feuern zwar nur aus sehr geringer Entfernung auf den Verbrecher, der gewöhnlich auf einer „Banqueta“, oder kleinen Bank sitzt, aber die Flinten sind meistens so schlecht, die Soldaten so ungeschickt in der Führung dieser Waffen, daß häufig entsetzliche Dinge vorkommen. Wenn man dem armen Unglücklichen, wie es bei den meisten europäischen Armeen Brauch ist, eine Ladung von mindestens zwölf Kugeln geben wollte, so würde der Erfolg jedenfalls ein sicherer sein, aber man scheint in Chile einer solchen Sicherheit kein Gewicht beizulegen und wenn eine Ladung ihren Zweck nicht vollständig erreicht hat, so wird das unglückliche Opfer wieder auf die Bank gesetzt und das Schießen wiederholt bis endlich alles vorüber ist. In gegenwärtigem Falle hatte der Verurtheilte weit mehr auszustehen als irgend ein Opfer der eisernen Herrschaft des alten Ungeheuers Fraucia

von Paraguay, der, wenn er Jemand erschießen ließ, aus bloßer Sparsamkeit nur eine einzige Patrone gestattete, aber gleichzeitig jedesmal den Befehl gab, den Verbrecher mit dem Bajonette vollends zu tödten, im Fall die Kugel ihr Ziel verfehlte.

Ich ging am Tage, wo die Hinrichtung des Mörders stattfand, über den großen Platz in Santiago und sah eine Anzahl Soldaten, die hier im Viereck aufgestellt waren, dessen eine Seite das Gefängniß bildete. In der Mitte dieses Vierecks prangte ein ganz mit grober schwarzer Sersche bedeckter Esel, in dessen Nähe einige Mönche standen. Auf meine Frage nach der Bedeutung dieses seltsamen Schauspiels, erfuhr ich, daß an dem erwähnten Mörder die Todesstrafe vollzogen werden sollte und daß er gleich erscheinen würde. Er sollte auf einer in der Nähe befindlichen Straße auf derselben Stelle erschossen werden, wo er seine letzte Mordthat begangen hatte.

Ich entschloß mich, der Procession zu folgen, obgleich ich jeden Anblick der Qual und des Leidens selbst an einem wilden grimmigen Thiere hasse. Mir lag nur daran, zu sehen, ob ein Bösewicht, der das Leben anderer so gering geschätzt hatte, sein eigenes Leben eben so gering schätzen würde. Ich kann nicht sagen, daß dieß der Fall war. Der Verbrecher, der an Mordthaten Gefallen gefunden hatte, starb als Memme; aber dieß entschuldigt noch keineswegs die Stümperhaftigkeit, womit das Urtheil vollzogen wurde.

Als die Glocke zwölf Uhr schlug, trat die Procession, die aus Mönchen von zwei verschiedenen Orden bestand, aus der Thüre des Gefängnisses; hinter

den Mönchen erschien der Verbrecher und dann folgte die nur aus vier Mann bestehende Soldatenabtheilung, welche ihn erschießen sollte. Nachdem der Verbrecher den Esel bestiegen hatte — es lag darin eine Erhöhung seiner Strafe, denn die meisten Verbrecher werden in einem verschlossenen Wagen, in welchem auch die Beichtväter und Soldaten Platz nehmen, nach dem Richtplatz abgeführt — setzte sich der Zug in Bewegung, und mir fiel dabei auf, daß die Priester große Regenschirme trugen, um sich gegen die Strahlen der Sonne zu schützen, während der Verurtheilte eines solchen Schutzes entbehrte.

Als man die Stelle erreicht hatte, wo die letzte Mordthat verübt worden war, wurde die „Banqueta“ oder kleine Bank zum großen Entsetzen der Bewohner an ein Haus gestellt und der Verbrecher von seinem Esel gehoben. Er bebte und zitterte, wie ich es an einem Menschen in seiner Lage noch nie bemerkt habe, stand eine Weile, den Trost der Mönche empfangend, vor der Bank und erhielt dann den Befehl, sich niederzusetzen, wozu er jedoch des Beistandes bedurfte.

Niemand kann wissen, wie er sich befinden würde, wenn er in die Lage käme, hingerichtet oder erschossen zu werden, aber ich muß gestehen, daß mich als Nebenmenschen ein Gefühl der Scham anwandelte, als ich sah, mit welcher nichtswürdigen Feigheit dieser Verbrecher, der noch obendrein das Leben seiner Mitmenschen so wenig geachtet hatte, seinen Tod erwartete.

Die Soldaten stellten sich hierauf bis auf eine Entfernung von ungefähr drei Schritten vor die Bank und feuerten. Der Unglückliche fiel ziemlich schwer



getroffen von der Bank, war aber offenbar nicht tödtlich verwundet, denn er sprach sehr deutlich und flehte, daß man ihm verzeihen möchte. Er wurde wieder auf die Bank gesetzt; die Mönche hielten aufs neue das Crucifix an seine Lippen und traten dann wieder zurück. Bei dem zweiten Feuer entlud sich nur eine einzige der elenden Flinten; dann wurde an den Steinen herumgehämmert und neues Pulver aufgeschüttet — kurz es wurde elf Mal gefeuert oder vielmehr der Versuch zum Feuern gemacht, ehe die Sache beendet war.

Das Volk meinte, es sei elf Mal auf den Verbrecher geschossen worden, weil er elf Mordthaten begangen hätte, aber ich glaube kaum, daß ein Zehntel der Kugeln, die auf ihn abgefeuert wurden, edlere Körpertheile verletzt hatten. Die Erschießung eines Verbrechers ist hinsichtlich der letzten Qualen immer eine sehr unsichere Sache und die Gerechtigkeit würde auch durch einen Strick und eine kurze Qual von einigen Secunden zu befriedigen sein. Ein Soldat wird sich für ein militärisches Vergehen lieber dem Tod durch die Kugel unterwerfen, als wie ein Hund sich hängen lassen; aber im Allgemeinen ist das Hängen immer ein barmherzigerer Tod.

Es würde jedem, der längere Zeit in Chile gelebt hat, vollkommen unmöglich sein, innerhalb mäßiger Gränzen die Mordthaten aufzuzählen, von welchen er selber gehört hat und die unbestraft hingegangen und vergessen worden sind. Die niedrigere Klasse der Eingebornen hat in einer Beziehung sehr große Aehnlichkeit mit einer gewissen Klasse der ge-

ringeren Irländer, die es für ihre Pflicht hält, jeden Mörder, mag sein Verbrechen auch noch so gräßlich sein, zu verbergen und zu schützen; aber wehe jedem Fremden, besonders einem Protestanten, der sich, wenn auch nur eines unfreiwilligen Mordes schuldig macht. Ich will hierzu eine Geschichte mittheilen, die in dieser Beziehung mehr beweisen wird, als irgend ein anderer Beleg. Eine wohlverbürgte Thatsache wiegt immer hundert Beweise auf.

Ein nordamerikanischer Kapitain eines Kauffahrers hatte sein Schiff in der Bai von Valparaiso ankeru lassen; er begab sich hierauf au's Land und wurde augenblicklich von einem heftigen Fieber ergriffen, das sich auf das Gehirn warf. Man ließ ihm häufig zur Ader und endlich schien das Delirium ihn verlassen zu haben und man glaubte, die Krisis der Krankheit sei überstanden. Eines Abends jedoch, als gerade niemand bei ihm war, kehrte das Delirium plötzlich wieder; der Kranke sprang aus dem Bette, kleidete sich an und stürzte, mit einem großen Messer bewaffnet, auf die Straße hinaus, wo er jeden, der ihm begegnete, anfiel, zwei Menschen tödtete und einen dritten gefährlich verwundete. Man überwältigte ihn endlich; der Arzt ließ ihm auf's neue zur Ader und der Kranke versiel in einen langen Schlaf, aus welchem er vollkommen blödsinnig erwachte.

Sobald es die Umstände erlaubten, brachte man den Unglücklichen in's Gefängniß, wo er vor Gericht gestellt und schon nach wenigen Tagen zum Tode verurtheilt wurde. Da der amerikanische Consul abwesend war, so nahm sich der englische der Sache an;

er that alles, was in seiner Macht stand, um das Urtheil rückgängig zu machen und sämtliche englische und amerikanische Kaufleute machten zu demselben Zwecke ihren ganzen Einfluß geltend. Es wurde an den obersten Gerichtshof in Santiago appellirt; die Sache kam noch einmal zur Untersuchung und der Arzt, der den Unglücklichen behandelt hatte, und mehre seiner Freunde bezeugten, daß er so wohl vor, als auch nach der That rasend gewesen und selbst in diesem Augenblicke blödsinnig sei.

Wird man es für möglich halten, daß man dieses Zeugniß nicht annahm, daß man den Zeugen keinen Glauben schenkte, weil sie nicht römische Katholiken waren und daß das Urtheil bestätigt und seine Vollziehung anbefohlen wurde. Engländer wie Nordamerikaner zeigten sich bei dieser Gelegenheit sehr menschenfreundlich, denn sie ließen schnelle Pferde hin- und hergehen, um einen Aufschub zu erlangen und um Menschlichkeit und Gerechtigkeit zu fordern; aber all ihre Bemühungen waren vergebens.

Der Unglückliche wurde nach dem Ende des Hafendamms von Valparaiso geführt, ohne daß er selber wußte, zu welchem Zwecke. Ich war nicht Zeuge dieser Hinrichtung, aber ein Freund, der dabei gewesen war, erzählte mir, es sei ein herzzerreißender Anblick gewesen. Der arme Blödsinnige nagte auf dem Wege an einer Orange und brach, auf die Federbüsche der Soldaten deutend, in ein wahnsinniges Gelächter aus. Auf dem Richtplatze angelangt, wurde er auf die verhängnißvolle Banqueta gesetzt und erschossen, obgleich die ganze Bevölkerung



über seinen Geisteszustand unmöglich im Zweifel sein konnte. —

Der arme Mann hätte vielleicht wieder genesen können — aber man schnitt ihm diese Möglichkeit ab und erschoss ihn wie einen tollen Hund.

Ich für meinen Theil werde von der Freundlichkeit, die mir in allen Tagen von Seiten der Chilenen zu Theil geworden ist, jederzeit nur Rühmlisches sagen, aber leugnen läßt es sich nicht, daß die niederen Klassen des Südens, was Ordnung und Sittlichkeit anlangt, mit denselben Klassen in den nördlichen Theilen des Landes nicht zu vergleichen sind. Die höheren Stände sind sich dagegen im ganzen Lande ziemlich gleich.

---

## Behnter Abschnitt.

Die chilenische Geistlichkeit. Ihre „Nichten.“ Ihre Unduldsamkeit.  
Indianischer Aberglaube.

Die Geistlichkeit — die weltliche sowohl als auch die Ordensgeistlichkeit — bildet einen wichtigen und wesentlichen Theil des chilenischen Volkes, und würde diese Bedeutung schon vermöge der bloßen Anzahl beanspruchen können, durch welche sie in diesem Lande vertreten ist. Sie ist im Besitze einer bedeutenden Macht, die sie nicht bloß durch ihre Stellung in der Nationalversammlung, sondern auch durch den nicht unbedeutenden Einfluß gewinnt, den sie auf die Gemüther des ganzen Volkes ausübt, und von welchem vielleicht nur diejenigen ausgenommen sein dürften, welche „durch eine französische Erziehung erleuchtet und aufgeklärt“ in die Heimat zurückgekehrt sind.

Es gibt verschiedene Mönchs- und Nonnenorden, die in den ihnen zugehörigen verschiedenen Klöstern ihren Aufenthalt haben.

Was die Nonnen anlangt, so habe ich von ihnen nie etwas Nachtheiliges gehört. Möglich, daß sie ihre Zeit in Müßiggang hinbringen, das Leben, das der Allmächtige ihnen gegeben hat, unthätig vergeuden, ohne

auch nur eine einzige Pflicht gegen ihre Nebenmenschen zu erfüllen, und daß sie vielleicht ebenso nutzlos sind, als wären sie nie geboren worden — so viel aber muß ich ihnen nachrühmen, daß mir, einige leichte Scherze über Nonnen und ihre Reichswäter ausgenommen — nie ein Vorwurf gegen ihre sittliche Aufführung zu Ohren gekommen ist. Leider läßt sich von den feisten trägen Klosterbrüdern nicht ein Gleiches sagen.

Die zahlreichen Gesellschaften dieser Art werden genährt, gekleidet und beherbergt, ohne auch nur in irgend einer Beziehung das Geringste zur Wohlfahrt des Volkes beizutragen. Ihr einziges sichtbares Wirken — wenn man es Wirken nennen kann — besteht darin, daß sie dann und wann an einer Procession Theil nehmen. Sie entspringen, wie auch die Weltgeistlichen, aus den niedrigsten Klassen und sind daher sehr unwissend, wenn sie auch nicht ganz auf einer so niedrigen Stufe stehen, wie die Geistlichen in Central-Amerika.

Was die Kirchspiel-Pfarrer anlangt, die gleich den Mönchen zum Eölibat verurtheilt sind, so habe ich nie recht gewußt, wie es eigentlich mit ihnen steht, denn man findet in ihren Häusern stets ein hübsches junges Weib, das immer als „meine Nichte“ vorgestellt wird, und manchmal zwei bis drei Kinder, die ganz heimisch in dem Hause herumlaufen, und im Gespräche gewöhnlich als „Verwandte“ erwähnt werden, „die gekommen sind, meine Nichte zu besuchen.“ In drei oder vier Pfarrhäusern, wo ich jährlich einige Male einsprach, fand ich merkwürdiger Weise immer



dieselben „Nichten,“ und auch dieselben Kinder, „die bei der Nichte zu Besuch waren.“

Ich muß jedoch gestehen, daß ich von einigen Geistlichen, mit welchen ich näher bekannt war, oft sehr freundlich behandelt worden bin, und einer von ihnen nahm mehrmals, nachdem er mir alles Glück auf Erden gewünscht hatte, mit den Worten von mir Abschied: „Wie Schade, daß Sie unvermeidlich der Verdammniß anheim fallen müssen.“

Wenn die französische Weltkame zur Zeit Ludwig des Vierzehnten erkannte, daß sie dieser Welt müde, oder daß die Welt vielmehr ihrer müde war, so wurde sie gewöhnlich eine Betschwester, und tröstete sich durch die Strenge, womit sie die Mängel und Fehler ihrer Nachbarn verdamnte; ganz ähnlich scheint es sich mit den erwähnten Pfarrern zu verhalten, denn sie werden gewöhnlich sehr unduldsam, wenn das Alter sie allmählig den Nichtigkeiten des Lebens entzogen hat.

Aber die Unduldsamkeit der chilenischen Geistlichkeit ist nicht schlimmer, als in irgend einer anderen dieser Republiken spanischen Ursprungs. In Valparaiso gibt es einen Friedhof, wo ein Engländer ohne die mindeste Belästigung begraben werden kann; in Santiago war es dagegen gefährlich, einem solchen Begräbniß beizuwohnen. Einem Protestanten würden zwar die Geistlichen nirgend ein Plätzchen auf ihren Friedhöfen gestatten, was aber ihre Unduldsamkeit bei Begräbnissen im Allgemeinen anlangt, so werden sie in dieser Beziehung von ihren Brüdern in Central-Amerika weit übertroffen.

Einige Monate vor meiner Ankunft in letzterem Lande starb in Leon ein protestantischer Irländer und während der entseelte Körper in dem Hause meines Freundes lag, der mir die Sache erzählte, war dieses Haus Tag und Nacht von einer durch die Priester ange reizten und zum Theil von ihnen angeführten heulenden und tobenden Menge umlagert. Nur mit Mühe konnte der Todte um Mitternacht an einer wüsten öden Stätte begraben werden, und jene unduldsame Gesellschaft begleitete die kurze Ceremonie mit ihren Flüchen und Steinwürfen.

Als ich D'Connells Rede an ein unwissendes reizbares Volk las, in welcher er sagt, er könne mit seiner Wahrhaftigkeit dafür einstehen, daß in keinem Lande der Welt von Seiten der Katholiken irgend eine Unduldsamkeit gegen Protestanten verübt werde, konnte ich den Wunsch nicht unterdrücken, daß es ihm vergönnt gewesen sein möchte, dem Begräbniße seines armen Landsmannes beizuwohnen.

Ich will hierbei gleich noch ein anderes Beispiel einschalten, bloß um zu beweisen, daß unsre achtbaren römisch-katholischen Landsleute in England und Irland, wenn sie solche Behauptungen hinstellen, wie man sie eben oft genug vernimmt, unmöglich von der Unduldsamkeit ihrer Glaubensgenossen in den einst spanischen Besitzungen unterrichtet sein können.

In dem schönen „Cajon“ des Maypo, einer natürlichen Schlucht, welche seit tausend und tausend Jahren der theilweise schmelzende Schnee der Cordil-

leen ausgewaschen hat, und an deren senkrechten „Varancas“ oder Uferwänden man erkennt, wo einst der Fluß sein Bette gehabt und wie dieses Bette allmählig bedeutend tiefer gesunken ist, liegt einer der drei über die Anden führenden Pässe. Der Paß befindet sich auf der linken Seite des Flusses, wenn man stromaufwärts geht, und auf der anderen Seite, nicht weit von jenem furchtbaren „Paso de las animas“ wohnte ein reiner Indianer, der sich durch seine Geschicklichkeit in der Verfertigung von Lasso'schlingen und allen anderen aus Thierhaut bestehenden Gegenständen einen gewissen Ruf erworben hatte. Er lebte fast fünf Meilen von jeder anderen menschlichen Wohnung entfernt und die nächste Kirche lag in dem früher erwähnten Dorfe, zwei Meilen von der nach Santiago gelegenen Seite der Hängebrücke. Trotz dieser Entfernung ging er häufig nach dem Dorfe hinab, um der Messe beizuwohnen, durfte aber nie in die Kirche eintreten. Als Grund führte der „Cura“ oder Geistliche an, der Mann hätte alte indianische abergläubige Gebräuche, und ohne Zweifel seine heidnischen Götter; außerdem behauptete man aber auch noch, es könne Niemand seine Sprache verstehen. Ich habe häufig lange mit ihm geplaudert, und es blieb mir von allem, was er sagte, fast nichts unverständlich, obgleich ich gestehen muß, daß seine Sprache allerdings ein eigenthümliches „Chabacano“ oder Patois war.

Dieser arme Mann verlor sein Weib, und er wünschte es auf dem Friedhose der Kirche begraben zu dürfen, wo man ihm so häufig den Zutritt verweigert hatte. Sein Gesuch wurde strenge und hart



zurückgewiesen, obgleich er erklärte, daß er und seine Gattin gute Christen wären und daß man es ihm nicht zur Last legen könnte, wenn sie ohne die Tröstungen der Religion habe sterben müssen, da seine Hütte zu weit entfernt, er selber aber zu arm wäre, die Gebühren zu bezahlen. Er begrub hierauf seine Gattin ganz in der Nähe seiner Hütte, und eine Tochter, sein einziges Kind, mit welcher er in der tiefsten Armuth lebte, war von nun an seine einzige Gesellschafterin. Es lag ein Zug in den wilden Religionsbegriffen dieser Leute, der wahrhaft rührend war. Sie vereinigten sich wie gewöhnlich zu ihren Mahlzeiten, die in der Regel aus ähnlichen Dingen bestanden, wie sie die Geier zu ihrer Nahrung wählen — aber jede Mahlzeit wurde, wie vor dem Tode der Gattin, in drei Theile getheilt und einer dieser Theile auf das Grab gelegt. Jedenfalls verzehrten die Füchse dieses Opfer, aber der Indianer hatte nun einmal den Glauben, daß die Geister der Verstorbenen, wenn diese nicht auf einem Kirchhofe begraben würden, ein ganzes Jahr lang der Nahrung bedürften.

Sechs Wochen nach der Mutter starb auch die Tochter, und der Indianer forderte auch für diese eine Stätte auf dem Friedhofe, indem er sich diesmal auf den Umstand stützte, daß sein Kind in der Dorfkirche die Taufe erhalten und an demselben Orte gestorben sei, wo es das Licht der Welt erblickt habe. Aber er wurde abermals abgewiesen, und die Tochter fand ihre letzte Ruhestätte dicht neben dem einsamen Grabe der Mutter. Der arme Mann mußte nun seine Mahl-

zeit selber kochen, aber er vergaß in seinem Hunger nie die Ansprüche der Dahingeshiedenen und setzte jedesmal auf jedes Grab den ihm gebührenden Antheil. Möge der gute Alte später seinen Lohn empfangen.

Ich suchte den armen Mann, nachdem ich ihn einmal aufgefunden hatte, häufig zu beschäftigen; seine Passos waren sehr schön geflochten, aber nicht ganz zuverlässig, da er nie frische Ochsenhäute erlangen konnte; ich selber lebte zu weit — fast sechshundert Meilen von ihm entfernt, als daß ich ihn hätte damit versehen können.

Hoffentlich werden obige Bemerkungen, wie ich noch einmal wiederholen muß, von meinen römisch-katholischen Landsleuten nicht übel aufgenommen werden; es lag mir nur daran, zu beweisen, daß diejenigen von ihnen, welche behaupten, daß von Seiten ihrer Glaubensgenossen in keinem Theile der Welt mit Unduldsamkeit verfahren werde, unmöglich von den Dingen wissen können, die in einigen Ländern leider nur zu häufig vorkommen. Gleich nach meiner Ankunft in Central-Amerika von einem gefährlichen Fieber aufs Krankenlager geworfen, belauschte ich eines Abends eine nicht eben sehr tröstliche Berathung über den Ort, wo man mich begraben wollte\*). Ich wußte, daß man mich — obgleich ich nach so kurzer Anwesenheit in diesem Lande weder Freunde noch Feinde haben konnte — mit Scheul, mit Berwün-

\*) S. „Wildes Leben in Central-Amerika,“ 1. Abschnitt.

schungen und Steinwürfen zu meinem einsamen Grabe begleitet haben würde.

Ich könnte noch viele andere Beispiele dieser Umduldsamkeit aufzählen, aber ich halte es für besser, von diesem Gegenstande so wenig als möglich zu sagen, und es ist mir wirklich lieb, daß gerade dieser Abschnitt so kurz ist.



## Elfter Abschnitt.

Besteuerung. Unredlichkeit englischer Manufacturisten. Einfuhr- und Ausfuhrsteuern. Chilenisches Klima. Einige gute Rathschläge.

Es ist über Steuern und Besteuerungssysteme schon viel geschrieben und gesprochen worden und die Frage, ob das Volk durch directe oder indirecte Besteuerung am wenigsten gedrückt werde, hat schon mannigfache Erörterung gefunden; jeder aber wird zugeben müssen, daß ein Steuersystem, welches die Staatsausgaben, die Kosten zur Erhaltung der Armee und der Flotte und zugleich auch die Zinsen der Nationalschuld deckt, ohne daß es von den ärmeren und mittleren Klassen gefühlt wird, jedenfalls das weiseste und patriotischste sei.

Es werden, wie ich überzeugt bin, viele Leute behaupten, daß die Chilenen, indem sie Einfuhr und metallische Ausfuhr besteuern, sich selber nur schaden könnten; aber die Chilenen können dreist antworten: „Wir haben unser System geprüft und es ist zweckmäßig; wir decken unsere Verbindlichkeiten und der Arme oder auch selbst der Wohlhabendere trägt nicht einen Heller dazu bei — oder er thut dieß wenigstens nur auf so indirecte Weise, daß er es kaum

bemerk!“ Was den Ausfuhrzoll für metallische Erze oder Metalle anlangt, so sagen die Chilenen wiederum: „Wir bezahlen nicht, sondern die Fremden!“ Und so ist es auch.

Vor der Zeit des Don Diego Portalis wurde hinsichtlich der Staatseinkünfte von Chile in eben so unverantwortlicher Weise verfügt, wie dieß seit den letzten fünfzehn Jahren und wohl seit noch längerer Zeit in Spanien der Fall gewesen ist. Es folgte eine Revolution nach der anderen, ein Präsident nach dem anderen; das ganze Land befand sich in einem Zustande der peinlichsten Aufregung und Besorgniß. Jede neue zur Macht gelangende Partei verwarf die Verbindlichkeiten ihrer Vorgänger, die kurz vorher entweder vertrieben oder erschossen worden waren; aber nach der Präsidentschaft der Generale Pinto und Prieto konnten Unterschleife nicht mehr stattfinden.

Vorher hatten sich viele Leute, deren Händen die Nationaleinkünfte anvertraut waren, wie Donna Christine von Spanien und ihre Anhänger aus dem Staatsseckel unermessliche Reichthümer angeeignet; als aber Portalis Minister wurde, hörten all diese Unterschleife, die jetzt noch in jeder anderen Republik spanischen Ursprungs vorkommen, augenblicklich auf.

Man muß es Chile zum Ruhme nachsagen, daß es sich dem niederträchtigen Systeme der Nichtanerkennung oder Ablängnung bestehender Verbindlichkeiten nie auch nur hindeutungsweise genähert hat. Es sagte in seiner Bedrängniß stets, daß es zu zahlen wünsche, aber nicht im Stande sei zu zahlen; und sobald es zu zahlen vermochte, zahlte es auch wirklich. Unseren

Kapitalisten gilt es als sicherer Beweis von der Rechtlichkeit der chilenischen Regierung, daß die fremde Anleihe an der Stockbörse mit *Pari* notirt ist.

Es gereicht den Chilenen zum Ruhme, daß sie ihr Versprechen, zu zahlen, sobald sie es im Stande sein würden, ehrlich gelöst haben und sie unterscheiden sich in dieser Beziehung sehr zu ihrem Vortheil von den spanischen Schuldnern und den Schuldnern der Vereinigten Staaten.

In Bezug auf die Letzteren erzählte mir vor Kurzem ein Mann aus New-York im Laufe des Gesprächs, daß sämtliche nördliche Staaten sich sehr gedemüthigt fühlten, mit denjenigen ihrer Landsleute in eine Klasse gestellt zu werden, die ihre Schulden anzuerkennen sich weigerten — daß sie sich schämen mußten, wenn sie in Gesellschaft von Familien sprechen hörten, welche durch ihr Vertrauen auf anglo-amerikanische Ehrlichkeit in Noth und Elend gerathen wären. Aber er sagte auch, daß die Zeit hoffentlich nicht mehr fern sei, wo die Nation sich erheben und auf eine Anerkennung ihrer Schulden dringen werde. Es würde mir leid thun, von der gerechten Entrüstung dieses Herrn über das Benehmen einiger seiner Landsleute hier noch mehr mitzutheilen, aber ich bin fest überzeugt, daß sich in den Vereinigten Staaten ein Gefühl, ein zunehmendes Gefühl regt, das sich beleidigt fühlt, wenn diejenigen Staaten, die ihre Schulden anerkennen, mit denjenigen in eine Klasse geworfen werden, die über ihre Verbindlichkeiten lachen.

Die Art und Weise, in welcher das Besteuerungssystem ausgeführt wird, so daß alle Verpflich-



tungen und Verbindlichkeiten gedeckt werden können, ohne daß dem Volke auch nur der geringste Druck auferlegt zu werden braucht, verdient jedenfalls einiger Beachtung; denn in Chile ist niemand verpflichtet, etwas zur Staatskasse beizusteuern, wenn er nicht durch den Einkauf fremder Waaren, durch den Besitz eines Kramladens oder durch den Verbrauch von Regierungstabak — welcher übrigens durch einen besseren über die Anden eingeschmuggelten Tabak hinreichend ersetzt wird — freiwillig dazu beiträgt.

Chile's Staatseinkünfte haben folgende Quellen: die Einfuhrsteuer für fremde Waaren, die Ausfuhrsteuer für Metalle und metallische Erze, das sogenannte „Estanco“ oder Tabakmonopol und die auf die Inhaber öffentlicher Kaufläden oder Waarenhäuser gelegten Abgaben.

Ich habe während eines vierjährigen Aufenthalts im Lande nie einen Pfennig als Abgabe bezahlt, obgleich ich gewöhnlich zwanzig bis dreißig Pferde für mich und meine Diener hielt; die einzige Steuer, die ich je bezahlt habe, bestand eben nur in dem Ausfuhrzolle für Erz aus meinem Bergwerke. Man mag behaupten, daß Mauthsteuern in den meisten Fällen eben nur auf den inländischen Verbraucher fallen; dieß ist allerdings vielleicht der Fall, aber sie werden nicht gefühlt. Bei Baumwollen- oder Leinenzeugen zum Beispiel richtet sich die Steuer nach der Feinheit des Stoffes — nach den auf eine Quadrat-Elle gehenden Fäden — und für gröbere Artikel dieser Art ist die Steuer sehr unbedeutend. Der Arme erhält daher seinen Kaliko oder seine Leinwand sehr

billig und die feineren Waaren, die mit einer höheren Steuer belegt sind, werden von solchen Leuten gekauft, bei welchen es wenig darauf ankommt, ob sie die Elle von den Stoffen zu ihren Kleidern oder Hemden um einige Pfennige theurer oder billiger bezahlen. Ich muß jedoch bei dieser Gelegenheit beiläufig erwähnen, daß in billigeren Waaren die Nordamerikaner die Engländer gänzlich vom Markte verdrängt haben; es gibt kaum einen südamerikanischen Quasso, der eine Elle englischen Kaliko kaufen wird, wenn er nordamerikanisches, nur halbgebleichtes „Crudo“ erhalten kann. Er sagt, gutes Weizenmehl sei in seinem eigenen Lande billig genug und er habe keine Lust, solches zu kaufen, um sich Hemden daraus zu machen. Ich habe in der That englische Leinen- und Kalikostoffe gesehen, die anfänglich sehr schön, wenn auch etwas glänzend ausfahen, aber sobald sie im Wasser gewesen und etwas ausgewaschen waren, vollständig das Ansehen eines Siebbodens erhielten. Die Zwischenräume waren bloß mit Mehl und Stärke ausgefüllt, durch welche das Wasser, in welches man die Stoffe gelegt hatte, gefärbt wurde.

Ich habe dieselbe traurige Wahrnehmung in verschiedenen anderen Theilen Amerika's gemacht. In Central-Amerika haten mich einst einige Indianer, nach der Küste zu senden und einige Leinwand holen zu lassen; ich erfüllte ihren Wunsch und bezahlte die Waare ziemlich theuer, denn ich wollte ihnen ein Geschenk damit machen; als sie aber anlangte, sah sie ganz so aus wie der offene Stoff, auf welchen die Frauen zu sitzen pflegen. Sie war unterwegs in

einen Fluß gefallen und es war ungefähr eine Stunde vergangen, ehe man sie wieder hatte herausfischen können; aber diese Stunde hatte genügt, die Stärke hinwegzunehmen.

All diese Waaren trugen ohne Zweifel fälschlich die Namen sehr achtbarer Häuser in Lancashire und Betrügereien dieser Art haben die Engländer in solchen Waaren zu Gunsten belgischer und deutscher Producte von dem amerikanischen Markte verdrängt. Ich habe ein Stück englischen blauen Zeuches gesehen, das bei geringer Ausspannung in Stücke zerriß und dabei einen gewaltigen Staub machte. Nun das sind allerdings Betrügereien, die ein ungünstiges Licht auf den englischen Charakter werfen, der sich im Handel einen so guten Namen erworben hat, und es wäre den achtbaren Handelshäusern, deren Stempel hierbei gemißbraucht wird, ernstlich anzurathen, die Betrüger streng verfolgen und bestrafen zu lassen.

Aber kehren wir jetzt wieder zu unserem Gegenstande zurück. Die Einfuhrsteuer an der Mauth gibt einen bedeutenden und sicheren Gewinn.

Den nächsten Posten in dem Haben des staatlichen Bilanzkontos bilden die Ausfuhrzölle nicht bloß für Gold und Silber, sondern auch für Kupfer und selbst rohe Kupfererze. Ich habe manchmal gemurrt, wenn ich für letztere eine ziemlich ansehnliche Summe bezahlen mußte, fand aber bei reiflicherer Ueberlegung, daß die Regierung vollkommen Recht hatte. Es war der Fremde, der die Steuern bezahlte und der Staatsschatz empfing sie. Die erwähnte Steuer für Kupfererze ist nicht so bedeutend, daß sie für den Ausführer



drückend werden könnte, trägt aber dennoch einen sehr ansehnlichen Theil zu den Staatsmitteln bei.

Die Steuer für Gold und Silber wird meistens theils umgangen, da man die kostbaren Metalle gewöhnlich hinter dem Rücken der Mauthbeamten an Bord schafft. Kupfer und Kupfererze werden jedoch jederzeit regelmäßig gewogen und verzollt und diese Steuer wird größtentheils von Engländern bezahlt.

Eine andere Einnahme der Staatskasse entspringt aus der Abgabe, welche Kaufleute, Inhaber von Vorrathshäusern und Besitzer verschiedener Klassen von Kramläden für ihre Concession entrichten müssen und ohne welche sie ihr Gewerbe nicht betreiben dürfen.

Diese Abgabe hat denselben Erfolg wie bei uns die Accise, aber sie erfordert zu ihrer Erhebung keine Schaar von Beamten oder eine zusammengesetzte Maschinenrie; einige Aufseher genügen für das ganze Land.

Alle Großhändler sind Fremde und größtentheils Engländer und diese bezahlen für ihre Concession die höchste Steuer. Kleinrämer bezahlen eine geringere Abgabe. Es gab während meiner Anwesenheit in Santiago unter den dortigen Kleinrämern nicht einen einzigen Engländer, einen englischen Uhrmacher und Juwelier ausgenommen; wohl aber gab es einige Franzosen, die sich als Haarkünstler, Pastetenbäcker und mit anderen unbedeutenden Gewerben hier niedergelassen hatten. Sie bezahlen alle ihre Abgabe und diese Abgabe erspart alle Inquisition unserer Accise.

Eigentliche directe Abgaben sind unbekannt und es wäre wohl hart, wenn man einem Bettler eine Pferdesteuer abfordern wollte, der — wie ich oft ge-

sehen habe — herumreitet, um die Mildthätigkeit in Anspruch zu nehmen.

Die erwähnten Steuern bilden in Verbindung mit der Hafensteuer die Hauptquellen der Staatseinkünfte. Wenn ein Minister bei der Vertheilung des von jedem einzelnen zu tragenden Antheils der allgemeinen Last das Glück und die Zufriedenheit seines eigenen Volkes im Auge behalten will, so kann es wohl kaum ein weiseres System für ihn geben als das chilenische.

Man sieht in Chile nur wenig Bettler. Der Arme erhält sein nordamerikanisches „Crudo“ sehr billig und die an der Mauth dafür erlegte Steuer ist die einzige Abgabe, die er zahlt. Der Landbesitzer oder Gutseigener kauft einen etwas kostspieligeren Artikel — feinere Leinwand für sich selber und guten Manchester-Kattun für seine Frau; die am Zollhause erlegte Steuer ist die einzige Abgabe, die er für das ganze Jahr zu den Staatsausgaben beiträgt.

Die höheren Klassen kaufen werthvollere Waaren und da sich die Steuer nach dem Werthe richtet, so tragen diejenigen Leute, die solche Gegenstände kaufen, nach Verhältniß um so viel mehr zu den Einkünften des Staates bei; aber niemand von den erwähnten Klassen hat es nöthig, einen Heller zu steuern, wenn es ihm nicht beliebt. Wenn man seine Hemden und Kleider selber fertigen oder von inländischen Stoffen im Lande fertigen lassen wollte, so würden die reichsten Leute in ihrem ganzen Leben nicht eine einzige Abgabe zu bezahlen haben.

Die Besteuerung ist mit einem Worte von der Art, daß sie nicht gefühlt wird. Der Fremde bezahlt

fast alles allein und die Chilenen bezahlen das Uebrige je nach Verhältniß der Gegenstände, die sie kaufen, so daß jeder gewissermaßen sich selber nach Belieben besteuert.

Obige Bemerkungen mögen immerhin mit den in unserer neuen Nationalöconomie niedergelegten Grundsätzen nicht ganz übereinstimmen, aber es gibt gewiß von Aranco bis zur Wüste Atacama keinen Chilenen, der eine Umänderung dieses Steuersystems wünschen würde, und ein solcher Wunsch wäre auch in der That eine Thorheit. „England lieh uns Geld und England bezahlt die Zinsen dafür.“ Das ist die allgemeine Ansicht und sie ist ohne Zweifel sehr richtig, denn ich kenne Leute, die eine jährliche Einnahme von vierzig bis fünfzig tausend Dollars haben, aber nur selten ausländische Stoffe tragen und daher Jahr aus Jahr ein keine Steuer bezahlen.

Hiermit will ich von Chile Abschied nehmen und den Leser, wenn er sonst sich geneigt fühlt, mich noch zu begleiten, weiter nordwärts durch jene Länder führen, welche Central-Amerika von Chile trennen.

Nur zum Schluß noch einige Rathschläge für diejenigen, die Chile bereisen wollen.

Das chilenische Klima ist der englischen Natur ganz besonders zusagend, aber nicht viele Jahre nach einander, weil die Luft zu trocken und eine wohlthätige Ausdünstung sehr erschwert ist. Vielleicht hat noch nie ein Fremder in Chile schwerere Arbeit und größere Anstrengungen zu Fuß und zu Pferde unternommen als ich und dennoch bin ich während der vier Jahre, die ich in diesem Lande verlebt habe, nie



ernstlich krank gewesen, wenn mich auch dann und wann ein Hufschlag von einem Pferde oder eine Verrenkung für kurze Zeit auf's Lager warf. Aber es gibt kein Land, wo der Reisende so grausam von der Sonne verbrannt wird wie in Chile; denn wenn er sich auf der Reise oder auf der Jagd auch mühsam und unter einer brennenden Sonne einen steilen Berg hinaufschleppt, so will es ihm doch kaum gelingen, in einen wohlthätigen Schweiß zu gerathen, der ihn augenblicklich abkühlen würde, und die Folge davon ist, daß die Sonne, indem sie auf die von der trocknen Luft ausgetrocknete Haut brennt, die entblößten Theile vollkommen versengt und die Haut von Gesicht und Händen förmlich abschält.

Obgleich ich in Ländern, wo der Thermometer einen weit höheren Wärmegrad zeigt, oft genug dem ganzen Einflusse der Sonne ausgesetzt gewesen bin, so war doch in Folge der Feuchtigkeit der Luft, welche die Hautfeuchtigkeit unterstützt, diese Hitze nicht halb so fühlbar wie in Chile.

Ein in Chile lebender Europäer sollte aller fünf oder vier Jahre, bloß der Luftveränderung wegen, eine Reise nach Europa oder nach einem anderen Lande unternehmen, wenn eine solche Reise auch nur von kurzer Dauer und ein Uebergang von einem guten Klima zu einem schlechteren wäre; denn hier ist jede Veränderung besser als fortwährend derselbe Zustand.

Ich würde jedem meiner Landsleute, der Chile zu besuchen gedenkt, den Rath geben, sich mit einem guten englischen Sattel zu versehen, der für ein un-

gefähr vierzehn Hand hohes Pferd paßt; dieser Sattel wird sich in manchen Fällen als sehr nützlich bewähren, aber ich möchte gleichzeitig auch rathen, ihn nur sehr selten zu benutzen.

Man gewöhne sich an chilenische Sättel und Gebisse, sowie an den ganzen Gebrauch des Landes und richte sich, wenn man von großen Städten entfernt lebt, ganz nach den Bräuchen der Landbewohner. Ebenso rathsam ist es, sich mit einer guten Doppelflinte zu bewaffnen und hat man die Absicht, im Lande herum zu wandern, so werden zuweilen auch ein Paar Halster- und ein Paar Taschenpistolen von großem Nutzen sein. Man erwarte aus der Hand eines Pferdehändlers in Valparaiso nie gute Pferde, sondern übertrage den Einkauf von Pferden einem Freunde, auf dessen Urtheil man sich verlassen kann und der in dem Innern des Landes bekannt ist; er wird für den halben Preis statt schlechter Kracken wirklich gute Pferde kaufen. Es ist weit vortheilhafter, wenn man für eine Reise die nöthigen Pferde nicht miethet, sondern kauft, denn man kann sie, wenn man nicht gerade einen schlechten Kauf gemacht hat, fast für denselben Preis wieder verkaufen. Ich hätte meine eignen Pferde jederzeit für das Doppelte des Preises wieder verkaufen können, den ich dafür bezahlt hatte.

Ferner rathe ich dem Reisenden, immer auf eine gute Bewaffnung zu halten, aber nicht damit zu prahlen. Ich ritt eines Abends sehr spät mit einem Freunde durch eine sehr wilde Gegend und er lachte mich aus, weil ich immer nur vollständig bewaffnet reiste, mußte

aber schon eine halbe Stunde später schmerzlich beklagen, nicht dieselbe Vorsicht gebraucht zu haben.

Auch gibt es einige Gegenstände, vor welchen sich der Reisende zu hüten hat und zu diesen gehört der sogenannte „Litre“, ein Baum, unter welchem man nicht schlafen, ja den man selbst nicht einmal berühren darf.

Es gibt viele Leute, auf welche der „Litre“ nicht den mindesten Eindruck macht; bei den meisten Menschen aber hat er eine sehr empfindliche Wirkung; Kopf und andere Theile schwellen an, die Augen schließen sich fest, das Zucken am ganzen Körper ist unerträglich und die Krankheit dauert ungefähr fünf bis sechs Tage.

Ich selber habe die Einwirkung dieses Baumes drei Mal empfunden — das erste Mal, als ich bei der Verfolgung eines Pferdes mitten durch eine große Gruppe solcher Bäume ritt, — das zweite Mal, als ich auf einer Reise mit einem Manne, auf welchen der „Litre“ nie einen Einfluß übte, unter einem solchen Baume mein Mittagsmahl einnahm, und das dritte Mal erfolgte die schmerzhafteste Ansteckung, nachdem ich ungefähr eine halbe Stunde an einem Pfahle gelehnt hatte, der, wie ich zu spät erfuhr, von einem frischen Litre-Baume herstammte.

Da das Holz dieses Baumes zum Brennen in Schmelzöfen ganz besonders bevorzugt wird, so wird er von den Holzfällern eifrig gesucht, aber die armen Leute haben leider viel auszustehen, ehe sie sich an das Gift gewöhnen. Manche Menschen lernen den nachtheiligen Einfluß des „Litre“ nie überwinden,



während andere gleich vom Anfange dagegen unempfindlich sind; der Reisende aber möge diesem Waune auf alle Fälle so viel als möglich fern bleiben.

Endlich und schließlich will ich den Reisenden noch darauf aufmerksam machen, daß die richtige Wahl des Dieners oder der Diener, die ihn begleiten sollen, für einen Fremden keine leichte Aufgabe ist, und daß es in dieser Beziehung weit rathsamer, sich auf einen achtbaren Bekannten als auf das eigene Urtheil zu verlassen.

Ich war in Chile und in jedem anderen von mir besuchten Theile Amerika's hinsichtlich meiner Dienerleute sehr glücklich. Während eines sechsjährigen Aufenthalts in Amerika habe ich nur einen einzigen Diener weggeschickt, und dieser einzige wollte schlechterdings nicht gehen. Nachdem er eine Woche lang hungernd und darhend vor der Thüre gelegen hatte, war ich völlig besiegt und setzte ihn wieder in sein früheres Amt als „Major omnibus“ ein. Ich erfuhr, daß sein Sohn, der in meinen Diensten geblieben war, seine Nation mit ihm getheilt hatte.

Die armen Menschen waren mir mit großer Anhänglichkeit zugethan, leider aber erhielt ich, bald nachdem ich meinen ersten Landungsplatz erreicht hatte, die Nachricht, daß beide vierzehn Tage nach meiner Abreise gestorben seien.

Der Sohn war, als er zu mir kam, so jung und klein, daß man ihn auf's Pferd heben mußte, aber er war trefflich dazu geeignet, dem Zuge voranzureiten und die „Madrina“ zu führen. Er hatte seine Kindheit in den ungeheuren Pampas jenseit Men-

doza verlegt und war fast ein vollständiger kleiner  
Wilder, als er zu mir kam. Sein Vater bat mich,  
ihn auf mein Besizthum bringen zu dürfen und sen-  
dete jemand über die Anden, um ihn holen zu lassen.  
Er selber konnte es nicht wagen, sich dorthin zu be-  
geben, denn er hatte, wie er sagte, mit den dortigen  
Behörden einen Streit gehabt, der, wie ich glaube,  
in einiger Verührung mit einem Pferdediebstahl stand.  
Nach seiner Behauptung hatte das ganze Vergehen  
in einem reinen Tausche bestanden; sein eigenes Pferd  
war erschöpft gewesen, er hatte daher ein anderes ge-  
nommen und dafür das seinige zurückgelassen. Auf  
meine Frage, welches das bessere Pferd gewesen sei,  
antwortete er: „Si nun, Patron, ein frisches Pferd  
ist jederzeit besser als ein erschöpftes“.

## **zwölfter Abschnitt.**

### **Republik Peru.**

Callao. Lima. Früchte. Nationalschuld. Chilenische Verrätherei.  
Esklaverei und Republikanismus. Stiergefechte. Santa Cruz.  
Charakter der Peruaner.

Es gibt für manche Menschen, und ich gestehe, zu diesen gehöre auch ich, keinen höheren und süßeren Genuß, als unter einem angenehmen Klima in einer guten behaglichen Yacht an einer schönen Küste dahin segeln zu können.

Eine sanfte See, ein angenehmer günstiger Wind, ein das Hinterdeck bedeckendes Zeltdach, das die Sonnenstrahlen, nicht aber den kühlenden Windhauch abhält, weiße reinliche Verdecke, ein anziehendes Buch, eine Skizzenmappe und für diejenigen, die es lieben, eine wohlriechende Cigarre dürften das Bild des erwähnten süßen Genusses vervollständigen.

Sollte irgend einer meiner Leser bei westlichem Winde und ruhiger See die Fahrt von Gibraltar nach Cape de Gata zurückgelegt haben, so kann er sich einen Begriff von einer Fahrt an der westlichen Küste von Amerika machen. Auf beiden Fahrten ist



die Aussicht auf der Landseite durch hohe schneebedeckte Gebirge begrenzt und obgleich die „Sierra Nevada“ in Spanien nicht im Entferntesten mit den Anden verglichen werden kann, so ist doch die Küste Spaniens selber durch die vielen kleinen Häfen und die zahlreichen malerischen lateinischen Segel, welche in der Nähe der Küste überall auf dem Meere schwimmen, weit interessanter als die Küste Amerika's.

Die westliche Küste von Amerika hat wenig Häfen und diese wenigen liegen weit von einander entfernt; Häuser oder selbst Hütten sind seltene Erscheinungen und Fischerdörfer kennt man nicht, da Niemand vorhanden ist, der die gefangenen Fische kaufen würde. Selbst ein Segel sieht man nur selten, da alle südwärts fahrende Fahrzeuge weit westwärts in See gehen. Mit Ausnahme einiger Tage, wo ein nördlicher Wind weht, herrscht an dieser Küste fast das ganze Jahr hindurch nur ein leiser Südwind, der mit sanftem ruhigen Wasser vereinigt ist. Die Cordilleren bieten auf dieser Fahrt einen großartigen Anblick dar, besonders wenn die Sonne über ihnen emporsteigt und die Gipfel mit goldenem, silbernem oder rosenrothem Glanze übergießt, oder wenn diese Gipfel des Abends, nachdem die Sonne den staunenden Zuschauern auf dem Verdecke bereits seit einigen Minuten entschwunden ist, noch immer im eigenthümlichsten prächtigsten Farbenschmucke prangen.

Solche Genüsse, vereinigt mit der nöthigen Bequemlichkeit, mit gutem Tisch und guter Gesellschaft machen eine Reise dieser Art zu einer wahrhaft ange-

nehmen Zachtsfahrt, die noch überdieß den Vorzug hat, daß sie mit einem gewissen Ziele vereinigt ist.

Niemand kann ein größerer Liebhaber solcher Zachtsfahrten sein als ich, aber sie müssen einen Zweck, ein Ziel haben, denn in See zu gehen, bloß um planlos und zwecklos herum zu segeln, ist mir von jeher unerträglich gewesen.

Callao ist, wie jedermann weiß, der Seehafen von Lima, der von dieser Stadt ungefähr sechs Meilen entfernt, aber für sich selber wieder eine große Stadt ist, in welcher es viele im Besitze fremder Kaufleute befindliche Magazine und Waarenlager gibt. Der Ankergrund ist gut und die Bai wird selten von Stürmen gestört. Als alter Soldat nahm ich die alte Beste Callao in Augenschein, die unter Rodils Befehl während des Unabhängigkeitskrieges eine zweijährige Belagerung aushielt. Ich hatte in Chile so viel von dieser Beste reden hören, daß ich wirklich begierig war, dieses peruanische Gibraltar kennen zu lernen. Das Innere war mir leider nicht zugänglich und ich mußte meine Betrachtung auf einen Theil der Außenseite beschränken, da eine Wache mich ziemlich bedenklich ermahnte, mich fern zu halten.

Das Ergebnis meiner Beobachtungen war die Ueberzeugung, daß ein sehr kleines aber in der Belagerungskunst geübtes Heer die Beste in einer Woche oder vielleicht in zwei Tagen statt in zwei Jahren genommen haben würde. Dieß war meine Ansicht von einer Bestung, auf welche Peru so stolz war.

Rodil verdiente jedoch für die Hartnäckigkeit, womit er sich vertheidigte, alle Anerkennung, denn er

hatte nicht nur gegen alle Bedrängnisse einer strengen Belagerung, sondern auch gegen Verrath und Ungehorsam innerhalb der Festung zu kämpfen und nur durch seine Entschiedenheit und Strenge, die er durch manches blutige Beispiel aufrecht erhalten mußte, gelang es ihm, seine Macht zu behaupten. Ein Anglo-Chilene, der einige Zeit im peruanischen Heere gedient hatte, theilte mir einige interessante Einzelheiten über die in der Festung vorgekommenen Verschwörungen mit und ich will eine dieser Erzählungen hier einschalten.

General Rodil hegte einen fast zur Gewißheit gewordenen Verdacht, daß einer seiner Adjutanten gegen ihn sich verschworen habe. Er rief ihn in sein Gemach, versiegelte einen Brief, den er eben geschrieben hatte und übergab ihn dem Offizier mit der Beisung, ihn dem Hauptmanne zu überbringen, der die Hauptwache befehligte. Der Adjutant verbeugte sich und ging davon; aber er hatte in der Miene und dem Benehmen des Generals etwas bemerkt, das ihm, vielleicht in Verbindung mit seinem Gewissenszustande, die größte Besorgniß einflößte. Es blieb ihm jedoch keine Zeit zur Ueberlegung übrig; er mußte einen schnellen Entschluß fassen und einen anderen Adjutanten begegnend, sprach er zu ihm: „Der General befiehlt Dir, diesen Brief dem Commandanten der Hauptwache zu überbringen.“ Er selber lief nach seiner Wohnung, raffte schnell alle Kostbarkeiten zusammen, die er in der Tasche fortbringen konnte, und eilte dann nach demjenigen Theile der Festungswälle, der am niedrigsten war. Kaum hier angelangt, hörte er



eine Musketenfalve, die, wie er wohl fühlte, ihm bestimmt gewesen war. Er schlüpfte in den Graben hinab und entkam glücklich in das feindliche Lager, obgleich zwei Wachen auf ihn feuerten. Wie der Hauptmann der Wache später erzählte, enthielt der ihm von dem Adjutanten überbrachte Brief nichts weiter, als die Worte: „Lassen Sie den Ueberbringer dieses Billets augenblicklich erschießen“. Er mußte diesem Befehle natürlich auf der Stelle Folge leisten und erst eine Stunde später ergab es sich, daß ein Falscher erschossen worden war.

Die Stadt Callao ist nicht ganz auf derselben Stelle erbaut, die sie vor ihrer gänzlichen Zerstörung durch das große Erdbeben im Jahre 1746 eingenommen hatte. Man hat sie etwas weiter vom Wasser entfernt, vielleicht um etwas sicherer vor jenen furchtbaren Wogen zu sein, die auch den geringen Theil der Stadt noch vollends zerstörten, welchen selbst das Erdbeben verschont hatte.

Es lebte in Callao, während ich dort verweilte, ein alter Mann, dessen Vater einer von den wenigen gewesen war, die den furchtbaren Wogen, welche über die zerstörte Stadt hereinbrachen, glücklich entronnen waren. Die erwähnten Wogen spülten, indem sie wieder zurückgingen, alles in's Meer hinab.

Callao war der erste Ort an der Küste, wo ich Leute fand, die am dreitägigen Fieber litten und ich staunte über die eigenthümliche Regelmäßigkeit der Anfälle. Ich fand jedoch schon nach sehr wenigen Monaten hinreichende Gelegenheit, an mir selber gründliche Beobachtungen anzustellen.

Callao liegt, wie ich bereits erwähnt habe, sechs Meilen von Lima und der ganze Weg bis zur Küste hinab hat eine sanfte Neigung, die jedoch von einer Locomotive mit einem Wagenzuge leicht überwunden werden würde. Nach dem lebendigen Verkehr zu urtheilen, der gegenwärtig auf dieser Straße herrscht, würde eine Eisenbahn guten Gewinn abwerfen.

Zwei Meilen vor Lima wird der Weg sehr angenehm, denn er ist auf beiden Seiten von schönen Gärten eingefasst. Ueber Lima selbst, seine alte Herrlichkeit und seine gegenwärtigen Vorzüge ist schon so unendlich viel gesagt und geschrieben worden, daß sich über die Stadt, so wie über das ganze Land eigentlich nur wenig noch sagen läßt, es müßten denn einige Bemerkungen über besondere Eigenthümlichkeiten sein, durch welche sich Peru von anderen angränzenden Ländern unterscheidet und deren von anderen Reisenden noch nicht gedacht worden ist.

Ein Franzose sagte mir eines Tages, der Zustand der Gefittung eines Volkes lasse sich nach einem untrüglichen Zeichen beurtheilen — und dieses Zeichen sei der Zustand der National-Kochkunst. Er sprach von Paris als der Hauptstadt der Welt. „Es fällt mir nicht ein, das Café de Paris, Besours oder die Trois Freres als Beispiele anzuführen“, sprach er, „denn Sie können in Clarendon, in der London-Tavern und an einigen anderen Orten eben so gut und in einigen Beziehungen vielleicht noch besser speisen, aber für einen mäßigen Preis können Sie in London keine gute Mahlzeit erhalten, während Sie sich in Paris für dasselbe Geld ganz gewiß eine solche ver-

schaffen können — und daher“, fügte der gutmüthige Franzose hinzu, „sehe ich mich, so sehr es Ihren Nationalstolz auch beleidigen mag, genöthigt, Paris als das Haupt und den Mittelpunkt der Civilisation zu bezeichnen“.

Sollte meines Freundes Theorie begründet sein, so wären die Peruaner den Chilenen und allen anderen Nationen an der westlichen Küste Amerika's jedenfalls eben so weit voraus, wie die Franzosen den Engländern.

Die Chilenen bedienen sich zum Kochen eines Gegenstandes, an welchen sich unser Gaumen nur mit Widerwillen und erst nach langer Zeit zu gewöhnen vermag; dieß ist abgeklärtes Rindsfett, das die Stelle des Schweinschmalzes oder der Butter vertritt. Es ist selten ganz rein abgeklärt und gibt jeder Speise, zu welcher es benutzt wird, einen ranzigen unangenehmen Geschmack.

In Peru bedient man sich dagegen des reinsten Schweinschmalzes und außerdem ist der Peruaner im Vergleich mit dem Chilenen wirklich ein guter Koch.

Das Fleisch ist in Peru nicht so gut wie in Chile; das Geflügel ist feiner und die Fische sind ebenfalls besser, oder sie schmecken wenigstens besser, weil sie besser gekocht werden. Gemüse sind im Ganzen weniger gut als in Chile und die Früchte sind mit Ausnahme der Melonen, der Drangen, Weintrauben, Feigen u. s. w. von den chilenischen Früchten ganz verschieden.

In Peru findet man die „Chirimoya“, die sogenannte Königin der Früchte, in der höchsten Voll-



kommenheit; ihr Inneres, das man mit einem Löffel ißt, hat den Geschmack des aromatischsten Cierrahmes. Eine andere sehr angenehme Frucht ist die Granadilla, die einem mit dem Inhalte der Stachelbeere gefüllten Sie gleicht. Die Ananas ist nicht so gut wie weiter nördlich in Guayaquil, dagegen findet man hier jede andere tropische Frucht in größter Vollkommenheit und es gleicht diese Erscheinung wirklich einem Wunder, wenn man bedenkt, daß es in diesem Lande seit Menschengedenken nie geregnet hat. Einer Ueberslieferung zufolge fiel der letzte stärkere Regen unmittelbar vor dem großen Erdbeben im Jahre 1746.

Aber Peru braucht keinen Regen. Die Geschicklichkeit der Indianer hat das ganze cultivirte Land mit kleinen Canälen oder „Aeequias“ durchzogen, welche das Wasser der Anden in unzähligen kleinen Bewässerungskanälen über die Felder verbreiten. Zu dieser mit so großer Sorgfalt angelegten Bewässerung kommt noch ein sehr starker Thau, der vielleicht nirgend in der Welt seines Gleichen hat und das Land in höchst fruchtbarer Feuchtigkeit erhält. Ich habe in Lima, wenn ich zeitig ausging, die Straßen häufig so schmutzig gefunden, als wenn es während des größeren Theiles der Nacht anhaltend geregnet hätte, und man wirft hier keinen Noth auf die Straßen, wie in Lissabon, wo man, bald nachdem es finster geworden ist, kaum noch gehen kann.

Ich stieg mit meinen Freunden in einem sehr freundlichen Gasthause ab, wo wir nicht nur ein vorzügliches Table d'hôte, an welchem der Herr und

die Frau vom Hause Theil nahmen, sondern auch alle möglichen Bequemlichkeiten fanden, welche in allen Beziehungen mit der größten Reinlichkeit verbunden waren.

Wir schlenderten am ersten Tage nur in den Straßen herum und bemerkten einen allgemeinen Stillstand der Geschäfte. Nur im Handel mit Gold- und Silberstickereien, der unter den Piazzas des großen Marktplazes betrieben wurde, schien etwas größere Thätigkeit zu herrschen.

Lima war damals von chilenischen Truppen besetzt, deren Offiziere diesen Stickern einige Beschäftigung gaben; die Ursache dieser Besetzung aber war ganz eigenthümlicher Natur und beweist aufs neue, wie weder ganze Völker noch einzelne Personen darauf bedacht sind, andere so zu behandeln wie sie selber behandelt sein wollen.

Chile schuldete England eine große Summe; es zahlte weder Kapital noch Zinsen und dennoch war es im höchsten Grade entrüstet, wenn auch nur im Geringsten an seiner Rechtschaffenheit gezeweifelt wurde.

Peru schuldete England ebenfalls eine nicht unbedeutende Summe und zahlte wie Chile weder Kapital noch Zinsen, als ihm aber Unredlichkeit und Wortbrüchigkeit vorgeworfen wurden, schien es darüber keineswegs sehr entrüstet zu sein und tröstete sich mit den Worten: „Es mag wohl wahr sein, daß ich schlecht bin, aber was kann es helfen, mir dieß zu sagen!“

In einer bösen Stunde war jedoch Peru auch Chile's Schuldner geworden, oder es wurde vielmehr aufgefordert, die Kosten einer Expedition zu bezahlen,

mit welcher man Peru vor vielen Jahren während des Unabhängigkeitskrieges unterstützt hatte.

Chile spielte bei dieser Gelegenheit die Rolle des schlechten Dieners in dem Gleichnisse; denn während ihm selber von Seiten Englands Nachsicht und Schonung erwiesen worden waren, packte es seinen Gefährten an der Gurgel und verlangte volle Zahlung. Die Chilenen rüsteten eine Flotte aus, bemannten sie mit den meuchlerischen Soldaten, die eben erst den armen Premierminister Don Diego Portalis ermordet hatten, fielen in Peru ein und begingen die abscheulichsten Ausschweifungen. Santa Cruz entging der Ermordung nur durch den Schutz einer Abtheilung englischer Marinesoldaten. Hierauf erpressten die Chilenen nicht nur ihre alte Schuld, sondern auch die Kosten; welche die Benutzung der meuchlerischen Truppen veranlaßt hatte; und dieß alles geschah fast zu derselben Zeit, wo Chile ein so gewaltiges Geschrei erhob, als sich das Gerücht verbreitete, England beabsichtige, seine Schuld gewaltsam einzutreiben.

Wenn England im gegenwärtigen Augenblicke auf Bezahlung seiner Forderungen dringen wollte, so würden fast von allen Nationen, die ihm schulden, die nöthigen Anstalten getroffen werden, und von keiner Seite schleuniger, als von den nordamerikanischen Staaten, die sich bis jetzt geweigert haben, ihre Schulden zu bezahlen. Ein Spanier sagte mir eines Tages: „Unsere Regierung ist so schlecht, daß wir nicht zahlen können, obgleich ich fest überzeugt bin, daß jeder Spanier gern seine Verbindlichkeiten erfüllen würde. Aber werfen Sie einen Blick auf diese nichtswürdigen



„Picaros“ der amerikanischen Staaten, die sich weigern, ihre Schulden zu bezahlen. Sie haben die Mittel, ihren Verbindlichkeiten nachzukommen, aber statt ihre Pflicht als ehrliche Männer zu thun, ziehen sie es vor, das Geld, das sie geborzt haben, zu stehlen. Hierzu kommt noch, um die Sache schlimmer zu machen“, fuhr der Spanier fort, „daß sie wirklich ihren ganzen Wohlstand einzig und allein dem Gelde verdanken, das sie in den Stand gesetzt hat, ihre Kanäle und Eisenbahnen zu bauen — und dieses Geld haben sie von Witwen und Waisen gestohlen, die diesen Schuften ihre ganze Habe anvertraut haben und nun dem Mangel und dem Glende preisgegeben sind“. \*)

Santa Cruz hatte kurz vorher, ehe die Chilenen in Peru einfielen und die Bai von Callao durch ein starkes Geschwader in Besitz nahmen, die wenigen kleinen zur peruanischen Seemacht gehörigen Fahrzeuge nach andern Theilen der Küste gesendet und nur einen einzigen schönen Schoner und einige Kanonierboote zurückbehalten. Die Chilenen trachteten nach dem Besitze dieses Schoners, aber die Art und Weise, durch welche sie sich denselben aneigneten, war so schimpflich und zu gleicher Zeit so charakteristisch für die verrätherische Handlungsweise der neuen Republiken,

---

\*) Ich habe hier nur die Ansicht eines Fremden hinsichtlich der ungeheuren Schuldsforderungen englischer Familien mitgetheilt, die durch Leute an den Bettelstab gekommen sind, welche vor Kurzem bei einer großen Versammlung in einem der südlichen Staaten die Erklärung abgaben, daß sie nicht zahlen würden, aus Furcht das Geld möchte in den Sackel der Königin Victoria fließen.

daß es wohl der Mühe werth ist, sie hier etwas näher zu beleuchten.

Jenes peruanische Kriegsschiff lag, wie wir bereits erwähnt haben, in der Bai von Callao, als eine chilenische Kriegsbrigg mit einer ziemlich starken Besatzung, deren größter Theil jedoch in den unteren Räumen verborgen war, mit einer Friedensflagge und Depesche erschien. Die Brigg legte neben dem peruanischen Schiffe vor Anker und nachdem die Depesche übergeben war, ging der chilenische Kapitain an Bord des peruanischen Schoners, um dem Befehlshaber seine Aufwartung zu machen und ihn zu Tische einzuladen. Nach der Mahlzeit begaben sie sich an's Land und besuchten mehre Birthshäuser. Nachdem der Abend schon weit vorgerückt war, schlug der chilenische Kapitain eine Partie Billard vor. Es waren bereits mehre Partien gespielt worden, als der Chilene erklärte, daß er auf einen Augenblick hinausgehen müßte, und das Spiel einem anderen im Zimmer befindlichen Herrn übergab.

Er lief hierauf eiligst nach dem Strande, wo sein Boot ihn erwartete, und ließ sich an Bord seines Schiffes bringen. Hierauf wurde dicht an das peruanische Fahrzeug angelegt; die chilenische Mannschaft enterte den Schoner und die arglosen Peruaner wurden ohne den geringsten Kampf gefangen genommen. Der verrätherische Kapitain ließ des Schoners Anker lichten und war mit dem geraubten Fahrzeuge bereits in See gegangen, ehe der peruanische Kapitain seine Partie beendigt hatte. Als dieser endlich an's Ufer kam, sah er bei dem hellen Mondschein sein



Fahrzeug von dem chilenischen Schiffe geführt, schon weit draußen auf dem Meere.

Ich kann mich nicht entsinnen, je von einer ähnlichen Vöberei gehört oder gelesen zu haben, und dennoch wurde mir die Sache von einem Manne, der bei dem schimpflichen Unternehmen persönlich betheiliget gewesen war, in einer Weise mitgetheilt, als wäre dieser Raub die glücklichste preiswürdigste Kriegsglist gewesen, die jemals ausgeführt worden sei. Ich konnte nicht umhin, dem Manne meine Freude darüber zu erkennen zu geben, daß in diesem Drama kein Engländer die Rolle des Verräthers gespielt hätte — und dennoch muß man bekennen, daß die Chilenen, wenn wirklich durch den Erfolg Verrath aufhört Verrath zu sein und mit Unterdrückung verbundene Verrätherei zur geschickten Diplomatie wird, in der That geschickte Diplomaten und Politiker waren, denn sie erlangten wirklich alles, was sie nur irgend gewünscht haben konnten.

Sie erreichten erstlich die Bezahlung ihrer Forderung, die durch alle Arten von Zinsen zu einer ungeheuren Summe angewachsen war; sie beschäftigten eine menschlerische Armee und bezahlten sie von expressestem peruanischen Gelde; sie begründeten eine Marine, die ebenfalls von Peru bezahlt wurde, und gelangten zu dem Zwecke, an welchem ihnen vorzugsweise gelegen gewesen war, das heißt nämlich, sie richteten Callao zu Grunde und führten dessen zunehmendes Gedeihen auf Valparaiso zurück.

Hätte ein englisches Geschwader auch nur mit einem kleinen Theilchen derselben Gewaltsamkeit und Rück-



sichtslosigkeit gegen Chile verfahren, deren Chile gegen Peru sich bediente, welches Geschrei der Entrüstung, welche furchtbaren Verurtheilungen an die Sympathien aller Nationen würden überall sich erhoben haben. Aber Republiken glauben gewöhnlich das Recht zu besitzen, mit der größten Kaltblütigkeit tyrannische Handlungen zu begehen, an welche andere Regierungen nicht denken würden.

Am zweiten Morgen nach meiner Ankunft öffnete ich beim Frühstück eine in Lima erscheinende Zeitung und wurde hierdurch unwillkürlich daran erinnert, daß ich mich in einem Lande der Sklaverei und des Republikanismus befand. Das Blatt enthielt mehre Bekanntmachungen der Polizeibehörden, die nach der gesetzlichen Stunde diesen oder jenen legitimationslosen Sklaven in der Straße ergriffen hatten und nun den Eigenthümer aufforderten, die Identität des Gefangenen zu beweisen und ihn zu befreien. Andere Ankündigungen meldeten die Flucht eines Sklaven, der genau beschrieben wurde, und wieder andere zeigten an, daß eine Sklavin als Köchin — oder als Waschfrau zu vermietthen sei, deren Verdienst oder Lohn immer ihrem Eigenthümer zufließt.

Ich danke dem Himmel, daß unser National-Wappenschild durch den unbeschränkten Besitz von Menschenfleisch und Menschenblut nicht mehr besleckt wird — obgleich ich durch unsere Emancipation persönlich sehr bedeutend verloren habe.

Aber die Sklaven und von diesen besonders die Hausklaven werden in Peru und hauptsächlich in den Städten mit großer Güte und mit einer Vertraulich-

keit behandelt, wie sie unseren Dienstleuten nie oder wenigstens nur selten zu Theil wird. Die Arbeit, die sie in Städten verrichten müssen, ist sehr leicht und sie scheinen hinreichende Zeit übrig zu haben, sich zu vergnügen. Auf den Zuckerpflanzungen tiefer im Lande ist ihre Arbeit allerdings wirklich hart und anstrengend und die Sklaven werden hier mit scharfer Peitsche zur Thätigkeit angehalten. Sie sind eben so schlimm daran wie ihre unglücklichen Schicksalsgefährten in Brasilien und auf Cuba — aber sie sollen, nach der Ansicht einer gewissen Klasse von Philanthropen in England, welchen es gelungen ist, all unsere westindischen Kolonien zu Grunde zu richten, einen weit feiner schmeckenden Zucker erzeugen, als durch die unsern englischen Pflanzern auferlegte freie (?) Arbeit hervorzubringen ist.

Ich unternahm später eine längere Reise in Begleitung eines Peruaners, der ungefähr fünfzig Meilen von Lima eine große Zuckerpflanzung besaß, die sich, wie ihr Auf sagte, im vortrefflichsten Zustande befand. Er sagte mir, daß zwar ohne seinen eignen Befehl oder ohne die Vollmacht seines Stellvertreters keiner seiner Sklaven gepeitscht werden dürfte, daß aber fast täglich grobe, nicht zu übersehende Vergehen vorkämen, welche eine Bestrafung der Sklaven nöthig machten. Wenn nicht immer die Peitsche über ihrem Kopf schwebte, sagte er, dann sei kaum eine tüchtige Arbeit von ihnen zu erwarten.

Für Diejenigen, die über die Aufhebung der Sklaverei in den englischen Kolonien so überaus erfreut sind oder sich wenigstens so stellen, gibt es nur

eine Antwort. Die Aufhebung hätte sollen allmäliger durchgeführt werden, wie es ursprünglich von allen Parteien beschlossen worden war; aber es wurde nicht Wort gehalten.

Man hatte sich das feierliche Versprechen gegeben, fremden durch Sklaven erbauten Zucker mit dem Producte englischer zur Benutzung freier Arbeiter genöthigter Colonisten nicht in Concurrenz treten zu lassen. Auch dieser Vertrag wurde ohne Scheu gebrochen.

Mich ergöhte vor Kurzem die Bemerkung eines wohlbekannten Amerikaners, den ich in einer Tischgesellschaft traf. „Wir werden und können nimmermehr glauben“, sprach er, „daß Ihre Regierung wirklich die ernstliche Absicht habe, den Sklavenhandel oder das Sklavenwesen überhaupt abzuschaffen. Wie könnten wir dieß glauben, wenn wir wissen, daß es in Englands Macht liegt, die Sklaverei zu unterdrücken; denn es brauchte nur im Parlament der Beschluß gefaßt zu werden, keinen durch Sklaven erbauten Zucker in England oder in die Colonien einführen zu lassen. Ein einfacher Beschluß dieser Art würde der Sklaverei oder wenigstens dem Sklavenhandel in wenigen Monaten ein Ende machen. Während Sie auf der einen Seite die durch Sklaven betriebene Zuckerkultur auf alle mögliche Weise fördern und unterstützen, verschwenden Sie alljährlich vier Millionen Dollars an der afrikanischen Küste, um zu beweisen, daß Sklaverei eine abscheuliche Sache sei“.

Es gab offenbar keine genügende Antwort auf diese Bemerkung.



Die oben erwähnte Zeitung enthielt auch die Ankündigung eines großartigen Stiergefechtes, das an demselben Nachmittage in dem großen Stier-Circus stattfinden sollte. Es würde mir jedoch nicht einfallen, bei einer so oft beschriebenen und so wohl bekannten Sache zu verweilen, wenn es dabei nicht etwas Neues zu berichten gäbe.

Wir begaben uns, nachdem wir gespeist hatten, nach dem Stier-Circus, der außerhalb der Stadt und auf der anderen Seite der Brücke liegt, wo die vornehme Welt von Lima ihre Abendspaziergänge macht.

Da ich vielen großen Stiergefechten in Spanien und anderen Ländern beigewohnt hatte, so war mir zunächst nur daran gelegen, die Verschiedenheit des Verfahrens kennen zu lernen. Wir hatten einen guten Platz gewonnen, der unmittelbar der Pforte gegenüber lag, aus welcher die Stiere in den Circus stürzten.

Es war für die Bequemlichkeit aller Stände, vornehmer und geringer, reicher und armer Leute gesorgt und sämtliche Plätze schienen besetzt zu sein, ehe der Kampf oder vielmehr die Schlächtereie begann.

Unter dem weiblichen Theile der Versammlung waren sehr viele Frauen vornehmen Standes, die sich aber nicht durch Pariser Tracht auszeichneten. Einige trugen die enge anschließende „Saya“ und Mantilla, unter welcher nur ein Auge sichtbar war (das jedoch oft genug eben so gefährlich werden konnte, wie nur irgend ein volles Paar); die Mehrzahl aber war in weitere Gewänder gekleidet, welchen jedoch ebenfalls die beliebte Mantilla beigefügt war. Es kamen während

des Schauspiels mehre Frauen in unsere Loge, aber man konnte eben so wenig errathen, welchem Stande sie angehörten, als wahrnehmen, ob sie hübsch waren oder nicht.

Das Alter ließ sich ungefähr an den Händen erkennen, das eine glänzende Auge aber brachte Einen in Verlegenheit.

Eine peruanische Arena ist nicht frei und eben wie eine spanische. Es befinden sich in der Mitte fünf starke Pfähle, die eine Art Kreuz bilden und deren Zwischenräume soweit mit starken Palissaden ausgefüllt sind, daß zwar ein Mann, nicht aber ein Stier hindurch kann.

Nun zu dem Stiergefechte selber.

Als die Trompeten ertönten, erschienen die Stierfechter zu Pferde und zu Fuß in Procession auf dem Kampfplatze und zogen, nachdem sie den Gouverneur begrüßt hatten, auf der Arena herum. Sie trugen nicht die schöne Majo-Tracht der Andalusier, sondern mehr das altspanische Costüm mit Federhüten à la **Henri quatre**. Einer von den Reitern zog jedoch die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich; es war ein sehr kleiner Zwerg mit auffallend zierlichen Beinchen und wir konnten uns nicht erklären, welchen Dienst er bei dem Kampfe zu verrichten hatte. Als jedoch der Zug endlich anhielt, hob einer der Fußkämpfer den Zwerg von seinem Pferde, das unter allen das größte war, und setzte ihn in ein auf dem Kampfplatze angebrachtes Loch, das wir bis jetzt nicht bemerkt hatten. Der Umfang dieses Loches war gerade groß genug, daß es den Zwerg aufnehmen konnte;

die Tiefe war etwas beträchtlicher und auf der einen Seite des Innern hing senkrecht eine kleine Leiter. Von dem Zwerge war nur noch der Kopf und der Hut zu sehen, auf welchem ein ungeheurer Busch von rothen und gelben Federn prangte.

Die ganze Schaar zerstreute sich hierauf und erwartete das Hervorstürzen des ersten Stieres, während sich die „Banderillos“ oder Fußkämpfer hinter die in der Mitte befindliche Verschanzung zurückzogen. Die Stiere waren eben so wenig mit den Stieren der spanischen Sierras zu vergleichen, wie französische Pudel mit englischen Bulldoggen; aber sie waren immer noch gefährlich genug und sehr wild, da sie in ihren Zwingern gereizt worden waren.

Die Trompeten ertönten auf's neue; es öffneten sich die Flügel einer großen Pforte, aus welcher in demselben Augenblicke ein rother Stier hervorstürzte. Er wurde nicht gequält, sondern augenblicklich getödtet. Der „Picador“ trug einen kurzen Speer — der anders beschaffen war als der spanische, denn dieser hat eigentlich nur einen scharfen Nagel an der Spitze, welcher kaum zwei Zoll tief eindringen kann — und stieß ihn dem Stiere unmittelbar hinter dem Rücken in den Leib; er hatte jedenfalls das Herz durchbohrt, denn das Thier sank todt zu Boden.

Dem nächsten Stiere war nicht der Tod beschieden; er sollte nur von den Fußkämpfern gereizt und in Wuth gebracht werden — was eben nicht sehr gefährlich war, weil sich die Leute jeden Augenblick hinter ihre Verschanzungen zurückziehen konnten. Etwas aber war bei diesem Schauspieler wirklich im höch-



sten Grade komisch. Der Stier befand sich, nachdem er hinreichend gereizt worden war, nahe bei dem mit seinem prächtigen Federbusche geschmückten Kopfe des Zwerges. Sein Erstaunen war höchst belustigend; er schnaufte, brüllte, scharrte den Boden auf und machte endlich einen wüthenden Angriff auf das aus dem Boden hervorstehende buntgeschmückte Haupt; aber dieses verschwand in demselben Augenblicke, wo der Stier sich in Bewegung setzte und kam nach einer Weile zum großen Erstaunen des wüthenden Thieres wieder zum Vorschein. Es erfolgte ein zweiter noch verzweifelterer Angriff und abermals verkroch sich der Zwerg unter dem lauten Gelächter aller Versammelten in seine Höhle. Der Stier kehrte mehrmals zurück, um seinen Angriff zu erneuern und sein Erstaunen war wirklich überaus komisch, als der Zwerg jedes Mal wieder in die Tiefe seines Versteckes versank. Nach diesen Spielereien trieb man den Stier wieder hinaus und dasselbe komische Schauspiel wurde hierauf während der folgenden blutigeren Stierkämpfe noch mehrmals wiederholt.

Es erschien jetzt zunächst ein Neger mit einem ungeheuer langen dicken Speer, an welchem eine Schlinge befestigt war. Ungefähr zwanzig Schritte von der Pforte, aus welcher die Stiere hervorstürzten und unserem Plage unmittelbar gegenüber, wurde ein großer viereckiger Holzblock auf den Boden gelegt.

Der Neger setzte das Ende des Speeres vor dem Holzblocke auf den Boden, stemmte sein Knie darauf, um den Spieß festzuhalten und gab der Spitze, indem er die Schlinge um seine Schultern warf, die

gehörige Richtung, so daß sie der Thüre unmittelbar gegenüberstand, denn der Stier sollte sich mit der ganzen Kraft seines eignen Ungestüms den Speer miten in die Stirne rennen.

Dies war ein Kunststück, durch welches der Neger sich schon häufig ausgezeichnet hatte; dießmal aber mißlang es ihm. Die Trompeten schmetterten, das Thor öffnete sich und der hervorbrechende Stier stürzte sich wüthend auf den Neger; aber der Speer verfehlte sein Ziel und der Neger wurde völlig betäubt und besinnungslos von dem Kampfsplatze hinweggetragen, nachdem die Fußkämpfer das wüthende Thier davon gejagt hatten.

Da dieser Stier auserwählt war, getödtet zu werden, so erlegte ihn der Matador mit großer Gewandtheit, aber nicht in der ritterlichen Weise, mit welcher ein altspanischer „Platero“ zu Werke gegangen sein würde.

Der letzte Kampf — zwischen einem der Kämpfer und einem Stiere — war die vollendetste Schau- stellung von Kaltblütigkeit und Gewandtheit, die ich je gesehen habe.

Es wurde ein großer schwarzer Stier herausgelassen, welchem, nachdem er mehrmals in dem Kreise herumgelaufen war und verschiedene Angriffe auf den Kopf des Zwerges gemacht hatte, ein riesenhafter kräftiger Neger entgegen trat, der nur einen kleinen rothen Mantel am linken Arme und in der rechten Hand ein ungefähr einen Fuß langes Messer trug.

Der wirklich außerordentliche Kampf nahm hierauf seinen Anfang. Der Stier stürzte sich auf den

Neger, worauf dieser auf die Seite sprang, das Thier unter seinem mit dem rothen Mantel umschlungenen Arme hinweglaufen ließ und ihm dabei das Messer in den Hals stieß; der Stier drehte sich um, unternahm einen zweiten Angriff und wurde auf dieselbe Weise empfangen und mit einer zweiten tiefen Wunde abgefertigt. Es erfolgte Angriff auf Angriff von Seiten des Stieres, aber es wurde ihnen von dem Neger stets mit derselben Kaltblütigkeit und Geschicklichkeit begegnet. Die Absicht des Negers war, mit seinem Messer das Mark des Genicks zu treffen, aber dieß ist, so lange sich der Stier in Bewegung befindet, ein Ding der Unmöglichkeit oder, wenn es gelingt, ein reiner Zufall.

Der Kampf zwischen diesen zwei schwarzen Streitern dauerte fast eine Viertelstunde und der Neger war mehrmals in nicht geringer Gefahr; endlich aber war der Stier hinreichend eingeschüchtert und nun wurde der Neger der angreifende Theil. Er schlich sich vorsichtig an den Kopf des Thieres und stieß sein Messer in das Mark des Genicks. Der Stier war todt ehe er zu Boden sank.

Als wir heimkehrten, fanden wir auf der Brücke zahlreiche Gruppen von Herren und Damen, die hier herumwandernd an dem kühlen Abendwinde sich erquickten. Wir bemerkten, daß keiner von den chilenischen Offizieren mit achtbaren und angesehenen Peruanern Umgang hatte. Es herrschte eine allgemeine Theilnahme für Santa Cruz und ein allgemeines Gefühl des Abscheues gegen die Eindringlinge, die nicht allein die seit langer Zeit herrschende Ruhe gestört,



sondern auch den Handel zu Grunde gerichtet und ihre raubgierigen Hände in die peruanischen Taschen gesteckt hatten — eine Sünde, die selbst von den Nachsichtigsten und Friedfertigesten schwer verziehen wird.

Da ich die Absicht hatte, Santa Cruz in seiner Verbannung einen Besuch abzustatten, so wurde ich in Lima von mehreren Herren aufgefordert, ihm ihre achtungsvollsten Empfehlungen zu machen und ihm zu sagen, daß sie gern geschrieben hätten, wenn dieß nicht für sie und auch für mich, wie sie hinzuzusehen beliebten, allzu gefährlich gewesen wäre. Als ich aber am Tage vor meiner Abreise aus Peru bei dem englischen General-Consul und Geschäfts-Träger zu Mittag speiste, wurde mir außer einigen bereits in der Brigantine befindlichen Briefen noch ein anderes Schreiben an Santa Cruz anvertraut.

Santa Cruz war den Engländern sehr gewogen und hatte ihnen während der Zeit seiner Macht sehr große Aufmerksamkeit bewiesen. Er sprach stets mit großer Dankbarkeit von seiner Rettung durch einige englische Marinesoldaten. Von einer großen Anzahl Lanzenreiter verfolgt, hatte er sich nach einem südlich von Peru gelegenen Seehafen — ich glaube nach Arica — geflüchtet und hier kam eine von einer Fregatte an's Land gesetzte Abtheilung britischer Marinesoldaten gerade noch zur rechten Zeit, um sich zum Empfang dieser wilden Lanzenreiter aufzustellen. Santa Cruz in ihre Mitte nehmend, zogen sich die Seesoldaten in guter Ordnung durch die Straßen nach dem Ufer zurück und brachten den Präsidenten glücklich in Sicherheit. Wäre dieser Veistand auch nur zwei Minuten

später gekommen, dann hätte der arme Santa Cruz jedenfalls einen grausamen Tod gefunden. Er wurde nach Guayaquil, ungefähr neun hundert Meilen nördlich von Arica, gebracht, wo man ihn gastfreundlich aufnahm.

Jeder, der Peru verläßt, sollte eine „Saya“ und Mantilla für seine Schwester, seine Gattin, seine Geliebte oder seine Zukünftige mitnehmen, denn jeder Mann muß doch wenigstens ein Wesen dieser Art besitzen. Die Mantilla ist ein sehr geeignetes Kleidungsstück für einen Maskenball und hat den Vorzug, daß sie die Trägerin eben so unkenntlich macht, als trüge diese eine Maske.

Jeder Heimkehrende hat gewiß auch einen guten Vater, einen Oheim oder einen gutmüthigen Pathen, der nach Tische gern einen starken Kaffee trinkt; es ist ihm daher zu rathen, auch einige Flaschen von jenem ausgezeichneten Liqueur „Italia“ von Pisco mitzunehmen.

Dieser „Italia“ wird aus sehr vorzüglichen aus Italien eingeführten und in ihrer neuen Heimat sehr veredelten Trauben bereitet; daher sein Name. Die Rosinen, die man in Pisco erbaut, sind ebenfalls von vortrefflicher Art, aber ich glaube kaum, daß sie selbst bei der größten Sorgfalt die Reise aushalten würden.

Ich denke, dieß werden die einzigen Geschenke sein, die jemand aus Peru heimbringen kann, er müßte denn sein Auge auf goldene Ketten geworfen haben, von welchen allerdings manche ganz ausgezeichnet gearbeitet sind. Derjenige aber, der noch genü-

genden Raum in seinem Fahrzeug hat, mag sich noch mit einigen Säcken von dem kleinbohnigen Younghai-Kaffee versehen, der, wie ich bereits früher erwähnt habe, dem feinsten Moccoa gleichkommt.

Es würde nicht schwer sein, von Peru — seinen Thieren, seinen Lamas, seinen Vicunas und Guanacos — noch mehr zu erzählen; aber der Weg ist alt und abgetreten und da ich in diesem Lande weder über eigene Diener, noch über eigene Pferde zu gebieten hatte, so war es mir nicht vergönnt, neuen unbetretenen Boden aufzusuchen, obgleich ich fest überzeugt bin, daß es in Peru noch viel zu thun gibt, wenn sich jemand, wie ich es zwei Jahre lang in Central-Amerika gethan habe, die Mühe nehmen wollte, das Wesen und die Gewohnheiten der wilden Thiere, der Vögel, Insekten und Reptilien, die fast Herren dieses Landes sind, aufmerksam zu beobachten.

Nachdem wir uns bei Tische versammelt und von unseren Erlebnissen, Erfahrungen und Abenteuern während der letzten drei Wochen Bericht abgestattet hatten, beschloßen wir einmüthig, den nächsten Tag wieder in See zu gehen. Wir ließen einen reichlichen Vorrath von peruanischen Leckerbissen an Bord bringen und schifften uns dann ein, um von dem harmlosen trägen und — wie ich hinzufügen muß — üppigen Volke Abschied zu nehmen.

Man kann von den Peruanern als Nation ziemlich dasselbe sagen, was man fast täglich von einem gutmüthigen lässigen und sorglosen Manne sagen hört — „er hat keinen Feind als sich selber“. Das chilenische Volk ist fortwährend ein scharfer beträchtlicher



Dorn in Peru's Fleische gewesen. Chile weiß recht wohl, daß Valparaiso bei einem Dampfbootverkehr längs der Küste, der mit dem europäischen Dampfschiffverkehr über Chagres und Panama in Verbindung treten könnte, seine Bedeutung augenblicklich verlieren würde; denn während es gegenwärtig für die Schiffe, welche jetzt das Kap Hoorn umsegeln müssen, der Hauptstapelplatz an der westlichen Küste Amerika's ist und wahrscheinlich auch noch einige Zeit bleiben wird, so wird es, wenn endlich die große Kanalverbindung über Nicaragua zu Stande kommt, zu einem bloßen Waarenlager für das Volk selber, sowie für einen Theil der Pampa-Indianer, für Mendoza und einige andere größere Städte herabsinken.

Wenn der Peruaner nach seiner Bequemlichkeit leben, seinem Spiele obliegen und, so lange er jung ist, seinen Liebesangelegenheiten folgen kann — denn er stumpft sich bald ab und findet am Ende nur noch im Spiele einen Reiz — dann kümmert er sich gewöhnlich wenig oder gar nicht um Regierungsangelegenheiten und Revolutionen, so bald nicht seinbeutel davon berührt wird.

Ich konnte mich eines gewissen stolzen Gefühles nicht enthalten, als ich mir sagen mußte, daß Engländer eine so grobe Tyrannei, wie sie dem Peruaner in der Gestalt einer republikanischen Regierung auferlegt ist, nicht einen Monat lang ertragen würden.

Lima, Callao und die benachbarten Städte könnten jedenfalls zehntausend Menschen stellen, die ernstlich die Ordnung wollen, und von diesen zehntausend könnte sich mindestens die Hälfte mit guten Büchsen

bewaffnen — dennoch sind die meisten Revolutionen von zwei bis dreitausend schlecht bewaffneten Leuten unternommen worden.

Man muß das schöne Land lieben und möchte fragen, warum nicht all' seine schönen Frauen den männlichen Theil ihrer Landsleute verachten. Viele thun es allerdings.

Wenn die jungen Männer von Lima sich gutbewaffnet zusammenschaarten, dann könnten sie selbstständig ihren Präsidenten wählen, allen zukünftigen Revolutionen Trost bieten und sich mit noch größerer Sicherheit ihres behaglichen trägen Daseins erfreuen.

In physischer Hinsicht ist der Peruaner dem Chilenen weit untergeordnet; er erreicht ihn weder an Körperbeschaffenheit noch an Thatkraft, was wahrscheinlich dem entnervenden Einflusse des Klima's zuzuschreiben ist.

Aber unsere schöne Brigantine hat eben eine Kanone abgeseuert; sie ist segelfertig und somit:  
Adios, mein schönes Peru!

## Dreizehnter Abschnitt.

Kap Blanco. Eigenthümliche Fahrzeuge. Delphin-Fischerei. Ein Haifisch. Guanaquil. Der Alligator. Santa Cruz. Ein altes Wrack. Erlegung einer Schlange. Des Padre's Erzählung.

Wir befinden uns wieder, von einer ruhigen See und einem guten erfrischenden Winde begünstigt, auf der Fahrt längs einer malerischen Küste.

Ich will meinen Leser, wenn er mich überhaupt bis hierher begleitet hat, noch eine Strecke weiter führen, um mit ihm im letzten Abschnitte die wichtige Frage hinsichtlich jener Durchschneidung des Festlandes zu besprechen, welche den atlantischen mit dem stillen Ocean verbinden soll.

Der kühlste und angenehmste Platz am Bord eines Schoners oder einer Brigantine — vorausgesetzt, daß ein günstiger Wind weht, daß ein Segel gegen die Sonne schützt, und daß man selber auf einige Stunden allein zu sein wünscht — ist auf dem Bugspriet, auf dem Ziele des Klüverbaumes.

Unser würdiger Kapitain und ich selber hatten diesen Platz zu unserem Hauptquartiere auserwählt, um bewundernd zu beobachten, mit welcher Geräuschlosigkeit unser Fahrzeug vermöge seines Baues das Wasser durchschneitt.



Auf der Steuerbordseite, ungefähr zwei bis drei Meilen entfernt, lag Kap Blanco; ich saß auf dem Diele des Klüverbaumes, mit einem guten Fernrohre auf der einen und einem Skizzenbuche auf der anderen Seite, und war damit beschäftigt gewesen, buntfarbige Ansichten von der Küste zu entwerfen, da ich das Land nun einmal nicht „anthon“ konnte.

Der frische Windhauch war so günstig, als er es nur immer sein konnte, und trieb uns bei einer fast ruhigen See so rüstig vorwärts, daß wir in einer Stunde mehr als zehn Knöpfe liefen.

Unser würdiger Kapitain kam zu mir auf das Bugspriet: „Wir laufen hier zehn und ein halb — mit dem Winde im Rücken — das Marssegel leicht geschwellt. Ah“ — fuhr er fort — „ich sehe, was Sie mit Ihrem Fernrohre beobachtet haben; aber ich glaube, Sie werden aus diesem seltsamen Segel sobald nicht klug werden.“

„Wahrhaftig,“ sprach ich, „ich habe in verschiedenen Theilen der Welt Raasegler, Felucken, lateinische Segel und viele andere Fahrzeuge gesehen — aber noch nie ist mir ein Segel oder ein Rumpf dieser Art vorgekommen.“

„Ei nun, das ist nichts mehr als ein Floß von Volsa-Holz aus dem Flusse Guayaquil. Als ich diese Küste zum ersten Male berührte, war ich ebenso überrascht, wie Sie in diesem Augenblicke.“

„Aber ich bitte Sie,“ rief ich, „betrachten Sie das Segel — es ist ganz durchlöchert und zerrissen und scheint dennoch zu stehen wie ein Bret.“

„Ah,“ antwortete der Kapitain, „es ist ein Glück für das Fahrzeug, daß es nicht allen Wind auffangen kann; aber man kann kaum flacher gespannte Segel sehen, als diese Lumpen. Sehen Sie, das Fahrzeug hat eben den steifen Wind vom Cap Blanco aufgefangen; es ist nach Payta oder einem anderen kleineren Hafen bestimmt.“

„Aber Welch ein eigenthümlicher Rumpf,“ sprach ich; „das Wasser fließt ungehindert darüber hinweg.“

„Ei ja,“ gab der Kapitain zur Antwort, „ich habe allerdings zierlichere Barken von Baltimore auslaufen sehen; aber der Rumpf, den Sie so aufmerksam beobachten, ist ein bloßes Floß — das ist die Sache. Es ist aus Volsa-Holz gebaut und ich schnitze die Streichriemen zu meinen Rasirmessern aus demselben Material. Steward, geht und holt mir meinen hölzernen Streichriemen.“

Der Steward brachte den Streichriemen; er sah aus wie das Mark eines Strauches, aber das Holz wächst ziemlich groß. „Nun sehen Sie,“ hob mein Freund wieder an, „man bindet diese Stämme der Länge nach zusammen, nimmt den längsten als Schnabel in die Mitte und die kürzesten als Backen auf die Seite. Hierauf wird das Holz so lange kreuzweise über einander gelegt, bis die Mitte so hoch ist, daß man die Lebensmittel trocken und das Wasser frisch erhalten kann; aber der Steuermann hinten am Floße sitzt buchstäblich bis an die Kniee im Wasser. In der Mitte pflanzt man als Mast eine Stange zum Aufhissen jenes Segels auf und steckt, um den Kielraum zu ersetzen, einige Bretter gerade hinunter,

damit das Fahrzeug seinen Wind behaupten kann, und da auf der Fahrt südwärts von Guayaquil der Wind immer widrig ist, so haben die Schiffer dieser Fahrzeuge tüchtig gegen den Wind zu steuern. Sobald sie dann nach Guayaquil zurückkehren, werden diese Flöße abgetakelt und an's Land gezogen, damit sie trocknen können, denn das Holz ist so porös, daß es in wenigen Wochen durch Einsaugung des Wassers seine Schwimmkraft verliert. — Nun sind wir um Cap Blanco herum," fuhr der Kapitain fort, „und der Wind hat mir denselben abscheulichen Poffen gespielt, den er mir hier auf derselben Stelle schon oft gespielt hat — indem er mich flink um die Landspitze führte, dann aber plötzlich mich verließ, als wollte er sich in der Bai schlechterdings nicht blicken lassen. Sehen Sie den steifen Wind, der dreihundert Ellen hinter uns das Wasser kräuselt, während wir kaum um einen Knopf von der Stelle kommen. Aber es bleibt uns noch ein Trost; wir sind an einer Stelle, die sich ganz vorzüglich zum Fischen eignet; wir können uns daher ein Vergnügen machen und den Leuten ein frisches Gericht verschaffen. Sind Sie ein Freund von Chowder?"

„Was ist das?"

„Nichts weiter als eine vortreffliche Suppe von Delfinköpfen. Laßt alle Arbeit liegen, ihr Leute — geht ans Fischen. Steward, bring mir meine Fischgeräthschaften und ein gutes Stück Schweinschwarte.“

Da ich selber ein sehr geübter Fischer in süßem wie in salzigem Wasser war, so schnitzte ich aus der



Schwarte schnell die Gestalt eines fliegenden Fisches, warf diesen Köder über Bord und kaum waren zwanzig Faden meiner Schnur ausgelaufen, als sich bereits ein Delfhin eingebissen hatte. Die Schnelligkeit, womit die Schnur hinweggezogen wurde, ließ uns erkennen, daß wir einen Fang von bedeutender Größe gemacht hatten, denn wir hatten kaum Zeit, an das an Bord befindliche Ende der ausgeworfenen Schnur eine neue zu binden. Ich zog den Delfhin allmählig immer näher an das Schiff heran, bis er sich endlich, nachdem er einige verzweifelte Befreiungsversuche gemacht hatte, dicht unter dem Heck befand, worauf er glücklich an Bord gebracht wurde.

Auf diese Weise fingen wir vom Hintertheile des Schiffes aus drei bis vier Delfhine, und die Matrosen auf dem Klüver und Klüverbanne warfen ebenfalls mit Erfolg ihre Angelschnuren aus.

Es ist häufig behauptet worden, daß die Schönheit der wechselnden Farben eines Delfhins bedeutend übertrieben worden sei; aber unter günstigen Umständen, zum Beispiel bei hellem glänzenden Sonnenschein ist das Farbenspiel wirklich sehr überraschend. Ich habe die Gewohnheit, jedem Fische, den ich fange, ein spitziges Messer in den Rücken zu stoßen, wodurch seinen Schmerzen schnell ein Ende gemacht wird, mir ist aber dabei häufig Gelegenheit geworden, die schönen metallisch glänzenden Farben des Delfhins zu bewundern, die sich in der That auffallend genug verändern. Die Veränderung der Farbe muß, wie ich glaube, dieselbe Ursache haben, die, wie ich häufig gesehen habe, eine apfelgrüne Peitschschlange nach dem

Tode in eine himmelblaue verwandelt; eine noch bessere Erläuterung bietet die Indigo-Manufactur, wenn ein Klumpen grünen Schlammes, welcher der Luft ausgesetzt wird, durch Einsaugung des in der Atmosphäre befindlichen Sauerstoffs, in ein wunderschönes Blau übergeht. Ich glaube, daß die Thiere, welche ihre Farbe bald nach dem Tode oder während des Sterbens verändern, in ihrer Lebenszeit die Macht besitzen, dieser Einsaugung zu widerstehen, sterbend oder im Tode aber diese Macht verlieren.

Der erste Delphin, den ich an diesem Tage angelte, war der größte, den ich je in irgend einem Seewasser gefangen habe; alle übrigen waren ebenfalls von ansehnlicher Größe. Die Matrosen bereiteten ihre Fische mit Hilfe einiger Winke von Seiten des Kochs nach allen möglichen Arten, und vergaßen auch die Suppe von Delphinentköpfen nicht.

Unser Koch war ein Künstler erster Klasse, der, was bei allen Köchen der Fall sein sollte, auf seinen Beruf stolz war und zuweilen mit einem neuen Gerichte vielfache Versuche machte, ehe er es wagte, es seinem Herrn vorzusetzen.

Die Suppe von Delphinentköpfen, die er „Chowder“ nannte, war vortrefflich und schmeckte fast wie Schildkrötensuppe von frischgefangenen Schildkröten. Da diese Suppe nur von den Köpfen bereitet wird, so sind die darin befindlichen Stückchen von dem Fleische des Fisches nicht zähe und trocken, wie der übrige Körper. Ein Theil des Fisches wurde in dünne Scheiben zerschnitten und geröstet, aber das Fleisch war hart und trocken. Unser Koch, der wirklich ein

erfinderischer Kopf war, sagte mir, er hätte alles mögliche versucht, das Fleisch des Delphins genießbar zu machen; aber dieß sei nur auf eine Weise zu erreichen, wenn man es nämlich mit Kartoffeln zusammen in einen Brei zermahme und dieses Gemisch dann backe.

Ich befand mich einst auf einem Schiffe, das in der Windstille ungefähr vier Grad nördlich von der Linie wie ein Klotz auf dem Adriatischen Ocean lag und angelte an frühem Morgen einen jungen Haifisch, der kaum drei Fuß lang war. Da ich glaubte, er sei eßbar, so ließ ich einige dünne Schnitte zum Frühstück braten; aber ich hatte mit dem ersten Bissen vollauf genug, und mußte einen tüchtigen Schluck Rum zu mir nehmen, ehe ich den abscheulich öligen und ranzigen Geschmack wieder vertreiben konnte. Die Matrosen waren dagegen nicht so ekel, denn sie ließen von dem ganzen Fische nur die sauber abgenagten Gräten übrig.

Eine Abschweifung führt zur anderen und obgleich ich sobald als möglich zu meinem letzten Abschnitt zu gelangen wünsche, der für die Handelswelt und für Politiker interessanter sein wird, da er von der beabsichtigten großartigen Wasserverbindung zwischen dem Atlantischen und Stillen Meere handelt, so werden doch so manchem von meinen Lesern einige Mittheilungen aus dem Bereiche der Naturgeschichte ebenfalls willkommen sein und es gibt vielleicht wenige Menschen, welche die Gewohnheiten wilder Thiere, der Vögel, Fische und Reptilien aufmerkamer beobachtet haben, als ich.



Es ist das zähe Leben des Haifisches, auf welches ich jetzt Bezug nehme.

Wer oft und lange zur See gewesen ist, weiß, daß die Angelleine für einen Haifisch von ganz anderer Art ist, als die Angelleine für einen Delfhin; erstere besteht gewöhnlich in einer eisernen Kette, während letztere mit einem weichen lockeren Stoffe umwickelt wird. Der Delfhin würde eine feste nicht umkleidete Leine augenblicklich zerbeißen und ich habe stets gefunden, daß Baumwolle für den am Haken befindlichen Theil der Leine die beste Umhüllung ist.

Ich angelte einst an der Westküste von Afrika an einem ruhigen Tage nach Delfhinen und hatte zwei auf die erwähnte Weise umwickelte Leinen über das Hintertheil des Schiffes in's Meer geworfen. Die Leinen waren um ein Rad gewunden, das ich am Bord angebracht hatte und das mit einer Art Klapper versehen war, durch welche jede Bewegung der Spindel verrathen wurde.

Wir kamen eben vom Tische auf das Verdeck, als die Rolle sich langsam zu bewegen begann und die Klapper das nöthige Geräusch machte. Ich war fest überzeugt, daß es kein Delfhin war, der die Angelschnure in Bewegung setzte, obgleich die Matrosen anderer Meinung waren; denn ein Delfhin macht seinen ersten Anlauf mit dem Ungeflüme einer starken Forelle. Es spielte, wie ich errieth, ein Haifisch an der Angelschnure und indem ich die Leine schnell und kräftig anzog, wurde das Ungeheuer, wie sich später ergab, gerade an der Nase festgehalten. Hätte es Köder und Haken in seinem Mache gehabt, so würde

es die Leine mit ihrer Umhüllung augenblicklich zer-  
 bissen haben, während es sich jetzt, nachdem der Haken  
 an einer so empfindlichen Stelle eingedrungen war, so  
 lenksam und gefügig zeigte, daß es von einem Kinde  
 hätte geführt werden können. Wir waren alle nicht  
 wenig erstaunt, als wir sahen, wie geduldig sich die-  
 ser Haifisch, der größte, den die Matrosen je gesehen  
 hatten, an einer für Delphine bestimmten Angelleine  
 bis dicht an die Seite des Schiffes ziehen ließ. Nach-  
 dem er unter den Hauptketten angekommen und ich  
 bemerkt hatte, daß er an der Nase festgehaft war,  
 eilte ich in meine Kajüte hinab und holte meine Dop-  
 pelflinte, die das Kaliber einer Muskete hatte, und  
 eine Anzahl Angel-Patronen, die für diese Flinte ge-  
 fertigt waren, so wie eine schöne Doppelbüchse von  
 demselben Kaliber.

Ein kräftiger Matrose übernahm die aufgewickelte  
 Angelleine und erhielt die Weisung, bei irgend einer  
 heftigen, hastigen Bewegung des Fisches die Leine so  
 weit als möglich schießen zu lassen. Ich selber ging  
 unter die Hauptketten und da die Brigg schwer be-  
 laden war, so konnte ich kaum drei Fuß weit von  
 dem Rücken des Ungeheuers entfernt sein und ein  
 Ungeheuer war es in der That; ich bedauerte sehr,  
 daß es mir nicht möglich war, es genau zu messen,  
 denn ich hatte einen Haifisch von solcher Größe noch  
 nie gesehen. Die Matrosen standen auf den Boll-  
 werken und den unteren Segelspiereen und der Hai-  
 fisch machte mehrmals den Versuch, über sie herzufallen.

Es ist ein Irthum, wenn man von dem Hai-  
 fische erzählt, daß er sich, wenn er seine Beute ergrei-

fen wolle, auf den Rücken lege; er thut dieß nicht, sondern wendet sich nur auf die eine Seite; da er aber bei dieser Gelegenheit einen Theil seines weißen Bauches zeigt, so mögen hierdurch manche Beobachter zu der Meinung veranlaßt worden sein, daß er sich, indem er nach einer Beute hascht, wirklich auf den Rücken wende. Ich habe die Eigenthümlichkeiten dieses Thieres aufmerksam beobachtet und kann dieser Meinung entschieden widersprechen. Da die untere Kinnlade des Haifisches weit kleiner ist als die obere, so muß er sich allerdings etwas auf die Seite wenden, um von dem furchtbaren Gebiße Gebrauch zu machen, womit die Natur ihn ausgestattet hat.

Nachdem ich dem Manne, der die aufgerollte Leine übernommen hatte, die Weisung gegeben, sie in dem Augenblicke, wo ich schießen würde, so weit als möglich fahren zu lassen, feuerte ich fast gleichzeitig beide Läufe auf das Genick des Thieres ab. Es schlüpfte schnell davon; aber man ließ ihm hinreichende Leine und in wenigen Minuten lag es wieder unter dem Steuerbord. Beim zweiten Male schoß ich auf den Kopf und er war nicht weiter als drei Ellen von mir entfernt; ich drückte an beiden Stechern zugleich und der Schädel des Ungeheuers wurde von zwei Kugeln durchbohrt. Ich wiederholte dieß, bis ich dem Thiere im Ganzen vierzehn Kugeln in Kopf und Genick geschossen hatte, und obgleich das Wasser von seinem Blute gefärbt war, so war doch noch immer kein wesentlicher Unterschied in der Kraft des Thieres wahrzunehmen.

Der letzte Schuß war ein sehr ungeschickter.



Der Fisch lag so dicht unter den Hauptkletten, daß ich mich überbeugen mußte, um auf ihn zielen zu können und da die Brigg in demselben Augenblicke von einer starken Welle ergriffen wurde, so stürzte ich, ehe ich mich noch an dem Haupttakelwerke festhalten konnte, kopfüber hinunter und fiel an derselben Stelle in's Meer, von welcher der Haifisch sich eben hinweggeschwungen hatte. Ich gerieth ziemlich tief unter das Wasser, war aber mit meiner guten Doppelflinte bald wieder an dem Schiffe emporgeklettert. Mir war in der Gesellschaft meines Badegefährten, wie ich offen gestehe, nicht ganz wohl zu Muth, aber ich kam glücklich davon.

Die Flinte war naß und unbrauchbar geworden und da auch die Schösser der Büchse durch die Berührung meiner Hände befeuchtet waren, so wurde alles weitere Schloßen aufgegeben. Der Haifisch lag jedoch bald wieder dicht an der Seite des Schiffes. Es wurde hierauf durch eine Rolle an der Fockrahe ein Seil gezogen und dem Ungeheuer eine Schlinge über den Kopf geworfen, aber sie schlüpfte ab und schloß sich erst dicht an den ungeheuren Schwanzfloßfedern. Alle Hände waren jetzt in Thätigkeit, das Thier an Bord zu ziehen und der Schwanz schwebte bereits über dem Wasser; aber kaum fühlte sich das Ungeheuer einen Fuß hoch aus seinem Elemente emporgezogen, als es mit furchtbarer Anstrengung sich zu befreien suchte. Das an seinem Schwanz befestigte ganz neue zwei Zoll dicke Seil zerriß und der Haifisch gewann mit einer Schlinge am Schwanz, einem Haken in seiner Nase und vierzehn Muskelen-

kugeln in seinem Kopfe und seinem Genicke die Freiheit. Es läßt sich nicht vermuthen, daß das Thier sich wieder erholt habe; aber ich hätte es gern genau gemessen, denn es war der größte Haifisch, den ich je gesehen hatte. Der Haifisch ist für alle Seeleute ein verhaßter Gegenstand und auch ich habe aus persönlichen Gründen, zu deren näherer Erläuterung hier kein Raum ist, eine starke Abneigung gegen ihn.

Nach Tische nahm ich gewöhnlich mit dem Kapitan, wenn wir vor dem Winde segelten, meinen Platz auf dem Diele des Klüverbaumes, wo wir unter dem Lee des Focksegels behaglich unsere Cigarre rauchten. Der Kapitan erzählte mir hierbei manches wilde Abenteuer aus seiner Jugendzeit, wo er während des letzten Krieges am Bord eines amerikanischen Kaperschiffes gewesen war. Auch an diesem Nachmittage kam er wie gewöhnlich, mir Gesellschaft zu leisten, denn es herrschte Todtenstille und die Matrosen hatten ihren Fischfang eingestellt und waren jetzt zum Theil damit beschäftigt, die Fische einzufalzen.

„Nun,“ sprach der Kapitan, „seit wie lange haben Sie keine Aустern gekostet?“ — „Seit vier Jahren,“ lautete die Antwort. — „Wohl an, so schlage ich vor, heute Abend Aустern zu speisen.“ — „Dieser Vorschlag ist recht schön,“ erwiderte ich, „aber wo wollen wir sie hernehmen?“ — „Sehen Sie ihr Fernrohr an; fassen Sie jene hervorstehende Landspitze in's Auge, die wie ein auf dem Rücken liegender todter Mann aussieht; nicht weit davon in östlicher Richtung gibt es eine Bai mit einer vortrefflichen Aустernbank; es sind nicht Ihre ranzigen groben Verlaustern,

die man dort findet, sondern kleine einheimische Austern, deren Schale etwas rauher ist als die der englischen. Der bloße Gedanke daran macht mir den Mund wässerig. Darum beten Sie und pfeifen Sie recht eifrig, damit wir etwas Wind bekommen. Nun ich will anfangen — jetzt frisch gepfeifen, der Wind wird nicht ausbleiben.“

Seltener Weise wurde der Wasserspiegel hinter uns, nachdem wir eine Weile gepfeifen hatten, wirklich von einem leichten Winde gekräuselt. „Es geht nichts über das Pfeifen, wenn es an Wind fehlt,“ bemerkte der Kapitain — „das ist eine ausgemachte Sache, wir werden nun noch Austern zur Abendmahlzeit haben.“

Und so war es; denn unsere Fahrt ging jetzt so schnell von Statten, daß wir zwei Stunden vor Sonnenuntergang die Austernbai erreicht hatten. Es wurde ein Boot ausgesetzt und wir ruderten nach den Felsen, wo wir, da glücklicher Weise niedriges Wasser war, eine für die ganze Mannschaft ausreichende Austernernte hielten. Die Austern waren sehr gut und weit feiner als die großen Perlaustern, die aber, wenn sie ausgeschnitten werden, gleichwohl sehr essbar sind.

In Nealeso war es ganz gewöhnlich, ein Duzend Perlaustern zu kaufen, weil darin allenfalls eine gute Perle gefunden werden konnte. Man kann fest darauf rechnen, daß jede Auster, die man öffnet, eine Perle enthält; eine gute Perle findet man dagegen allerdings nur selten. Ich war glücklich genug, einst in einem Duzend Austern, die ich kaufte, ein Duzend ziemlich gute Perlen zu finden; aber es ist Sitte,



solche Perlen den zufällig anwesenden bekannten Damen zu verehren.

Da es zu spät war, in einem Lootsenboote aus dem Guayaquil-Flusse bei Puna an's Land zu fahren, so legten wir vor Anker und erquickten uns an unserem Austergerichte, das für mich seit einigen Jahren wieder das erste war. Der Guayaquil ist ein schöner großer tiefer Fluß, der an der Stadt selber etwas schmaler ist als die Themse bei Westminster. Die Stadt liegt auf der linken Seite, wenn man in den Fluß einfährt; sie hat schöne Schiffsländen, die eine Zierde der Stadt und für die Verschiffung von großem Nutzen sind, da große Schiffe an Ringen der Raie liegen bleiben können, ohne auf den Grund zu kommen. Aber Guayaquil ist schon oft beschrieben worden und ich habe nicht die Absicht, den Leser auf betretene Wege zu führen. Da die Naturgeschichte sich in ewiger Mannigfaltigkeit bewegt und gerade diejenige Wissenschaft ist, zu welcher ich mich vorzugsweise hingezogen fühle, so wende ich mich ohne Bedenken zur Thierwelt, denn jeder Beobachter entdeckt immer etwas Neues und es wird wenige Menschen geben, die eifriger bemüht gewesen sind, sich mit den wilden Gewohnheiten der Thiere vertraut zu machen, als dieß während eines zweijährigen Aufenthalts in einem wilden Walde von Central-Amerika von meiner Seite geschehen ist. Ich konnte im ganzen Flusse keinen Haifisch entdecken und niemand wußte mir über den Süßwasser-Haifisch Auskunft zu geben, der weiter nördlich in Central-Amerika so gewöhnlich ist. Wenn es hier dergleichen Thiere gegeben hätte, so

würde ich doch wohl ein einziges Mal eine Rückenfloßfeder über dem Wasser bemerkt haben; dieß war aber nicht der Fall, obgleich dieß noch immer nicht entschieden beweisen kann, daß wirklich keine Haifische vorhanden waren. Ich erlegte einst an der Mündung oder vielmehr am Ausflusse des Flusses San Juan aus dem großen Nicaragua-See einen ungeheueren Süßwasser-Haifisch; er kämpfte mit einem anderen Fische um die Knochen, die von dem Frühstück unserer Bootsleute übrig geblieben waren, als ich ihm eine Kugel in den Kopf schoß, worauf er einen so kühnen Sprung in die Luft machte, daß er zum Theil auf die sandige Landspitze fiel, auf welcher wir frühstückten. Es war ein sogenannter „Tiburón“, welchen die Schiffer „Tiger“ nennen, und ganz so gefleckt wie das buntscheckige Meerschwein, das jedem Seemann bekannt ist.

Ich suchte im Guayaquil einen ganzen Tag nach einem Haifische, ohne einen aufreiben zu können; aber ich kann mit Erfahrung von dem Alligator sprechen.

Der Alligator erreicht, wie ich glaube, im Flusse Guayaquil eine Größe, wie nirgend anderwärts an der westlichen Küste von Amerika. Von dem Maranhon und einigen anderen Flüssen der östlichen Küste kann ich nicht sprechen, weil ich diese nur unvollkommen kenne; ich glaube auch, daß auf der Nordseite des großen Sees Nicaragua die Alligatoren weit größer sind als im Guayaquil, weil jene ganze Küste unbewohnt ist und die Ungeheuer dort ungestört ein bedeutendes Alter erreichen, aber ich möchte bezweifeln, daß man in irgend einem Flusse irgend eines Theiles der

Welt während einiger Stunden mehr Alligatoren sehen könne, als im Guayaquil einige Meilen oberhalb der Stadt.

Die Indianer, die Gemüsefrüchte und besonders Ananas auf den Markt bringen, wissen von den Alligatoren, von welchen ihre gebrechlichen Boote zuweilen umgeworfen werden, furchtbare Geschichten zu erzählen, denn obgleich ein solches Kanoe vielleicht auch nur zufällig von einem sich erhebenden Alligator umgeworfen wird, so schwebt doch jeder Schwimmende in Gefahr, von dem Alligator erfaßt und in die Tiefe gezogen zu werden.

Die Pferde und Rinder, die in der Nähe des Flusses weiden, fürchten sich, in dem Flusse zu trinken, und ein Indianer sagte mir, daß sie sich ungefähr um 4 Uhr Nachmittags alle versammelten, um dieses Geschäft gemeinschaftlich zu verrichten. Ich ruderte in dem kleinen Boote unseres Schiffes nach einer Insel, wo eine große Anzahl Rinder weidete und fand die Angabe des Indianers bestätigt. Die Rinder und Pferde versammelten sich dicht gedrängt an dem Ufer und machten einen furchtbaren Lärm, indem die Pferde wieherten und die Rinder brüllten. Der den versammelten Thieren zunächst gelegene Theil des Flusses war bald mit Alligatoren angefüllt, die sich dicht an's Ufer legten und nur mit ihren Nasenspitzen aus dem Wasser hervorsahen. Rinder und Pferde schienen in ihrem Instinct zu wissen, daß wenn alle Alligatoren in ihrer Nähe wären, einige hundert Schritte weiter eben keine sein könnten, denn sie trennten sich plötzlich, galoppirten eine Strecke weit hinweg und stillten



haftig ihren Durst. Wenn ein Alligator in einem tiefen Wasser ein Kind erwartet, das herbeikommt, um zu saufen, so legt er sich, nur einige Zoll weit mit der Nasenspitze aus dem Wasser hervorsehend, dicht an das Ufer, und wenn das Pferd oder das Kind sich bückt, faßt er es an der Nase und zieht es hinab, indem er sich, um das Thier zu betäuben, seines furchtbaren Schwanzes bedient.

Ich habe nie in irgend einer Naturgeschichte von dem Gebrauche gelesen, welchen der Alligator von seinem Schwanze macht; aber ich kann den Leser versichern, daß meine Angabe hinsichtlich dieser Benutzung richtig ist, denn sie gründet sich auf dreimalige Beobachtung.

Wenn das von einem Alligator ergriffene Thier betäubt ist, wird es in die Tiefe gezogen und ersäuft. Die Zähne eines Alligators könnten keinen Finger eines Kindes abbeißen, wohl aber können sie einem Ochsen große Fleischstücken abreißen. Ich beobachtete einst an dem Ufer eines Flusses in Central-Amerika einen Alligator bei seiner Arbeit, und wiewohl mir die Gewohnheiten dieses Thieres schon vielfach bekannt waren, so staunte ich doch über die Art und Weise, wie er ein großes Kalb verzehrte, das durch eine Uberschwemmung ertränkt worden war. Ich sah, wie er mit seinen Klauen und Zähnen große Fleischklumpen abriß, deren jeder doch wenigstens sieben bis acht Pfund wog, und wie er diese Stücke, ohne sie lange zu kauen, verschlang.

Die Gewohnheiten und Eigenthümlichkeiten des Alligators sind längere Zeit Gegenstand meiner aufmerksamsten Beobachtung gewesen und ich glaube, daß

jedermann, der nur mit gewöhnlicher Geistesgegenwart und einem guten Jagdmesser ausgestattet ist, mit einem solchen Ungeheuer dreist den Kampf wagen kann.

Es ist schon viel über den undurchdringlichen Panzer des Alligators und des Krokodils geschrieben und gesprochen worden. Was das Krokodil anlangt, so muß ich mich jedes Urtheils enthalten, weil ich noch nie auf ein solches geschossen habe; auf Alligatoren aber habe ich wohl einige Hundert Kugeln abgefeuert und glaube daher, über die ihnen von der Natur gegebene Schutzwehr mit Zug und Recht urtheilen zu können. Diese Schutzwehr ist keineswegs so undurchdringlich, wie einige neuere Schriftsteller behaupten. Eine auf einen großen Alligator abgefeuerte Kugel, die den Rücken trifft, aber ihn in allzuschiefen Richtung berührt, würde allerdings abprallen, ohne dem Thiere den geringsten Schaden zu thun; dagegen bin ich fest überzeugt, daß eine eiserne Kugel, die aus einer vollgeladenen Muskete in einer Entfernung von zwanzig bis dreißig Schritten abgeschossen wird, und den Rücken eines großen Alligators in einem rechten Winkel und gerade im Mittelpunkte, als dem stärksten und festesten Theile des Panzers, trifft, nicht nur den Rücken durchbohren, sondern auch zum Bauche wieder herauskommen wird. Eine bleierne Kugel würde platt werden, wenn man sie auf den Rücken eines Alligators abschießen wollte; aber der Rücken ist überhaupt nicht der Punkt, auf welchen man bei einem Alligator zielen muß. Wenn eine Büchsenkugel — die der Züge wegen von Blei sein muß — das richtige Ziel erhält, so wird sie leicht eindringen.

Es ist selbst in einer Entfernung von nur dreißig Schritten eine unsichere Sache, mit einer einzigen Kugel einen Alligator, wenn er sich bewegt, ins Auge zu treffen, wer ihn aber nicht in weit größerer Entfernung in den unteren Theil seines Halses treffen kann, der sollte die Büchse lieber aus der Hand setzen und zu einer gewöhnlichen Flinte und zur Schrotladung greifen.

Der untere Theil des Halses ist die beste Stelle, nach welcher man zielen kann, da die Schuppen an der Gurgel kleiner und dünner werden und dem kräftigen Stöße eines Speeres oder eines Säbels nachgeben. Es entströmt jeder Wunde an dieser Stelle eine bedeutende Blutmasse, welche dem Leben des Thieres bald ein Ende macht. Ich erinnere mich, daß ich einst an der nördlichen unbewohnten Küste des Nicaragua-Sees einen Alligator unter eigenthümlichen Umständen erlegte. Er belauerte ein kleines Rudel von Rothwild, das in einer Entfernung von ungefähr zweihundert Schritten ruhig weidete. Zwei oder dreimal kroch er an dem Ufer hinan und näherte sich den Thieren um zwanzig bis dreißig Schritte, kehrte aber eben so oft wieder nach dem See zurück, wo er mit dem Körper im Wasser verborgen, mit dem Kopfe auf dem Ufer liegend unverwandt nach den Thieren blickte. Ich befand mich ungefähr fünfzig Schritte entfernt in einem Kanoe, das ganz im Verborgenen lag, und war unschlüssig, ob ich auf das Rothwild oder auf den Alligator schießen sollte.

Zweihundert Schritte sind für die beste Büchse, wenn man seines Zieles gewiß sein will, eine allzu-



bedeutende Entfernung; ich nahm daher den Alligator aufs Korn und die Kugel traf ihn gerade an der geeigneten Stelle. Das Ungeheuer war nach einem kurzen Kampfe völlig todt, und als ich ihn näher untersuchte, fand ich, daß die Kugel trotz der ungeheuern Größe des Thieres auf der andern Seite wieder herausgefahren war.

Das Obige mag als Beweis dienen, daß der Alligator kein furchtbarer Gegner ist; ich für meinen Theil kann seinem Muth keine große Achtung zollen. In einem tropischen Klima folgt dem Tageslichte fast unmittelbar nach Sonnenuntergang die Dunkelheit, ausgenommen, wenn der Mond scheint, und da wir noch einige Meilen zu rudern hatten, ehe wir einen sichern Ankerplatz für die Nacht erreichen konnten, so blieb uns keine Zeit übrig, das erlegte Ungeheuer ans Land zu ziehen und zu messen.

Das Rothwild hatte wahrscheinlich noch nie in seinem Leben einen Büchschuß vernommen, denn es blickte bloß empor, ging ruhig einige Schritte weiter und begann wieder zu grasen.

Unsre gute Brigantine lag an dem Kai von Guayaquil und der größte Theil unsrer Schiffsgesellschaft nahm am Lande Wohnung, während ich an Bord blieb, denn ich hatte ein Boot, und Schießen oder Fischen war mir lieber, als die Verbindlichkeit, Besuche abzustatten. Für meine nächste Pflicht hielt ich es jedoch, dem Expräsidenten von Peru, dem General Santa Cruz, meine Aufwartung zu machen, und ihm die mir anvertrauten Briefe zu überbringen.

Man wies mich nach einem großen Hause auf der Hauptstraße; ich trat ein und übersendete dem General meine Karte. Als bald erschien ein Adjutant mit der Botschaft, daß es seiner Excellenz sehr angenehm sein würde, mich zu sehen. Ich begab mich hinauf und fand den General in einem großen nur spärlich ausgestatteten Zimmer, an dessen oberen Ende jedoch ein Sopha stand, auf welchem ich an der Seite des Hausherrn Platz nehmen mußte. Das Zimmer war von Offizieren angefüllt, die dem Ex-präsidenten wahrscheinlich ihre Aufwartung gemacht hatten; als ich ihm jedoch mittheilte, daß ich Briefe für ihn hätte, war das Gemach schon nach wenigen Augenblicken geleert.

Der General war sehr erfreut, als ich ihm von der in Peru für ihn herrschenden Stimmung erzählte und erkundigte sich, als ich ihm die Briefe übergab, sehr theilnehmend nach seinen alten Freunden.

Jedenfalls hielt er die Wiedererlangung seiner früheren Stellung nicht für eine verlorene unmögliche Sache, aber er scheute sich gleichzeitig, sein Vaterland wieder all den Schrecken eines Bürgerkrieges — des grausamsten und verheerendsten aller Kriege — preiszugeben.

Zum Schlusse unsres Zwiesgesprächs nöthigte er mich, meine Wohnung in seinem Hause zu nehmen, indem er mir seine Frühstücks- und Tischstunde nannte und die Hoffnung aussprach, daß ich, da jederzeit ein Couvert für mich bereit sein sollte, sein Haus „als mein Eigenthum“ betrachten würde — und es war

dies nicht bloß eine Redensart gewöhnlicher Höflichkeit, sondern ein ernstlich gemeintes Anerbieten.

Ich zog es jedoch vor, an Bord der Brigantine zu bleiben und sagte daher dem General, daß ich ein großer Freund von Rahnfahrten, Fischen und Schießen sei, daß ich aber, so oft ich an's Land käme, von seinem freundlichen Anerbieten Gebrauch machen würde.

Wir trafen uns später noch mehrmals und ich erlangte von ihm und den Offizieren, welche ihm in die Verbannung gefolgt waren, mannigfache Auskunft und Belehrung.

Santa Cruz war ein Mann, der jedenfalls kaum geeignet war, sich durch seine persönliche Erscheinung beliebt zu machen. Er war über Mittelgröße, ziemlich stämmig, aber sein Gesicht hatte außer in seinem Ausdrucke nichts Einnehmendes. Dieser Ausdruck war allerdings ein angenehmer, aber die Haut war bleichgelb und dunkel und jeder Zug, die Augen ausgenommen, grob gebildet. Sein Einfluß bei den höheren Klassen der peruanischen Bevölkerung war sehr bedeutend, weil er das Land in einem Zustande dauernder Ruhe und Ordnung zu halten verstanden hatte, aber seine Beliebtheit, die in einigen Theilen des Landes fast an anbetende Verehrung gränzte, hatte eine andere Ursache.

Die reinen Indianer von Cusco bis zum See Titipaca in Bolivia und selbst bis zur Stadt Santa Cruz betrachteten den General als ihren natürlichen Häuptling, Herrn und Gebieter.



Seine Mutter war von reiner indianischer Abstammung, sein Vater allerdings nicht, aber er entlehnte seinen von jedem Indianer anerkannten Anspruch von seiner Mutter.

Er beherrschte das Land, als Präsident oder vielmehr Dictator, streng, aber mit Gerechtigkeit; unter seiner Herrschaft wurden die Räuberbanden aufgehoben, welche seither die Landstraßen beunruhigt hatten. Unterdrückung der Schwachen von Seiten der Stärkeren wurde mit strenger kräftiger Hand abgewehrt und wer säete, wußte auch, daß er zur Herbstzeit würde ernten können. Nichts aber kann mehr zu Gunsten des ehemaligen Präsidenten sprechen, als der Umstand, daß der wohlbekannte und ritterliche General Miller in der Macht und in der Verbannung sein bevorzugter Freund und Gefährte war. Ich hatte auch an den letzteren ein Schreiben, aber er befand sich in Europa und ich habe ihn seitdem einmal zufällig in einem Gasthose auf dem europäischen Kontinent getroffen, als ich jenen Brief glücklicher Weise noch in meiner Reisetasche hatte.

General Santa Cruz sprach sehr gemäßigt über die Partei-Politik, so weit sie Sache der Allgemeinheit der Peruaner selber war; aber er äußerte sich desto bitterer über die Chilenen und über die peruanisch-chilenischen Parteien, welche den Feind in der Zerstörung des National-Bohlsstands unterstützt hatten — aber niemand konnte diese Partei mehr tadeln, als viele von ihr sich selber tadelten, nachdem ihnen die Wirkungen ihrer Ränke offenbar geworden waren.

Balparaiso in Chile war seit einiger Zeit die Niederlage der meisten Waaren und Vorräthe gewesen, die an der westlichen Küste von Amerika nach Norden gingen. Von hier gingen nicht nur dergleichen Waaren aller Art über die Anden nach Mendoza und selbst nach den ungeheuren Tucuman- und Catamarca-Districten, sondern es wurden auch die in Balparaiso auf's Lager gebrachten Güter nach allen Häfen der Küste versendet.

Viele Kaufleute waren der Meinung, daß Callao ein besserer Hafen sein würde als Balparaiso und ließen ihre Schiffe unmittelbar dahin abgehen, da sich ihnen hier nicht nur das eigentliche Peru, sondern das ganze Land jenseit der Anden, das sich von den Ufern des Maranhon im Norden bis nach Potosi und Chuquisaca im Süden erstreckt, als Markt darbot.

Callao gewann schnell an Reichthum und Bedeutung, während Balparaiso in demselben Verhältniß an Bedeutung verlor. Die Chilenen wurden eifersüchtig auf ihre Schwesterrepublik, forderten die Bezahlung einer Schuld und rüsteten einen Kriegszug aus, mit welchem sie all ihre verschiedenen Absichten erreichten. Der nächste Zweck, welchen die Chilenen im Auge hatten, bestand darin, einen Theil des See-ree, der kürzlich in offenem Aufstande den armen Premierminister Don Diego Portalis ermordet hatte, loszuwerden oder wenigstens zu beschäftigen; der zweite war darauf gerichtet, dem feindlichen Lande so viel Geld als möglich abzupressen — nicht bloß den Betrag der alten Schuld, sondern auch die Kosten der Eintreibung; und die dritte und hauptsächlichste, wenn

auch nicht offenbarte Absicht war, durch eine Art Blockade auf einige Zeit den Handel von Callao zu stören. Es wurde zu diesem Zwecke denjenigen Schiffen, welche Valparaiso berührten, zu wissen gethan, daß es ihnen nicht erlaubt sei, in den Hafen von Callao einzulaufen.

Wenn die Verdienste oder Vorzüge einer gewissenlosen auswärtigen Politik stets nach dem Erfolge zu beurtheilen sind, so war die chilenische Politik eine gute, weil sie, und nur eben weil sie eine erfolgreiche war.

Die um das Kap Hoorn kommenden Schiffe, die in Valparaiso anlegten, blieben dort, und diejenigen, die nicht dort angelegt hatten, erhielten Erlaubniß, in den Hafen einzufahren, wenn sie alle Zollabgaben den chilenischen Beamten bezahlten. Durch diese und viele andere lästige und störende Maßregeln wurde der Handel der Engländer und anderer fremder Nationen von Callao verschreckt und auf Valparaiso zurückgewiesen.

Santa Cruz machte eine Bemerkung, die mich sehr überraschte. „Denken Sie sich,“ sprach er, „A. und B. seien einer dritten und mächtigeren Person, die wir mit C. bezeichnen wollen, eine bedeutende Summe schuldig, während gleichzeitig A. von B. eine kleinere Summe zu fordern hätte. Wollte nun A. kostspielige Kriegsrüstungen und Anstrengungen machen, um B. zur Bezahlung seiner Schuld und aller Kosten zu veranlassen, während es selber gleichzeitig dem C. sein Geld verweigert und gegen alle Maßregeln sich verwahrt, wodurch es zur Erfüllung seiner



eigenen Verbindlichkeiten genöthigt werden dürfte, was würde das mächtige C. dann thun? Es würde natürlicher Weise sagen: „Bezahle erst mich und dann thue, was Du willst; denn wer bezahlt uns, wenn Du durch Deinen Krieg zu Grunde gehst?“ — Dieß ist der Fall mit Peru. Chile und Peru schulden England eine bedeutende Summe und Chile macht einen alten Anspruch gegen Peru geltend, rüstet einen Kriegszug aus und erpreßt von dem Volke nicht bloß die eigentliche Schuld, sondern auch die Kosten des Kriegszuges. Warum sagte hier England nicht sogleich: „Ihr seid mir beide schuldig? bezahlt mich erst ehe ihr eure Mittel in einem geringfügigen Kriege vergeudet.“ — Dieser Fall schien mir besonders bei den für England auf dem Spiele stehenden wesentlichen Vortheilen von wichtiger Bedeutung zu sein. Als ich aber bemerkte, daß England nicht berufen sei, sich in Privatstreitigkeiten zu mischen, erhielt ich zur Antwort, daß es dieß sonst immer thue, sobald dieß mit seinen Zwecken oder mit den Ansichten des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten übereinstimme.

Es ist leider nur zu wahr, wie man es auch erklären oder beklagen mag, daß die Freundschaft aller Nationen gegen die Engländer als Nation sich auffallend vermindert hat. Als einzelne Personen genießen die Engländer ein Vertrauen, eine Freundschaft, wie vielleicht die Eingebornen keines anderen Landes, aber als Nation hat sich, wie ich zu meinem Bedauern bekennen muß, seit den letzten fünfzehn Jahren ihre Stellung in einem solchen Grade verändert, daß es wohl schwerlich ein Volk auf Erden

gibt — selbst unsere westindischen Kolonien nicht ausgenommen — das sich über Englands Demüthigung nicht freuen würde. \*)

Guayaquil ist, wie bereits erwähnt worden, zur Erbauung und Ausbesserung von Schiffen bei weitem der beste Hafen an der ganzen westlichen Küste von Amerika. Das Holz, dessen man sich hier bedient, ist zwar kein Eichenholz, aber von der ausgezeichnetsten Beschaffenheit und nachstehende kleine Geschichte wird dessen außerordentliche Dauerhaftigkeit zur Gemüthe darthun.

Ich befand mich auf einem in dem „Estero“ von Nealejo vor Anker liegenden Fahrzeuge, als ein wie eine Brigantine aufgetackeltes Schiff in den Hafen einlief und vor Anker legte. Unser Kapitain schlug vor, das Schiff zu besuchen, denn er kannte sowohl das Fahrzeug als auch den Eigenthümer, der gleichzeitig auch der Kapitain seines Schiffes war. „Nun, was meinen Sie zu diesem Fahrzeuge?“ lautete die Frage, als wir uns an Bord befanden. Ich konnte kaum eine Antwort geben, denn auf dem Verdecke war wenig Uebereinstimmung mit dem modernen Schiffsbaustyl zu bemerken und im Innern sah das Fahrzeug eher einer holländischen Galeote als irgend einem

\*) Etwas habe ich mir nie erklären können, obgleich andere eine Erklärung zu finden wissen — dies ist nämlich der glühende Haß unserer westindischen Kolonien gegen England. Es ist nutzlos, die Sache zu bemänteln und zu läugnen und schon mancher Pflanzler hat auf seinem Sterbelager sein vorzeitiges Ende den unnatürlichen Keltern zur Last gelegt, die den von Fremden mit Hilfe schwarzer Sklaven erbauten Zucker vorziehen und ihren eignen Söhnen die Mittel abschneiden, sich freie Arbeiter aus Afrika zu verschaffen.

anderen Schiffe ähnlich; ich erfuhr hierauf seine Geschichte. Der gegenwärtige Eigenthümer war vor ungefähr zehn Jahren in einem kleinen Schiffe auf der Höhe der Gallapagos-Inseln, als man den Rumpf eines anderen entmasteten Fahrzeuges bemerkte. Es wurde geentert und bot denjenigen, die an Bord kamen, einen merkwürdigen Anblick dar. Die Lukendeckel waren niedergelassen und das ganze Deck gewährte an Bord einen fast eben so wunderlichen Anblick wie der Rumpf von außen — es war eine einzige Masse von Ueberkrustung, die aus allen Arten von Schalthieren und Unkraut gebildet war. Als die Lukendeckel aufgehoben wurden, was in Folge der Bekrustung einige Mühe und Anstrengung kostete, fand man das Innere des Schiffes in vollständig wohl erhaltenem Zustande. Die Mappen in der Hinterkajüte enthielten Papiere, die nicht vom Wasser benetzt worden waren, und die in dem Schiffe vorgefundenen Documente und Schriften bewiesen, daß es bereits seit mehr als fünfzig Jahren entmastet und verlassen war. Das Fahrzeug war durchaus mit Kupferbolzen befestigt, aber nicht gekupfert, und dennoch war es, nachdem es von Wind und Wogen auf dem stillen Ocean umhergetrieben worden war, noch so fest und unverfehrt, wie am Tage seiner Erbauung. Der gegenwärtige Eigenthümer sagte seinen Leuten, daß er das Schiff, da es ihre gemeinsame Beute wäre, käuflich an sich bringen würde, wenn sie es in den Guayaquil bugsiren wollten. Die Mannschaft war damit einverstanden, und das Schiff wurde nach Puna gebracht und zur Ausbesserung einigen Schiffsbauern



übergeben, die jedoch nicht in das Innere hinabsteigen durften, weil es hier, wie man ihnen sagte, nichts auszubessern gäbe. \*)

Das Schiff war bald gesäubert und man fand merkwürdiger Weise, daß selbst die Kalfaterung noch gut war. Hierauf wurde es gekupfert und als Brigantine aufgetakelt und hat sich seitdem als ein für den Küstenhandel höchst brauchbares Fahrzeug bewährt. Ich konnte mich nicht enthalten, mein Jagdmesser in das Hackbord zu stoßen, um den Zustand des Holzes zu untersuchen, aber das Messer konnte kaum ein Spänchen losbrechen, denn das Holz war so gesund und fest, wie am Tage der ersten Ausrüstung und war durch die Zeit wohl noch härter geworden.

Aus den Urkunden ergab sich, daß dieses Fahrzeug in Guayaquil vom besten Holze (palo fino) erbaut worden war und vor der Zeit, wo es verloren gegangen, bereits seit zwanzig Jahren gedient hatte. Wir haben hier also ein Schiff, das zwanzig Jahre lang Dienste geleistet, hierauf ein halbes Jahrhundert dem Sturme und den Wogen preisgegeben, auf dem weiten Ocean sich herumgetrieben und dann, nachdem es endlich wieder aufgefunden worden war, zu einer neuen Benutzung keiner wesentlichen Ausbesserung bedurft hatte. Man hätte es als Muster nach einem unserer königlichen Schiffswerften senden sollen.

Es lag im Guayaquil ein kleines Fahrzeug vor Anker, das den einzigen Ueberrest der peruanischen

\*) Ich hörte, man hätte im Innern soviel gefunden, daß man wenigstens die Kosten der Ausbesserung bestreiten konnte.

Flotte bildete und dem Expräsidenten in die Verbannung gefolgt war. Von einer jener finsternen nebeligen Nächte begünstigt, die in Peru so häufig sind und welchen am Morgen ein dichter Nebel zu folgen pflegt, war es dem vor Callao liegenden chilenischen Blockade-Geschwader entronnen und glücklich in den Guayaquil eingelaufen.

Ich nahm eines Morgens zeitig ein Frühstück ein, zog ein kleines Boot an die Brigantine und setzte einen Korb mit einem kleinen Vorrath auserwählter Gegenstände zum Essen und Trinken hinein; außerdem aber versah ich mich auch noch mit einer Doppelpbüchse, einer Doppelflinte und dem nöthigen Schießbedarf für beide, sowie mit einigen Angelschnuren; ein kleines Wassertönnchen, ein kleiner Mast mit einem kleinen Sturmsegel und ein paar kleine Ruder vervollständigten die Ausrüstung des kleinen Fahrzeugs. Es war ein grauer bewölkter Morgen und solche Morgen sind in unmittelbarer Nähe der Linie weit gewöhnlicher als einige Grade nördlich oder südlich von derselben; aber man sah trotzdem dann und wann das Riesenhaupt des ungeheuren Chimborazo weit über die Wolken emporragen.

Ich unternahm die Fahrt für mich allein und ruderte einige Stunden stromaufwärts, kann aber nicht sagen, daß sich in der Gegend eine sonderliche Mannigfaltigkeit gezeigt hätte, denn nachdem ich die ersten zwei Meilen zurückgelegt hatte, war auf beiden Seiten des schönen breiten und tiefen Flusses fast nichts weiter zu sehen, als dichter Wald. Da auf einigen Strecken, wo der Strom in gerader Richtung floss,

ein günstiger Wind wehte, so setzte ich meinen kleinen Mast ein, hißte mein Sturmsegel auf, brannte meine Cigarre an, die in diesen Gegenden, nicht aber in unserer Heimat zur Erhaltung der Gesundheit fast unentbehrlich ist, und fuhr, meine zwei Gewehre in Bereitschaft haltend, stromaufwärts am rechten Ufer hin. Die Ufer waren an manchen Stellen von den Alligatoren, welche an ihnen emporgeklettert waren, ganz naß und schlüpfrig; ich fand jedoch, daß ich zu dicht am Ufer segelte, um eines dieser Thiere erlegen zu können, denn sie sprangen, sobald mein Boot sich näherte, augenblicklich in's Wasser. Ich ruderte daher etwas weiter nach der Mitte des Stromes und hielt mich, meine Fahrt fortsetzend, ungefähr dreißig Ellen vom Ufer entfernt.

Da ich in einer Stunde nicht vielmehr als eine (englische) Meile zurücklegte, so warf ich hinter dem Rahne meine Angelschnuren aus, zog sie aber, da ich nichts weiter als garstige Rahenfische angelte, bald wieder ein. Es gab an dem Ufer eine große Anzahl von Alligatoren, aber ich wollte einen besonders großen auswählen, ehe ich alle übrigen durch einen Schuß erschreckte. Endlich sah ich einen solchen. Er lag faul und träge am Abhange des Ufers und zeigte, zum Theil auf der Seite lehnend, Bauch und Kehle. Ich beobachtete ihn eine Weile, ehe ich mich, von dem sanften Winde fortgetrieben, ihn gegenüber befand, und gestehe, daß er eben nicht wie ein Gegner ausfah, mit welchem man es leicht nehmen konnte. Aber ich wußte, daß alle Alligatoren arge Memmen sind und schoß ihm daher ohne Bedenken eine Kugel



in die Gurgel. Er bemühte sich mit großer Anstrengung, wieder auf seine Beine zu kommen, denn er hatte, als er meine Kugel empfangen, auf der Seite gelegen, und endlich gelang es ihm, obgleich das Blut aus seiner Wunde strömte. Kaum wieder auf den Füßen, stürzte er sich in's Wasser und kam gerade auf mein Boot zu; aber ich bin fest überzeugt, daß dieß nur ein Zufall war und daß er mir nicht mit bösen Absichten entgegenkam. Ich ergriff meine Doppelflinte und feuerte dem nahenden Ungeheuer beide Läufe in's Angesicht, worauf es untersank und sich nicht wieder sehen ließ. Mir that dieß leid, denn ich hätte es gern gemessen. Ich berechnete seine Größe nach drei oder vier anderen Alligatoren, die ich eine Stunde später erlegte; sie hatten eine Länge von neun bis zu elf Fuß; jener aber war diesen an Größe so weit überlegen gewesen, daß ich nicht zu übertreiben glaube, wenn ich behaupte, daß er mindestens sechs- zehn Fuß lang gewesen sei; aber er hatte außerdem auch einen weit bedeutenderen Umfang als die anderen.

Ich war eben im Begriff mein Boot an's Ufer zu legen, um an einer Stelle, wo das Dickig nicht so hoch war und ein auffallend hoher Baum mir den Rückweg zeigen konnte, einen Streifzug durch den Wald zu machen und mich nach Rothwild umzusehen, als ich eine sehr große Schlange erblickte, die mit wellenförmiger Bewegung auf dem Gipfel des Ufers längs des Flusses sich fortschlängelte; aber ich konnte nicht entdecken, welcher Gattung sie angehörte; ich feuerte ihr daher eine Schrotladung in den Kopf und legte an's Land. Das Thier war keineswegs todt,

sondern setzte sich zur Wehr, ich schwang jedoch mein Jagdmesser und hatte meinen Gegner, nachdem ich dem Rückentheile seines Halses einige Streiche versetzt hatte, glücklich überwunden.

Es ist ein in Europa ziemlich allgemein verbreiteter Glaube, daß man eine Schlange am leichtesten durch einen Schlag auf den Schwanz unschädlich machen könne. Dieß ist fast dasselbe wie Salz auf den Schwanz streuen. Ich habe einst einer Klapperschlange Klapper, Schwanz und alles abgehauen und sie entfernte sich allem Anschein nach so frisch und kräftig wie vorher. Aber einige Schläge auf den Rücken des Halses betäuben jede Schlange, von welcher Größe sie auch sein möge. Welcher Gattung die Schlange angehörte, die ich erlegt hatte, konnte ich nicht entdecken, aber sie war ungefähr neun Fuß lang und so stark wie mein Arm. Ich schnitt ihr den Kopf ab, trug ihn in mein Boot und fing an, die obere Kinnlade zu zerlegen. Diese Operation überzeugte mich augenblicklich, daß die Schlange eine giftige gewesen war, denn sie hatte bewegliche Zähne, die selbst nach dem eingetretenen Tode noch immer hervorstanden, und es kostete einige Anstrengung, sie mit dem Griffe des Messers zurückzubiegen. Ich hatte eben einen dieser Zähne mit dem Giftbentel und allem übrigen Zubehör herausgezogen, als ein Kanoe herankam, das von einem Indianer gerudert wurde, in dessen Hinterteile aber ein „Padre“ saß, der mich fragte, was ich machte. Ich zeigte ihm den Kopf der Schlange, mit dessen Zerlegung ich beschäftigt war und da mein Kahn noch immer am Ufer lag, so sprang ich an's Land,

hielt die Schlange so hoch als ich reichen konnte, empor und fragte den „Cura“, ob er sie kenne. Er verneinte meine Frage, aber der Indianer rief: „Malo — muy malo!“ Den Namen des Thieres konnte ich jedoch nicht erfahren. Es war auf dem Rücken von dunkler braunschneckiger Farbe, am Bauche hellgrau.

Dieses Zusammentreffen selber war eines jener vielen, welche mir an fremden Stätten begegnet sind und deren ich mich noch immer mit Vergnügen erinnere — nicht das Zusammentreffen mit der Schlange, sondern mit dem guten alten Padre. Ich lud ihn ein, mein Mittagessen zu theilen und richtete dieselbe Frage an ihn, die er an mich gerichtet hatte — nämlich was er auf dem Flusse zu thun habe. „Weider muß ich jetzt noch fasten, mein Freund,“ gab er zur Antwort. „Ich werde später mit Ihnen essen; jetzt aber muß ich fasten und eines meiner Pfarrekinder erwarten, das in wenigen Minuten hierher gebracht werden wird, um auf derselben Stelle erschossen zu werden, wo es das Verbrechen beging, für welches ihm der Tod beschieden ist.“ — „Worin bestand dieses Verbrechen, Padre?“ fragte ich. — „Er mißhandelte ein Weib auf dieser Seite des Flusses,“ antwortete er, „und sie schwor, daß ihre Verwandten sie rächen würden, worauf er ihr, um sie stumm zu machen, den Hals abschneitt. Kinder, die ihn kannten, sahen ihn; er wurde ergriffen, vor Gericht gestellt und verurtheilt und wird, ehe eine halbe Stunde vergeht, erschossen werden. Möge der Herr seiner Seele gnädig sein —“

„Sehen Sie,“ fügte er hinzu, „da kommt die



Procession auf dem Flusse heran — eins, zwei drei; ja drei Boote; wir wollen das Ufer verlassen und uns, ihnen anschließen, wenn sie vorüberfahren, denn ich muß einige Worte mit dem Unglücklichen reden, ehe er stirbt. Er befindet sich jetzt unter der Obhut der Mönche, aber ich bin sein Cura und man wird mich mit ihm reden lassen.“ Ich nahm meinen kleinen Mast heraus, brachte alles in die gehörige Ordnung und die Procession zog bald an uns vorüber. Das erste Boot enthielt außer den Rudern nur Mönchsbrüder; in dem zweiten befanden sich der Gefangene, die aus vier Mann bestehenden Schützen, eine Gerichtsperson und des Gefangenen Beichtvater, der diesem zunächst saß. Das dritte Boot trug eine Abtheilung von Soldaten.

Der Ort, wo der Mord verübt worden war, lag nur eine halbe Viertelstunde von der Stelle entfernt, wo ich die Schlange getödtet hatte und auf der anderen Seite des Flusses befand sich ein kleines einsames Dorf, dessen Cura mein Begleiter war. Die Boote legten jenseit des Dorfes an's Ufer und auf der Seite, wo das Dorf lag, hatte sich eine große Anzahl von Indianern und Mischlingen versammelt, während auf der anderen niemand zu sehen war. Der Padre stieg an's Land und trat zu dem Gefangenen, mit welchem er eine kurze Unterredung hatte; aber die Gerichtsperson bemerkte, daß sie einen weiten Rückweg hätten und daß es zweckmäßig sei, das Geschäft so schnell als möglich abzumachen. Es wurde daher augenblicklich eine kleine Bank — die „Banqueta“ — aus einem Boote herbeigebracht und an einen

Baum gestellt. Der Gefangene erhielt hierauf die Weisung, sich zu setzen; er that es und man band ihm seinen Poncho über den Kopf; der Beichtwater entzog dem Unglücklichen seine Hand, die dieser nur ungern loszulassen schien, und trat auf die Seite. Mittlerweile lag der arme Pfarrer in seinem Boote auf den Knien. Die Schützen näherten sich bis auf drei Schritte dem Gefangenen und feuerten auf ein gegebenes Zeichen ihre Musqueten ab. Der Gefangene fiel zu Boden, war aber noch nicht todt; man setzte ihn noch einmal auf die Banqueta, lehnte ihn an den Baum und feuerte zum zweiten Male, worauf jedenfalls der letzte glimmende Lebensfunken erloschen war.

Vom anderen Ufer kam ein Kanoë herüber, um die Leiche hinwegzubringen und die Soldaten und Mönche ruderten nach der Stadt zurück.

Nachdem sich alle entfernt hatten, fuhr ich zu dem guten Cura und bat ihn, einige Erfrischungen einzunehmen, da er ganz erschöpft zu sein schien.

Er lud mich ein, an's Land zu kommen und ihn in sein Pfarrhaus zu begleiten; ich nahm die Einladung an und vergaß nicht, meinen Speisekorb mitzunehmen.

Wir hatten beide gefastet — der Geistliche aus religiösen Beweggründen und ich selber, weil ich noch keine Zeit gefunden hatte, etwas zu mir zu nehmen; wir ließen daher den Leckerbissen, womit unser Kochkünstler aus Jamaica mich versorgt hatte, volle Gerechtigkeit widerfahren und als ich für den würdigen „Cura“ ein Glas Champagner einschenkte, stieg

seine Bewunderung auf's Höchste. Nachdem wir unser kaltes Huhn, unsere Zunge und eine trefflich bereitete Entenpasteete ziemlich aufgezehrt hatten, setzte der würdige Wirth einige vortreffliche Ananas auf den Tisch und da ich wußte, daß dem Tageslicht ein heller Mondschein folgen würde, so fühlte ich eben kein großes Bedürfniß, das Pfarrhaus so schnell wieder zu verlassen. Ich war gut bewaffnet und von jenem Selbstvertrauen durchdrungen, welches durch ein Wanderleben dieser Art, bei welchem der Mann stets auf sich selber angewiesen ist, nothwendiger Weise jedem Menschen eigen werden muß.

Wir brannten unsere Cigarren an und der Padre erzählte mir hauptsächlich von den Indianern viele interessante Geschichten, die so reichlich mit jenem echten spanischen Humor gewürzt waren, der frei von aller Unschicklichkeit, wenn auch nach unseren englischen Begriffen etwas plump ist, daß ich dem guten alten Manne noch viele Stunden länger hätte zuhören können.

Er versuchte es mehrmals, Englisch zu sprechen; das Französische gelang ihm etwas besser, als ich ihn aber im Portugiesischen auf die Probe zu stellen suchte, war die eifrige Verachtung, die er gegen diese Nation und ihre Sprache an den Tag legte, eben so lächerlich, wie sein Versuch, ihre Aussprache nachzuäffen.

Es werden wenige Menschen je mit römisch-katholischen Priestern verkehrt haben, ohne in irgend ein Gespräch über Glaubenspunkte gezogen worden zu sein. Jesuiten, die zu klug und vorsichtig sind, machen in dieser Beziehung jederzeit eine Ausnahme.



Aber die Klagen und Beschwerden meines Freundes waren ganz anderer Art als ich erwartet hatte; sie galten vorzugsweise dem beklagenswerthen Aberglauben der Indianer.

Als ich dem guten Padre unsere hauptsächlichsten Glaubenspunkte nannte und er daraus ersah, in wie wenigen Beziehungen wir von seinem eigenen Glauben abwichen, war er höchlich erstaunt; noch mehr aber staunte er, als ich ihm sagte, daß die Bibel und das heilige Testament unsere einzigen Leiter wären. Der Padre erklärte, daß er anders berichtet worden sei, sich aber freue, in dieser Beziehung im Irrthum gewesen zu sein, und sprach die Vermuthung aus, daß jede Kezerei auf unserer Seite jedenfalls nichts sei im Vergleich mit dem entsetzlichen Aberglauben einiger tiefer im Lande wohnender Indianerstämme. Er ging zu einer Art Schreibtisch, in welchem sich einige Schubfächer befanden, und zog einige Papiere hervor, die er mir mit der Weisung übergab, sie aufzubewahren, indem er hinzufügte, daß im Innern, d. h. nicht im Innern seines Schreibtisches, sondern im Innern des Landes, noch viele ähnliche Geschichten dieser Art gesammelt werden könnten. Die Papiere waren ihm, wie er sagte, vor einigen Jahren von einem am „Rio Negro“ wohnenden Geistlichen übergeben worden. Ich steckte das Empfangene in meine Tasche und unterhielt mich mit dem ehrwürdigen Geistlichen bis der Mond erschien, worauf ich meine zwei Gewehre nahm und von meinem Wirthe begleitet, nach meinem Boote zurückkehrte. Er gab mir seinen Segen und Feuer für meine Cigaree,

worauf ich mein Ruder ergriff und in todtenstillen Nacht meinen Kahn den Strom hinabgleiten ließ.

Um Mitternacht erreichte ich die Brigantine und war froh, als ich endlich in meiner Hängematte lag. Am andern Morgen nach dem Frühstück erinnerte ich mich der Schrift, welche mir der Padre geschenkt hatte; ich zog sie hervor, öffnete sie und las eine wunderliche Geschichte. Das einzige Bedenken, welches mich einigermaßen unschlüssig macht, ob ich diese Geschichte veröffentlichen soll oder nicht, liegt in der Besorgniß, daß sie bereits veröffentlicht worden sei, wiewohl ich noch nichts davon gesehen und gehört habe. Die Erzählung war in spanischer Sprache geschrieben und hatte französische Randbemerkungen, die offenbar von einem Franzosen herrührten, während sich auf der inneren Seite des Umschlages ein Theil einer französischen Uebersetzung befand. Ich will die Geschichte buchstäblich übersetzen und wenn ich damit einen literarischen Diebstahl begehe, was nicht unwahrscheinlich ist, so hat es wenigstens nicht in meiner Absicht gelegen. Die Erzählung lautete folgendermaßen:

„Einer meiner Vorgänger in der Pfarre (am Rio Negro, der auf der andern Seite des Gebirges entspringt und sich in den Maranhon ergießt) hatte die Entdeckung gemacht, daß seine Pfarrkinder einen selbstgeschaffenen Gott verehrten, der nichts mehr und nichts weniger war als ein alter Indianer, den man höchst wunderbar herausgeputzt und in einem Rancho einquartiert hatte, wo ihm nicht nur alle Ehren erwiesen, sondern auch alle Erstlinge der Gewerbthätigkeit und der Fluren dargebracht wurden.

„Dieser Gott, der nicht arbeitete, den man mit den besten Dingen versah, die im Dorfe aufzutreiben waren, fand diese Lebensweise außerordentlich angenehm und spielte die ihm zugetheilte gottlose Rolle mit der größten Bereitwilligkeit; aber der Cura war seinerseits entschlossen, dieses abscheuliche frevelhafte Treiben nicht mehr hingehen zu lassen. Er predigte zu seiner Heerde und machte den Leuten gehörige Vorstellungen, aber niemand hörte auf ihn; er drohte und erhielt Drohungen zur Antwort.

„In dieser Lage wußte der Priester kaum, was er thun sollte, endlich aber beschloß er, ein ganz anderes Verfahren einzuschlagen und sich stellend, als billige er das Benehmen seiner Pfarrkinder, suchte er sie in der Thorheit, die sie ergriffen hatte, noch zu ermuthigen.

„Endlich kam die Charwoche, in welcher viele Gebräuche beobachtet werden, welche an die Leiden Jesu erinnern.

„Am Charfreitage versammelte der Cura die ganze Gemeinde, hielt eine eindruckreiche Rede, in welcher er die bedeutendsten Ereignisse dieser denkwürdigen Woche schilderte, und schloß mit dem Vorschlage, die Leiden und den Tod unseres Erlösers an ihrem indianischen Gotte darzustellen. Zuerst, fuhr der Priester fort, soll er mit Dornen gekrönt, dann tüchtig gezeißelt und endlich gekreuzigt werden. Nachdem er todt und begraben ist, wird er ohne Zweifel wieder auferstehen, wir werden dieß sehen und unser Glaube an ihn wird sich hiernach nur verdoppeln.“



„Die Indianer waren über diesen Gedanken entzückt und beschloßen in ihrer Unschuld, den Vorschlag des Cura pünktlich auszuführen.“

„Der alte Indianer wurde zunächst ganz gegen seinen Willen mit einer Dornenkrone geschmückt, obgleich er ernstlich und eifrig erklärte, daß er solcher Ehre nicht würdig sei; hierauf empfing er eine reichliche Anzahl Geißelhiebe und wurde endlich wirklich gekreuzigt, während er unaufhörlich betheuerte, daß er der hohen Ehre, zu welcher man ihn erhoben habe, nicht würdig, daß er nichts sei als ein elender Sünder — was von den Indianern für einen Beweis seiner außerordentlichen Demuth angesehen wurde.

„Er starb in Folge der Mißhandlungen und des Blutverlustes noch an demselben Abend und die Indianer nahmen den Körper vom Kreuze und legten ihn in die Kirche. Sie wachten die ganze Nacht, den Sonnabend und die zweite Nacht bei dem Leichnam und erwarteten mit der größten Spannung den Anbruch des dritten Tages — des Ostersonntags — wo die Auferstehung stattfinden sollte. Der Körper zeigte aber bereits so deutliche Spuren der Auflösung und verbreitete einen so unangenehmen Geruch, daß den Indianern hinsichtlich der Unsterblichkeit ihres Gottes ernstliche Bedenken und Zweifel beikamen. Sie beschloßen jedoch, das Ende des dritten Tages vollends abzuwarten. Endlich erkannten sie, daß eine sichtbare Auferstehung nicht mehr zu erwarten war und warfen den Leichnam in ihrer Entrüstung auf einen Misthaufen, wo er bald von den Geiern verzehrt wurde.

„Von diesem Augenblicke an unterwarfen sich die Indianer mit merkwürdiger Gelehrigkeit der geistlichen Leitung ihres Pfarrers.“

Ich habe diese kurze Geschichte fast Wort für Wort übersetzt und es sollte mir wie gesagt leid thun, wenn ich durch deren Veröffentlichung das Eigenthumsrecht irgend eines anderen verletzt hätte. Am Rande des Papierses stand geschrieben: „Don — Montgomery 183.“

Gern hätte ich eine zweite Fahrt stromaufwärts unternommen, um meinem guten Freunde, dem Cura, noch einen Besuch zu machen, aber wir waren genöthigt, stromabwärts nach Puna zu fahren, um Singels einzunehmen und ich war darüber sehr erfreut, da die Küste und die umliegende Gegend von sehr wilder Beschaffenheit waren. Ich wurde jedoch in meiner Hoffnung, auf Wild zu stoßen, getäuscht. Es gibt hier keine Jagd, die der Erwähnung werth wäre; denn Alligatoren zu schießen mag ich nicht Jagd nennen. Ich tödte sie, weil sie schädliche Thiere sind, aber ihre Erlegung ist kein Jagdvergnügen.

Wir segelten nach Puna hinab und ruderten in unfremm Lootsenboote nach einem steinigem Strande etwas weiter westlich. Während die Leute hier beschäftigt waren, die nöthigen Steine zu sammeln und an Bord zu schaffen, um die Brigantine gegen die nördlich von der Linie zu erwartenden Windstöße zu sichern, begab ich mich mit dem Kapitain und einigen Matrosen ebenfalls an's Land, um einen reichlichen Vor-

rath von Aустern einzulegen. Wir versahen uns zu diesem Zwecke mit einigen Tonnen, die wir, nachdem sie gefüllt waren, bis an den Rand voll Seewasser gossen, so daß wir für viele Tage mit Aустern versorgt waren.



## Vierzehnter Abschnitt.

Häfen von Central-Amerika. Orcane und ihre Wirkungen.  
Klima, Früchte u. s. w.

Realejo ist gegenwärtig der einzige sichere Hafen in Central-Amerika. Es gibt zwar noch einige andere, die man ebenfalls für sicher halten könnte, die es wohl auch für einige Jahre sein können, aber es kommt immer dann und wann ein fürchterlicher Ocean, der deutlich genug beweist, daß ein nicht gesperrter und vom Lande eingeschlossener Ankerplatz nicht immer zuverlässig ist. Diese Bemerkungen sollen gewissermaßen den Abschnitt dieses Buches einleiten, welchen ich jener großen Wasser Verbindung zwischen dem Atlantischen und Stillen Ocean gewidmet habe. Die heftigen fast vier Monate im Jahre wehenden Nordwinde würden jeden in der Bucht von Papagayo anzuliegenden Hafen unberührt lassen, da diese Winde von der Küste nach der hohen See zu wehen würden; zuweilen aber dreht sich an der Küste ein Ocean in zwölf Stunden um den Compass. Es mag hier die Geschichte einer der merkwürdigsten Errettungen Platz finden, von welcher ich je gehört habe. Ich stand

mit einem auf Halbsold gesetzten Marine-Lieutenant auf einer Landspitze und sprach mit ihm über die Sicherheit verschiedener Baien in der großen Bucht in Rücksicht auf Häfen; er gab mir dann im Laufe des Gesprächs folgenden merkwürdigen Bericht von einem Sturme, dessen Wirkung er zu Schiffe erfahren hatte. Aber ich will die Geschichte so viel als möglich mit des Fremden eignen Worten wiedergeben.

„Sie sehen jene große Bai dort, an deren nordwestlicher Spitze uns zunächst sich eine kleine Gruppe von Felsen und Inseln befindet? Nun hören Sie. Vor zwei Jahren fuhr ich an Bord eines guten Kaufahrers von 350 Tonnen von Panama nach Acapulco. Wir hatten eben das südliche Vorgebirge der Bai erreicht, als eine plötzliche Windstille eintrat, während sich jedoch fortwährend eine mächtige Deining in die Bai ergoß. Das Barometer fiel tiefer als es mir in diesen Breiten je vorgekommen war. Der Kapitain, welcher wußte, daß ich ein alter Seeoffizier war, zog mich zu Rathe und in wenig Augenblicken befand sich das Schiff unter dicht eingereißten Marssegeln, Vorstangenstagssegeln und straff eingereißten Brodwinner. Die großen Segel wurden erst eingereißt und dann beschlagen und alles wohl verwahrt. Wir hatten auch in der That keine Zeit zu verlieren, denn der Wind kam heran, als wir eben einen Theil unserer Segel geborgen hatten — und zwar in derselben Richtung wie die Deining, das heißt unmittelbar in die Bai hinein. In einer halben Stunde war das Meer in furchtbarer Aufregung; das Besansegel wurde schnell völlig eingezogen und Brodwinner und

Stengenstagssegel waren ebenfalls geborgen; aber der Sturm hatte einen solchen Grad erreicht, daß das große und Fockmarssegel aus den Reiken herausgetrieben und in tausend Fetzen zerrissen wurde. Das Meer ging fürchtbar hohl und machte eine bedeutende Bresche in unser Schiff, denn es hatte fast alle Wetter- und Lee-Vollwerke hinweggerissen und es schien nicht die geringste Aussicht vorhanden zu sein, unser Fahrzeug retten zu können. Kein Anker oder Kabel hätte es auch nur auf eine Minute halten können und es wurde endlich beschlossen, das Fahrzeug am entferntesten Ende der Bai, wo es eine Gruppe von Kokosnußbäumen und ein sandiges Ufer gab, an's Land fahren zu lassen. Das Fockmarsstagssegel wurde aufgezo-gen, das Steuerruder tüchtig gehandhabt und das Schiff kam vor den Wind.“

„Wir trieben vor dem Winde her,“ fuhr der Erzähler fort, „während ein fürchtbar tobendes Meer uns folgte und der Strand, auf welchen wir zu-steuerten, ungefähr noch zwei Meilen unmittelbar vor uns lag; wir sahen, daß die Brandung fürchtbar tobte, aber wir wußten, daß das Gestade mit weichem Sande bedeckt und das Wasser selber bis an's Ufer ziemlich tief war und wollten uns daher von den gewaltigen Wogen so weit als möglich an das trockene Land schleudern lassen, um vielleicht wenigstens unser Leben zu retten.“

„Ich stand mit dem Kapitain,“ fuhr der alte Seeoffizier fort, „am Steuerrad und hatte ihm eben gesagt, daß in fünf Minuten unser Schicksal ent-schieden sein würde, als wir vor uns einen lauten Schlag



hörten und das Fockstagssegel plötzlich gegen den Mast gekehrt sahen, so daß es das Vordertheil unseres Schiffes vom Lande zurücktrieb. Der Sturm hatte sich plötzlich gerade nach der entgegengesetzten Seite des Compasses gewendet und in seiner Wuth sich verdoppelt.“

„Es war uns bei diesem plötzlichen Aufschub der Entscheidung unseres Schicksals vielleicht eben so zu Muth wie denjenigen, die zum Tode verurtheilt noch auf dem Richtplatze das Wort der Gnade vernehmen. Aber es war immer noch sehr zweifelhaft, ob das Fahrzeug aus seiner Lage herauskommen würde, obgleich es von dem Sturme zu seinem Gunste gegen die furchtbaren Wogen getrieben wurde, die sich noch immer in die Bai wälzten. Das Fockstagssegel hielt noch aus; die Marssegel waren in Fetzen zerrissen, aber es wurden zwei Leute zur Fockrahe gesendet, um einen Flügel der großen Segel auszuspannen; er wurde jedoch, sobald er ausgespannt war, in Streifen zerrissen. Die Leute erhielten trotzdem Befehl, das ganze Segel zu lüften und die Rahe zu verlassen und obgleich er bald in Fetzen zerrissen war, so wurde doch das Fahrzeug vom Ufer hinweggetrieben. Als es sich aber der Mündung der Bai näherte, war sein Kampf mit den Wogen ein so furchtbarer, daß der Fockmast zwei Fuß über dem Decke zusammenbrach und Bugspriet und die große Marsstenge mit hinwegnahm. Wir versuchten es hierauf mit dem großen Segel, aber das Fahrzeug war völlig unlenksam geworden und wir wurden in einen engen Kanal zwischen einer Insel und dem

Festlande getrieben, wo wir am Vordertheile und am Stern einen Anker auswarfen.“

„Am nächsten Morgen besuhr ich in einem kleinen Boote einen großen Theil der Bai, wo nur noch eine langgedehnte Deining an die Gefahr des vorigen Tages erinnerte.“

„Unsere Rettung,“ schloß mein Freund, „war ein Wunder, hätte das Umschlagen des Sturmes fünf Minuten später stattgefunden, so würde es uns den Untergang gebracht haben, denn es hätte dann jeden Versuch, uns zu retten, zu Nichte gemacht.“

Ich höre es gern, wenn andere von überstandenen Gefahren erzählen, während ich von Gefahren, die ich selber überstanden habe, aus begreiflichen Gründen lieber schweige.

Wir sind nun zu dem fast unbekanntem Theile der Welt gelangt, den man Central-Amerika nennt, und da, wie ich glaube, dieses Land durch eine dasselbe durchschneidende große Wasserverbindung zwischen dem Atlantischen und Stillen Ocean ein neues Dasein und eine neue Bedeutung gewinnen wird, so werden denjenigen, welche sich für die Herstellung dieses Kanals interessieren, einige Bemerkungen über das Land und das beabsichtigte Werk jedenfalls nicht unwillkommen sein. Ich verweise hierbei auf mein im vorigen Jahre veröffentlichtes Werkchen: „Wildes Leben im Innern von Central-Amerika,“ das höchst wahrscheinlich nicht seiner eigenen Verdienste, sondern vielmehr wegen des frischen unbekanntem Bodens, auf welchem es sich bewegt, eine nicht ungünstige Aufnahme gefunden hat.

Mein letzter Abschnitt hat einen gleichen Zweck, nämlich den Zweck, die Welt mit einem fast unbekanntem Lande etwas bekannter zu machen und den Geschäftsleuten meiner Heimat gleichzeitig die Schwierigkeiten zu zeigen, welche bei dem großartigen Vorhaben, einen großen Schiffskanal durch dieses Land zu legen, nicht zu umgehen, wohl aber zu besiegen sein werden.

Ehe ich meine Bemerkungen über den Kanal beginne, würde es mir angenehm sein, zum Besten derjenigen, welche vielleicht in Central-Amerika ihren Aufenthalt zu nehmen haben, einige Worte über die Eigenthümlichkeiten des Klima's und die allgemeine Beschaffenheit des Landes einschalten zu können.

Ich glaube, die Launen des Klima's lassen sich am Besten durch Folgendes bezeichnen: Weinreben wachsen bekanntlich in den heißesten Ländern, aber in Central-Amerika fand ich nur zwei Weinstöcke, die ein Herr Manning in Leon angepflanzt hatte. Einer derselben war sehr sick, während der andere an verschiedenen Zweigen reife Früchte, junge grüne Früchte und Blüthen trug. Ein Zweig prangte in Laub und Früchten, während ein anderer buttete. In einer einzigen Pflanze waren alle Jahreszeiten vereinigt. Es war dieß wie gesagt die einzige fruchttragende Weinrebe, die ich je in Central-Amerika gefunden habe.

Orangen werden sehr groß und es gibt fast das ganze Jahr hindurch immer einzelne reife Früchte dieser Art, aber sie sind mit einer so außerordentlich dicken Schale versehen, daß sie keinen großen Werth haben.



Melonen sind wirklich die einzigen guten Früchte, die Central-Amerika aufzuweisen hat; sie werden mit der Hand auf Felder gesät, sind aber trotzdem nicht halb so gut wie Melonen, die in mäßigeren Zonen wachsen.

Ich war Zeuge eines Versuchs, in den heißen Niederungen auf einem Stück Land Weizen zu bauen; er wuchs üppig empor bis zu einer Höhe von acht oder zehn Fuß, gab aber eben nur gutes Stroh. Auch höher in den kälteren Theilen des Landes, wo ich einen gleichen Versuch machte, war das Klima noch immer zu heiß und der Weizen schoß in die Höhe, ohne Aehren zu bringen.

Kartoffeln gedeihen hier nicht. In einem Garten erbaute man Dams, aber mit sehr zweifelhaftem Erfolge. Gemüse gedeihen im Allgemeinen wenig und die einzigen wirklich gesunden Erzeugnisse, die mir von dieser Art vorgekommen sind, gehörten in die Kürbisartigen Pflanzen.

Selbst die köstliche Mango (ich meine die ost-indische) vertrocknet hier zu einer zähen Frucht, die zwischen den Zähnen stecken bleibt. Die Ananas ist zäh und trocken und dennoch ist das Klima eines der feuchtesten in der Welt, da es fast acht Monate im Jahre regnet.

Wie auffallend ist der Abstand, wenn man die Küste von Peru, wo es seit 1746 nicht geregnet hat, mit dem Lande vergleicht, das nur einige Breitengrade nördlicher liegt und wo ein Regenschauer fast immer gehörig durchweicht; und dennoch sind die pe-

ruanischen Früchte tausendmal feiner und edler als die Erzeugnisse Central-Amerika's.

Aber es drängt mich, dem Leser, der mich soweit begleitet hat, nun endlich und schließlich die Thatsachen mitzutheilen, welche die großen Wasserverbindungen zwischen den beiden Meeren betreffen.

## Fünftehnter Abschnitt.

Die Wasserverbindung zwischen dem Atlantischen und  
Stillen Ocean.

Es sollte von allen Parteien, welche auf irgend eine Weise, sei es durch Einfluß, durch persönliche Mitwirkung oder durch Geldunterzeichnung, an einer Wasserverbindung zwischen dem Atlantischen und Stillen Ocean sich betheiligen, wohl in's Auge gefaßt werden, daß eine solche Verbindung allen Nationen nutzbringend gemacht werden müsse und zwar nicht bloß in Bezug auf das Recht der Durchfahrt, sondern auch hinsichtlich der Größe und Tiefe des Kanals, der selbst den größten Schiffen Raum zur Durchfahrt bieten muß.

Wenn zum Beispiel die englischen Kapitalisten und Kaufleute auf die letztere Bedingung nicht halten sollten, so würden sie sich sicherlich bald getäuscht sehen.

Es wäre leicht möglich, daß man mit englischem Gelde einen Kanal baute, der nach seiner Vollendung nur für Schiffe von zweihundert Tonnen groß genug gefunden würde, so daß also die schönen Flotten der Herrn Green, Bigram, Smith oder Somes vor wie nach den alten Weg zum Cap nehmen müßten,





wenn auch diese Herrn das Unternehmen durch Geldbeiträge unterstützt hätten.

Bei einem kleinen Kanale würde der ganze Transithandel in die Hände der Amerikaner fallen und diese allein würden von dem britischen Kapitale den Nutzen ziehen, wie sie es jetzt in Cuba thun.

Ein kleiner gerade nur für die amerikanischen Küstenfahrer, nicht aber für unsere großen Ostindien- und China-Fahrer zugänglicher Kanal würde natürlicher Weise für die Amerikaner ein Vortheil sein; ein großer Kanal wäre dagegen ein unberechenbarer Gewinn für den Handel im Allgemeinen und der Leser, der so freundlich gewesen ist, mir bis hierher zu folgen, mag nun mit mir die Möglichkeit der Ausführung eines solchen Unternehmens in Erwägung ziehen.

Wir wollen zunächst von dem Grundsatz ausgehen, daß der Kanal, wenn er überhaupt gebaut wird, von solcher Breite und Tiefe sein müsse, daß Fahrzeuge von der größten Art, ohne Grund zu finden, hindurchfahren können, und dann wollen wir erwägen, an welchem Theile der Welt ein solcher Kanal angelegt werden könne.

Unter den zu diesem Zwecke vorgeschlagenen Punkten war auch der Isthmus von Tehuantepec, aber dieser Plan, der während der wüthenden Speculationen im Jahre 1845 aufstach, war jedenfalls ein unreifer. Es wurden mehre Arten der Ausführung vorgeschlagen und die Anzahl der Schleusen wurde allein auf hundert und fünfzig berechnet. Dieser Plan ist aufgegeben worden und wenn sich irgend jemand über diesen Punkt näheren Aufschluß zu geben wünscht,

so verweise ich ihn auf eine mir eben vorliegende Beschreibung des Isthmus von Tehuantepec von Don José de Garay.

Es bleiben nun noch zwei andere Entwürfe zu berathen übrig. Untersuchen wir, welcher von beiden den Vorzug verdient und dann wollen wir sehen, wie sich der bessere am leichtesten würde ausführen lassen.

Von Chagres nach Panama war die erste vorgeschlagene Richtung eines Durchstichs, während ich für meinen Theil die Richtung von der Boca St. Juan von Nicaragua nach einer Bai in der Bucht von Papaguay für diejenige halte, welche der Ausföhrung des Unternehmens die wenigsten Schwierigkeiten entgegenstellen würde.

Ziehen wir zunächst die Frage hinsichtlich der Richtung von Chagres nach Panama in Erwägung.

Bei dem ersten Blicke auf die Karte, wird jedes Kind ausrufen: „O welche kleine Strecke ist hier zu durchschneiden!“ Und so scheint es auch in der That, aber es ist bekannt genug, daß sich in allen Lebensbeziehungen sogenannten kurzen Durchschnitten häufig die meisten Schwierigkeiten entgegenstellen.

Die Einfahrt in den Fluß Chagres ist sehr schwierig. Das Bett der Mündung ist von mehreren Felsen durchzogen, welche immer gefährlich bleiben würden. Aber das Gebrechen der Einfahrt oder Mündung hat nichts mit den anderen Schwierigkeiten dieser Richtung von Chagres nach Panama zu thun, denn es würde nicht sehr schwierig sein, aus einer ungefähre fünf Meilen abseits liegenden Bai, die durch

einen Damm in einen vorzüglichen Hafen umgewandelt werden könnte, einen Kanal in den Fluß zu leiten.

Die wirkliche Tiefe des Durchschnittes würde für Panama, wie für Nicaragua eine gleiche sein, aber es dürfte sich als große Schwierigkeit herausstellen, für die Kanäle und Schleusen eines Panama-Durchstichs das nöthige Wasser zu finden. Der See Nicaragua liegt ungefähr 130 Fuß über dem Meeresspiegel und würde eine unbeschränkte Wassermasse geben. Nehmen wir überdieß an, daß ein Ostindienfahrer wirklich im Stande wäre, die westliche Küste bei Panama zu erreichen, so würde er sie nicht verlassen können, denn das Wasser ist zu seicht, und jede Austiefung desselben würde in wenigen Wochen wieder mit Sand angefüllt sein.

Von den ungesunden klimatischen Verhältnissen will ich gar nicht sprechen. Chagres und die Boca S. Juan stehen einander ziemlich gleich. Die westliche Küste ist für einige Grade nördlich von Panama ziemlich an einer Stelle so ungesund, wie an der andern; aber an dem oberen Theile des Sees Nicaragua ist das Klima ziemlich gesund und hier würde nothwendiger Weise das Hauptquartier der Unternehmungen aufzuschlagen sein, nachdem diese bis zu einem gewissen Punkte vorgerückt wären.

Der Mangel an Wasser und die Seichtigkeit der westlichen Küste scheinen alle Speculanten abgeschreckt zu haben, die Ausführbarkeit des vor einigen Jahren der Welt vorgelegten Planes näher zu untersuchen, und man hat jetzt seine Aufmerksamkeit dem ausführbareren, wenn auch noch immer schwierigen



Plane zugewendet, einen großen Schiffskanal durch Central-Amerika und die Provinz Nicaragua anzulegen und dabei den Fluß S. Juan und den großen See zu benutzen.

Dieser Plan ist es, über welchen mir einige Bemerkungen erlaubt sein mögen, wodurch ich jedoch die Urheber dieses Planes keineswegs entmüthigen, sondern im Gegentheil nur auf die Schwierigkeiten und Gefahren aufmerksam machen will, mit welchen das Unternehmen unvermeidlich verbunden sein wird, die man aber nur zu kennen braucht, um sie zu überwinden. Ich habe zwei Jahre im Innern dieses Landes gelebt und bin mit dem Lande und seinem Volke genau bekannt; meine auf eine solche Kenntniß gestützten Bemerkungen werden daher vielleicht nicht ganz ungünstig aufgenommen.

Ein ehemaliger Offizier in britischen Diensten, Namens Bailey, ist mit seinem Sohne einige Jahre beschäftigt gewesen, das ganze Land, den See, den Fluß San Juan und die Küstengegend genau zu untersuchen. Sein mit einer trefflichen Karte versehener Reisebericht erscheint jetzt bei Trelawny Saunders in London und ist, soweit ich das Land aus eigener Kenntniß beurtheilen kann, sehr getreu und richtig.

Nehmen wir an, daß Central-Amerika zum Felde der Unternehmung auserwählt, daß jede nöthige Vorbereitung getroffen, daß die Einwilligung der Regierung von Central-Amerika nicht nur erlangt, sondern auch verbürgt und daß bei den festzustellenden Bedingungen der Vortheil aller Nationen im Auge behalten worden sei — und nun wollen wir sehen, welche

Schwierigkeiten sich dem allerersten Anfange entgegenstellen würden, vorausgesetzt, wie sich von selbst versteht, daß Plan und Anschlag vorher hinlänglich erwogen und überlegt worden seien, damit die Arbeiter nach Ankunft des Schiffes oder der Schiffe in der Boca S. Juan ohne langen Verzug an's Werk gehen könnten.

Wir wollen natürlicher Weise auch voraussetzen, daß die Expedition, sei es aus England oder den Vereinigten Staaten, alle verbesserten Maschinen oder Handwerksgeräthschaften zum Austiefen der Flüsse, zum Aushöhlen, Durchstechen und Tunnelgraben mitgebracht habe. Die hauptsächlichste und wichtigste Frage bleibt hierauf: „Welche Arbeitskräfte stehen zu Gebote — welche Arbeiter gibt es?“

Wenn die Unternehmer sich auf die Arbeiter des Landes verlassen, dann können sie getrost ihre Anker lichten und wieder heimfahren, denn ich kenne die arbeitende Klasse ziemlich genau und weiß, daß der menschenfreundlichste und großmüthigste Arbeitgeber kaum eine Woche lang sich auf sie verlassen kann.

Ein Herr B. — der freundlichste aller freundlichen Arbeitgeber, — der eine große Zuckerpflanzung Namens San Antonio besaß, sagte mir, daß häufig ein großer Theil seiner Leute die Arbeit aus bloßer Laune verließe. Die Leute hatten wenig zu thun, wurden gut gespeist und gut bezahlt und zwar in baarem Gelde, was in Central-Amerika, wo Löhne gewöhnlich in Baaren bezahlt werden, die hundert Procent Gewinn geben, eine wahre Seltenheit ist; und dennoch liefen häufig ganze Gesellschaften davon,

um vielleicht nach einiger Zeit, nachdem sie ihr ganzes Geld verthan hatten, zurückzukehren und neue Arbeit zu verlangen. Wenn sie gegen einen guten Herrn auf diese Weise sich benehmen, der ihnen leichte trockene Arbeit gibt, was würde dann von ihnen zu erwarten sein, wenn sie im schwarzen Sumpfe, unter Alligatoren, Schlangen und Myriaden blutsaugender Insecten arbeiten müßten.

Von den einheimischen Arbeitern wäre jedenfalls brauchbarer Beistand zu erlangen, aber man darf nicht einzig und allein auf sie angewiesen sein. Englische oder nordamerikanische Arbeiter können nicht in Frage kommen. Es würde nach achttägiger Arbeit keiner von ihnen mehr am Leben oder wenigstens noch arbeitsfähig sein. Eine Schlammlerche vom Mississippi würde hier nicht ausdauern.

Es gibt auf der rechten Seite des Hafens nach dem Flusse hinauf, eine lange Sandfläche, wo man nach meiner Ansicht im Anfange das Hauptquartier aufschlagen müßte. Eine ähnliche Fläche befindet sich auch auf der linken Seite, aber hier ist der Aufenthalt gefährlich. Der alte Herr Schepherd, der an der Mosquito-Küste so wohlbekannt ist, erzählte mir, daß er es anfänglich mit dieser Stelle versucht, sich aber bald veranlaßt gesehen hätte, nach dem anderen Ufer überzusiedeln, da seine Leute schnell nach einander gestorben wären. Auf der rechten in den Fluß hineingehenden Seite ist es, wo, wie ich vermurthe, die Arbeiten beginnen und wo die Aufseher und Leiter für den Anfang ihr Nachtquartier aufschlagen müßten.



Aber es bleibt uns immer noch die Frage zu beantworten: Wo sollen die Arbeiter herkommen?

Man kann sich nicht auf eine Woche auf die einheimischen Arbeiter verlassen und wenn sie auch wirklich arbeiten, dann ist es in der That ein Jammer, wenn man sieht, wie wenig sie im Ganzen vollbringen. Man kann nicht auf englische oder nordamerikanische Arbeiter rechnen, denn die Arbeit würde diese in acht Tagen tödten oder wenigstens unbrauchbar machen; man kann ferner auch nicht auf Arbeitern aus Westindien rechnen, weil diese Leute von Arbeit nichts wissen mögen und auch große Thoren wären, wenn sie sich darauf einlassen wollten, denn sie sind jetzt zum guten Theil im Besitz der Güter ihrer ehemaligen Herrn.

Auf welche Arbeitskräfte ist denn nun aber wohl zu rechnen?

Ich bedaure, daß es hierauf nur eine Antwort gibt: Freie Arbeiter von der afrikanischen Küste sind die einzigen, auf welche zu rechnen ist. Man kann den Beistand der einheimischen Arbeitskräfte so viel als möglich herbeiziehen und man wird sie in größerem Umfange und brauchbarer erlangen können, wenn es sich herausstellt, daß man nicht ausschließlich auf sie angewiesen ist.

Ein großer Theil der Bewohner der afrikanischen Küste würde sich zu einer solchen Arbeit nie freiwillig hergeben; sie ziehen Schiffarbeit an der Küste vor, wobei sie sich ihr Geld sparen und sich zwei oder drei Weiber kaufen; aber es würde trotzdem eine hinreichende Anzahl freier Arbeiter an der Küste zu finden sein und

wenn die Arbeiter während der Reise gut gehalten, nach ihrer Ankunft ehrlich und sorgsam behandelt würden, so würden sie ohne Nachtheil für sich selber sehr nützliche Arbeiter sein.

Ohne Zweifel wird irgend eine zartfühlende gutmüthige alte Dame, wenn sie von einer Schiffsladung schwarzer Arbeiter hört, in den Ausruf ausbrechen: „O wie furchtbar, diese armen theuren Schwarzen zur Arbeit zu benutzen — es ist eine Art Sklavenhandel!“ Sie würzt bei diesem Ausrufe vielleicht ihre Tasse Kaffee mit einem Stück Zucker von Cuba oder Brasilien, ohne zu bedenken, daß Kaffee und Zucker durch die mühevollen Arbeit und den Schweiß schwarzer Sklaven erzeugt worden sind.

Aber dieß ist ein Bedenken, das nicht die mindeste Geltung hat, denn wenn diese freiwilligen Arbeiter auf eine gewisse Zeit, vielleicht auf drei oder vier Jahre für guten Lohn gedungen, wenn ihnen freie Heimfahrt zugesichert und sämtliche Verträge überhaupt so abgeschlossen würden, daß auf dessen Erfüllung mit Gewißheit gerechnet werden könnte, dann würde die Lage dieser Arbeiter bei ihrer Rückkunft in ihr Vaterland eine bessere sein, als die ihrer in der Heimat gebliebenen Landsleute.

Man hat solche freie Arbeiter auf einigen unserer Westindischen Inseln einzuführen gesucht, aber das Colonial-Ministerium hat dieses Verfahren ohne jeden gerechten Grund verboten. In diesem Unternehmen werden jedoch die Amerikaner, wenn man sich für freie Arbeiter von der afrikanischen Küste entscheidet, dem Colonial-Ministerium nicht die Ehre erwei-

sen und erst um Erlaubniß bitten, einen Arbeiter für sein Tagewerk seinen Tagelohn zu bezahlen, was unseren ruinirten Pflanzern buchstäblich verboten war.

Auf solche Arbeitskräfte würden die Directoren und Unternehmer sich verlassen können und so würde von tüchtigen Aufsehern und Vorarbeitern aus England oder den Vereinigten Staaten unterstützt und geleitet, das große Werk glücklich zur Ausführung gelangen und kaum die Hälfte der Summe kosten, auf welche man es jetzt veranschlagt.

Man muß ferner bedenken, daß die einheimischen Arbeiter vom See aus nach dem Stillen Meere hin leichter zu erlangen sein werden, als in der Nähe des S. Juan.

Nachdem für die nöthigen Arbeitskräfte gesorgt ist, muß man zunächst die Beschaffenheit des Bodens untersuchen, welcher zwischen der Mündung des Flusses und dem großen See Nicaragua zu durchstechen ist. Der See liegt ungefähr hundert und dreißig Fuß über dem Spiegel des Stillen Meeres und ich glaube, noch etwas höher über den Spiegel des Atlantischen Oceans.

Auf jeder Seite des Flusses S. Juan befindet sich ein mächtiger dichter Wald, dessen riesenhafte Bäume das dichteste undurchdringlichste Gestrüppe beschatten, das man irgendwo in der Welt finden kann. Ich zweifle fast, daß auf der ganzen Strecke des Flusses irgend jemand je tiefer als zwanzig Schritte in den zu beiden Seiten des Flusses liegenden Wald eingedrungen sei.



Dieser Wald ist von wilden Thieren und Schlangen aller Art belebt und indianische Berichte sagen, daß einige der größeren Schlangen weit furchtbarer seien als diejenigen, die sich näher an der westlichen Küste anhalten. Die Dünste, die von den Ufern des Flusses aufsteigen, wo seit tausend und tausend Jahren das Laub faulend aufgehäuft liegt, sind selbst für die Eingebornen verderblich und tödtlich.

Der Wald muß zu beiden Seiten des Flusses bis zu einer gewissen Breite gelichtet werden und bei dieser Arbeit würden die eingebornen Arbeiter, die vortreffliche Baumsäller und Artarbeiter sind, sehr wesentliche Dienste leisten können. Die Wurzeln würde man ausgraben und das Ganze verbrennen müssen, worauf man, wie ich glaube, sich überzeugen würde, daß der Boden auf beiden Seiten eben und nur wenige Fuß über dem Fluß erhaben ist. Ich urtheile nach den Gipfeln der Bäume, die an Stellen, wo der Fluß eine weitere Strecke in gerader Richtung fließt, ganz in gleicher Höhe erscheinen.

Wenn obige Vorschläge mit Erfolg ausgeführt worden sind und ich wüßte nicht, warum dieß nicht geschehen sollte, dann ist ein Kanal zur Unterstüzung des Flusses sehr leicht herzustellen; es sind einige wenige Schleusen nöthig, um ein Schiff über 130 Fuß zu erheben, und diese Schleusen würden stets von dem großen See über ihnen, sowie von dem Flusse selber gespeist werden, der an manchen Stellen jedes Schiff tragen würde.

Was die Herstellung einer Verbindung vom Atlantischen Ocean bis zum See Nicaragua anlangt,

so ist dieß ein höchst einfaches Unternehmen, das nur Ausdauer und zuverlässige Arbeitskräfte erfordert. Für die Leiter und Aufseher der Arbeit würde es gut sein, wenn sie acclimatisirt und mit der spanischen Sprache vertraut wären, dennoch würde ihre Lage in der ersten Zeit nicht sehr zu beneiden sein, aber sie würde sich bedeutend verbessern, sobald das Werk bis zum See vorgerückt wäre. Sie würden sich dann in reinerer, gesunderer Luft befinden und mancher Bequemlichkeiten sich erfreuen, die sie früher entbehrt hatten.

Die nächste Arbeit wäre dann, den See schiffbar zu machen, aber dieser Theil des Werkes würde mit so geringer Mühe verbunden sein, daß er kaum als eine Schwierigkeit genannt zu werden verdient.

Eine wirkliche Schwierigkeit aber ist die Ueberwindung jener Berge, welche den See von den unterhalb befindlichen Ebenen scheiden. Dieß ist fürwahr die einzige Schwierigkeit des ganzen Unternehmens.

Man hat zweierlei Mittel und Wege vorgeschlagen, erstlich eine vollständige Abtragung der Berge und Herstellung eines Strombettes mit sehr schiefen Ufern, und zweitens Ausgrabung eines Tunnelkanals, welchen die größten Schiffe, ohne die tieferen Masten umzulegen, passiren können. Ich weiß aus Erfahrung, wie schwierig beide Unternehmungen in einem Lande sind, wo der Regen nicht wie in Europa tropfenweise, sondern buchstäblich in Strömen herabkommt, aber ich bin nach reiflicher und langer Erwägung und bei ziemlich genauer Bekanntschaft mit dem Lande trotzdem fest überzeugt, daß dieser Durchstich im Ver-

gleich mit der Eisenbahnbrücke über die Straße von Menai eine wahre Kinderarbeit sein würde.

Diese kleine Bergreihe ist, ich wiederhole es, die einzige Schwierigkeit in dem ganzen Unternehmen, die durch zuverlässige Arbeitskräfte leicht überwunden werden kann. Aber eben diese Arbeitskräfte sind es, die nicht ohne Mühe und Kosten herbeizuschaffen sein werden; denn wenn ein Unfall, wie z. B. ein großer Erdsturz vorkäme, so würde das Unternehmen, wenn man auf einheimische Arbeiter angewiesen wäre, sofort aufgegeben werden müssen, da nur einige Arbeiter ihr Leben einzubüßen brauchten, um alle übrigen Hände zu lähmen, so daß die Arbeit mehrerer Monate durch den Regen weniger Tage wieder zerstört werden würde.

Von dem westlichen Fuße dieser Bergkette aus erstreckt sich eine flache Ebene, wo zur Anlegung eines Kanals ganz gewöhnliche Arbeiter ausreichend sein würden.

An der Ausmündung in das Stille Meer findet man tiefes Wasser und es gibt in der Bai von Papaguay viele Stellen, wo gute Häfen angelegt werden können.

Nach einem anderen Plane sollte die Durchschneidung des Festlandes über den See Managua oder über Leon gelegt werden und im Golfe von Conchagua oder Fonseca ausmünden, aber ein bloßer Blick auf die Karte wird die Schwierigkeiten, die der Ausführung eines solchen Planes entgegenstehen, zur Genüge darthun.



Wenn die Mündung des Kanals an der See-  
küste ein reines sandiges Gestade findet, so wird die  
Luft nicht eben ungesund sein, wenn aber der Ver-  
bindungspunkt weiter nördlich zu liegen und mit den  
pesthaften kleinen Flüssen oder „Esteros“ bei Realejo  
in Verbindung kommt, so werden wenige Europäer  
den Dünsten widerstehen können, welche aus dem  
schwarzen schlammigen Sumpfe emporsteigen, der bei  
niedrigem Wasser die gewölbten Wurzeln der schmutz-  
igen Mangelbäume umgibt.

Stellen wir also die Schwierigkeiten des Unter-  
nehmens noch einmal zusammen. Sie lassen sich ohne  
Berücksichtigung der an beiden Meeren anzulegenden  
Häfen in vier Theile bringen.

Erstlich: Herstellung einer Wasserverbindung  
zwischen dem Atlantischen Meere und dem See Ni-  
caragua, theils durch Vertiefung des Flusses, theils  
durch Herstellung eines Kanals.

Zweitens: Austiefung des Sees für große  
Schiffe, die durch Dampfer nach der Einfahrt des  
westlichen Kanals bugfirt werden müssen.

Drittens: Durchschneidung der Bergkette in  
unmittelbarer Nähe des Sees, worin eigentlich die  
hauptsächlichste Schwierigkeit des ganzen Unternehmens  
liegt, und

Viertens: Anlegung eines Kanals von dem  
westlichen Fuße der Bergkette nach dem Stillen Meere,  
was eine ganz leichte Arbeit ist.

Wir wollen hierbei annehmen, daß jede nöthige  
Vorbereitung umsichtig getroffen, daß das einleitende  
Geschäft zur Zufriedenheit aller Nationen abgeschlossen,

das nöthige Kapital gezeichnet oder flüssig gemacht und mit der Regierung von Nicaragua ein bindender von drei oder vier mächtigen Regierungen, z. B. England, Frankreich und den Vereinigten Staaten garantirter Vertrag eingegangen worden sei.

Für den ersten Theil des Werkes, die Herstellung der Wasserverbindung zwischen dem Atlantischen Meere und dem See sind, wie gesagt, nur zuverlässige Arbeiter erforderlich. Verläßt man sich auf einheimische Arbeitskräfte, so wird man sich getäuscht sehen; baut man auf europäische oder nordamerikanische Arbeiter, so wird man bald genug durch zahlreiche Todesfälle enttäuscht werden, wollte man aber die westindischen Neger zu dieser Arbeit einladen, so würde man jedenfalls einen Vers eines wohlbekannten Liedes zur Antwort erhalten. Es bleibt kein anderes Mittel, als freie Arbeiter aus Afrika herbeizuschaffen, diese Arbeiter während der Reise gut zu halten, einige Dolmetscher anzustellen, streng jede Verbindlichkeit zu erfüllen und dann die Leute, wenn sie die verabredete Zeit hindurch gearbeitet haben, frei und mit ihrem ganzen Verdienste wieder heimschaffen zu lassen.

Wenn von manchen Leuten ein solches Verfahren gemißbilligt wird, so werden die Amerikaner darüber lachen, denn sie sagen mit Recht, daß sie nicht begreifen könnten, warum man einen Menschen, der bereit sei für Lohn zu arbeiten, nicht beschäftigen sollte, bloß weil er statt einer weißen eine schwarze Hautfarbe habe. Aber es ist vielleicht rathsamer, Streitfragen, die leicht bittere Gefühle erwecken könnten, hier unberührt zu lassen. Wenn sich England nicht ent-

schließen kann, freie schwarzer Arbeiter zu benutzen, so werden die Amerikaner die Sache aus den Händen der Engländer nehmen und sie zu ihrem eignen Vortheile ausbeuten; sie werden nach der afrikanischen Küste senden und ihre Passagiere unter denselben Bedingungen werben, unter welchen sich englische Auswanderer einzuschiffen pflegen, und jede Einmischung von Seiten unserer Kolonial-Verwaltung, die unsere eigenen Kolonien gelähmt hat, würde nicht bloß von Amerikanern, sondern auch von Engländern, die sich mit Beschämung genöthigt sehen würden, ein ehrenwerthes Unternehmen unter fremder Flagge zu verbergen, mit der größten Verachtung verlacht werden.

In dem zweiten Theile des Unternehmens, der Schiffbarmachung des Sees dürfte es kaum eine Schwierigkeit zu überwinden geben. Der dritte Theil ist, wie gesagt, derjenige, welcher mit der größten Schwierigkeit verbunden ist, aber ich bin trotzdem fest überzeugt, daß er bei Arbeitskräften, auf welche die Deiter sich verlassen können, keine allzu schwere Aufgabe sein würde. Was den vierten Theil anlangt, so ist dieß eine ganz gewöhnliche Arbeit.

Meine Bemerkungen über die Anlegung dieses großen Kanals, der so nothwendig ist und bald ausgeführt werden muß, sind hiermit zu Ende. Die Amerikaner scheinen mehr an die Sache zu denken als die Engländer, aber es wäre ohne Zweifel das Beste, wenn das Unternehmen ein Allgemeines, nicht aber das Unternehmen einer einzelnen Nation würde. Ich bin von der Ausführbarkeit des Planes so fest überzeugt, wie von meinem eignen Dasein und glaube,



daß dieser Kanal weit weniger kosten würde, als die Erbauung der Eisenbahn, welche Anglesea mit dem Festlande verbinden soll. Ein Duzend rechtschaffener Männer aus England, Frankreich und den Vereinigten Staaten, die das Vertrauen des Handelsstandes ihres Landes besitzen, könnten die ganze Frage in wenigen Tagen entscheiden und wir würden schon in drei Jahren hören, wie der schöne Chinafahrer von Blackwall und Newcastle in vier Tagen durch den Kanal gegangen sei.

Ich habe häufig von hohen Berggipfeln, aus einer Art Vogelperspective über das herrliche Land hinweggeschaut und meine Betrachtungen darüber gehabt, was aus diesem Lande gemacht werden könnte und welche trägen Nichtsthuer seine Bewohner sein müssen, die bei so vielen natürlichen Vortheilen in so schlechten Verhältnissen leben. —

Ehe ich schliesse, möchte ich noch einige rathende Worte für diejenigen hinzufügen, die durch Geschäfte oder durch Liebe zu Abenteuern nach Central-Amerika geführt werden.

Mit Sätteln und Zügel braucht man sich nicht zu versehen; der Reisende findet sie, wie sie für dieses Land sich eignen, in Granada oder Nicaragua und noch besser in Leon.

Wenn jemand nur ein Gewehr mitzunehmen vermag, dann ist eine Doppelflinte, die allenfalls auch mit Angeln geladen werden kann, weit besser für ihn als eine Doppelbüchse. Hierzu mag man sich noch mit einem Paar Pistolen, mit einem starken Jagdmesser von vier und zwanzig Zoll Länge, einem

Leibgürtel, einem Paar starker lederner Samaschen, die bis über das Knie reichen, und mit Stiefeln versehen, die eine Schlange abwehren können. Wenn man erhitzt ist, hüte man sich, Wasser anzurühren, da man sich unvermeidlich das Fieber zuzieht, wenn man auch nur Gesicht oder Hände wäscht. Man sei mäßig, nehme aber bei jeder tüchtigen Durchnässung ein kleines Glas Rum mit Wasser, und vergesse nicht, des Morgens, wenn man sich in den überall aufsteigenden ungesunden Dünsten bewegt, eine Cigarre zu rauchen. Endlich möge jeder stets seinem eignen Muth und seiner eignen Thatkraft vertrauen.

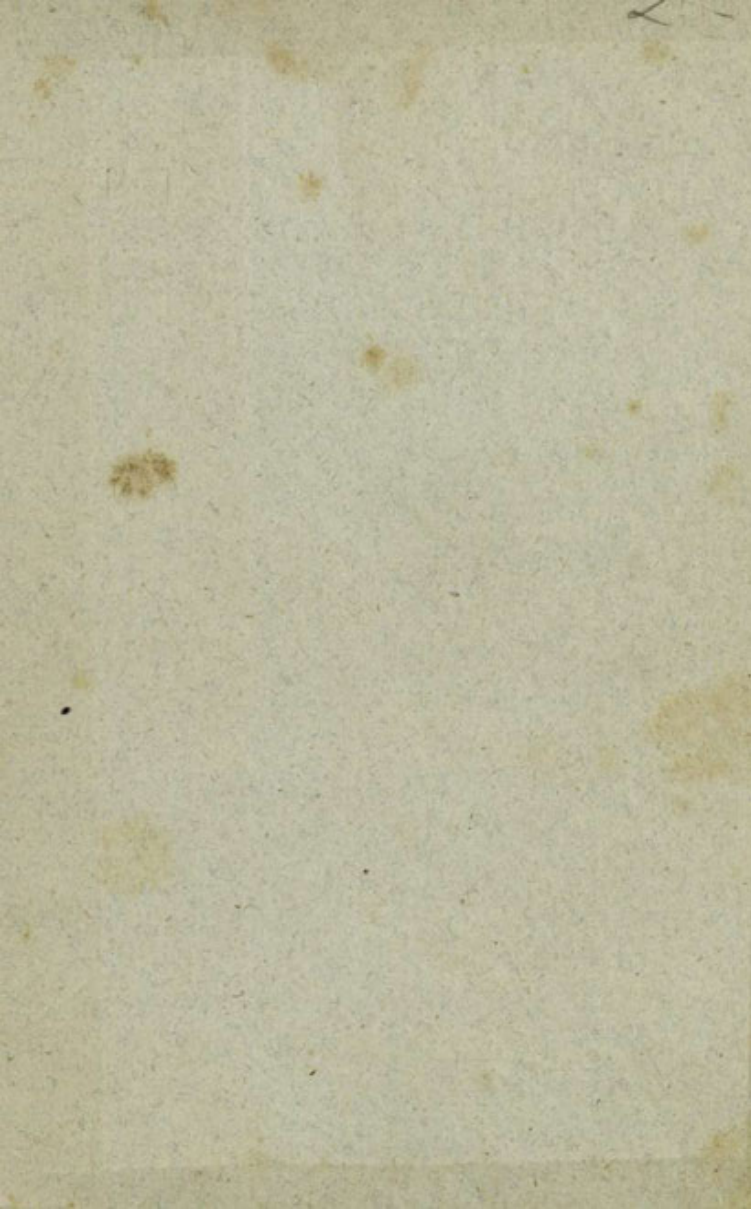
Wir sind nun am Ende unserer Reise. Ich habe abgetretene Wege so viel als möglich zu vermeiden gesucht und mich bemüht, den Leser über frischen Boden zu führen. Meine Bemerkungen zur Förderung des großen Kanals bleiben vielleicht nicht ganz fruchtlos.













28237